Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Strassburgs

während der Jahre 1681 bis 1684.

INAUGURAL-DISSERTATION

der

hohen philosophischen Fakultät I. Sektion

der

k. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München

zur Erlangung

der

philosophischen Doktorwürde

vorgelegt

von

Karl Hölscher

aus Wiesbaden.

München 1896.

CHRISTIAN KAISER.

Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Strassburgs

während der Jahre 1681 bis 1684.

INAUGURAL-DISSERTATION

der

hohen philosophischen Fakultät I. Sektion

der

k. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München

zur Erlangung

der

philosophischen Doktorwürde

vorgelegt

von

Karl Hölscher

aus Wiesbaden.

München 1896.

CHRISTIAN KAISER.

Druck der k. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn, München.

Meinem Vater.

Inhalt:

Seite

A. Einleitung 1

B. Hauptteil:

I. Eine schlesische Satire 7

II. Die Schriften des H. G. D. C. Francopolita 15

III. Die „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess“ und damit zusammenhängende Schriften 55

IV. Deutsche Stimmen über Strassburgs Fall während des Jahres 1683 82

V. Spätere deutsche Schriften auf Strassburg bis zum 15. August 1684 102

C. Schlusswort 147

Beilagen 153

Nachtrag 162

Vita 164

Berichtigungen.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41534912_0037

Vorwort.

Am 28. September 1895 war ein Vierteljahrhundert darüber verflossen, dass der Kommandant der französischen Festung Strassburg, General Uhrich, diese dem preussischen General von Werder übergab. So ist die Stadt wieder deutsch geworden, welche 189 Jahre lang im Besitze unsers westlichen Nachbarn gewesen war. Es lag in der Natur der Sache, dass man sich im Jahre 1870 in Deutschland, als das freudige Ereignis der Kapitulation der elsässischen Metropole bekannt wurde, wieder daran erinnerte, unter wie verhängnisvollen Umständen die Stadt seiner Zeit dem Reiche entrissen worden war, und mit welchen Gefühlen das deutsche Volk von damals den Verlust aufgenommen hatte. Aus den reichen Beständen der Münchner Hof- und Staatsbibliothek hat der Bibliothekar Thomas am Anfang des Jahres 1871 in der Allgemeinen Zeitung und gegen das Ende des Jahres 1872 in der „Gegenwart" einzelne deutsche Stimmen über Strassburg aus den dem Übergang an Frankreich unmittelbar folgenden Jahren herausgegeben; es waren dies nur handschriftlich vorhandene Stücke, die auch in der vorliegenden Arbeit Aufnahme gefunden haben. Aus einigen Randbemerkungen des Bibliothekars geht hervor, dass auch von anderer Seite her Vorarbeiten zu einer grösseren Publikation gemacht wurden, jedoch scheint die Sache damals nicht weiter verfolgt worden zu sein. Im Jahre 1882 hat dann Rathgeber, Pfarrer in Strassburg-Neudorf, in seinem Buche „Zur Geschichte der Strassburger Kapitulation von 1681" einige Flugschriften auf Strassburgs Fall erwähnt und besprochen, abgesehen von kleineren Notizen in Werken anderer Autoren.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit nun hat sich die Aufgabe gestellt, einen Beitrag zur Kenntnis der Stimmung des deutschen Volkes während der Jahre 1681 bis 1684 zu liefern, nicht auf Grund der gesamten Publizistik dieser Jahre — denn dazu gehören ja auch Aktenstücke — sondern lediglich nach reinen Presserzeugnissen, nach der sogenannten „öffentlichen Meinung". Er hat ausser der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München und der dortigen Universitätsbibliothek auch die Bibliotheken von Mainz, Frankfurt und Strassburg nach Flugschriften auf Strassburgs Fall durchforscht, doch hat ihn die Erfahrung gelehrt, dass die Münchner Staatsbibliothek unter den genannten Anstalten die grösste Fülle des gesuchten Materials birgt. Gewiss hätten die Bibliotheken von Berlin, Dresden und Heidelberg noch manches schätzenswerte Stück beitragen können, doch es wäre die Frage gewesen, ob dann die Arbeit nicht zu umfangreich geworden wäre. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, über Verbreitung und Auflagenzahl der einzelnen Stücke

möglichst genau zu berichten. Wenn, wie es bei einer derartigen Arbeit ja leicht geschieht, Fehler und Ungenauigkeiten mit unterlaufen sind, so bittet er um gütige Nachsicht.

Zum wärmsten Dank fühlt er sich verpflichtet für die freundliche Teilnahme und vielfache Förderung, die ihm bei seiner Arbeit durch seine Lehrer, die Herren Professoren Heigel und Grauert, sowie durch Herrn Dr. Simonsfeld zuteil geworden ist, wie nicht weniger für das bereitwillige Entgegenkommen, das er bei den Verwaltungen der von ihm besuchten Bibliotheken, insbesondere aber von seiten der Herren Dr. von Laubmann, Dr. Riezler und Dr. Schnorr von Carolsfeld in München erfahren hat.

Leider sind dem Verfasser beim Durchsehen der Correcturbogen für die vorliegende Ausgabe ziemlich viele Fehler entgangen. Es war daher sein Bestreben, in der für den Buchhandel bestimmten Ausgabe Unrichtigkeiten möglichst zu vermeiden.

A. Einleitung.

Das Jahr 1648 hatte Frankreichs Vorherrschaft im Elsass zur Thatsache werden lassen. Der französische Einfluss breitete sich dort nach und nach mehr und mehr aus, und nachdem einmal die zehn freien Reichsstädte in die Hände unsers westlichen Nachbarn gefallen waren, konnte es nur mehr eine Frage der Zeit sein, wann die Hauptstadt Strassburg ihrem Beispiele folgen musste. Es sollte nicht mehr lange dauern: am 30. September 1681 erfüllte sich ihr Verhängnis. Des Reiches „Haupt-Hauss-Schlüssel" ging somit dem Kaiser verloren.

„In Deutschland rief der Fall von Strassburg weithin Erbitterung und Entrüstung hervor, aber ebenso stark und weitverbreitet war das Gefühl der Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit. Nach den ersten Reunionen, die man nicht zu hindern vermocht hatte, erschien die der elsässischen Hauptstadt als eine Konsequenz, die man vorläufig ebenso hinnehmen müsse, weil man keine Mittel sehe, ihr entgegenzutreten, und die von französischer Seite geflissentlich verbreitete falsche Nachricht, dass die Unterwerfung Strassburgs im geheimen Einverständnis mit den Stadthäuptern erfolgt sei, wurde an vielen Stellen als willkommene Entlastung des eigenen beunruhigten Gewissens gerne geglaubt und zu heftigen Anklagen auf Verrat benutzt" [1]).

So war die Meinung an den meisten deutschen Fürstenhöfen, das deutsche Volk aber dachte anders. Die Stimmen, die in der Litteratur jener Tage laut wurden, riefen nach Krieg, um das Verlorene wieder zu erobern. Doch war die öffentliche Meinung

[1]) Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte von 1648—1740. I. S. 663.

damals keine Macht. Wäre sie eine Macht gewesen, „wäre überhaupt das Volk mehr gewesen als ein durch Gottes Gnaden vererbtes Patrimonium der Fürsten, alle Hände hätten zu den Waffen gegriffen, um die einzige Antwort zu geben, die ein so unerhörter Frevel, eine so freche Verletzung aller Treue und Verträge verdiente“ [1]).

Welcher Art war nun die politische Litteratur jener Tage? Periodisch erscheinende Zeitungen gab es wohl schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts, doch diese brachten ihren Lesern mehr Berichte über Überschwemmungen, Mordthaten, Erdbeben, Missgeburten, Kometen u.s.w. als über hohe Politik [2]). Infolgedessen sind wir ausser dem, was z. B. Leibniz über Strassburgs Fall geschrieben hat, nur auf Flugschriften angewiesen, die im 17. Jahrhundert besonders zahlreich in Deutschland verbreitet waren, und die mit wenig Ausnahmen anonym und pseudonym erschienen sind. Insbesondere über den Verlust von Strassburg unter dem eigenen Namen zu schreiben, war eine heikle Sache, und man konnte leicht den Verfolgungen der Behörden zum Opfer fallen. Kleine Gedichte, Satiren und Pamphlete, in deutscher oder lateinischer Sprache verfasst, sind uns vielfach nur handschriftlich überliefert worden, und zwar so, dass das betreffende Stück sich nicht nur einmal, sondern mehrere Male vorfindet und dazu oft noch in verschiedener Fassung, ein Beweis dafür, dass im deutschen Volke der Verlust von Strassburg grosse Entrüstung hervorgerufen hat [3]).

---

[1]) H. Scherer, Verrath Strassburgs an Frankreich im Jahre 1681. (Hist. Taschenbuch, neue F. IV.) Leipzig 1843, S. 117.

[2]) So eine Nummer der „Strassburger Zeitung“, deren ältestes Heft sich in den Händen des Strassb. Stadtbibliothekars Rud. Reuss befindet. Der Titel lautet: „Wahrhaffte Erzehlung der denkwürdigsten Begebenheiten, so sich hin und wieder in der Welt, meistenteils aber in Europa zu End des 1681sten, als auch zu Anfang des 1682sten Jahres, und folglich von Monat zu Monat, biss zu End des Augusti (als umb welche Zeit diese historische Relation zum Druck geliefert werden müssen) begeben und zugetragen, Alles auss glaubwürdigen eingelangten Schrifften und Avisen, soviel man der Zeit wissen können, theilss auch auss selbst eigener Erfahrung, dem curiosen Liebhaber zur gewissen und dienlichen Nachricht merkwürdig zusammengetragen und mit etlichen Kupffer-Figuren für Augen gestellet. Strassburg, gedruckt und zu finden bey Joh. Welpern und Friedrich Wilh. Schmucken.“ 24 Seiten. 4°. Reisseissen, Strassb. Chronik 1667—1710, durch R. Reuss, Strassburg 1877, Nachträge S. 203.

[3]) Die Münchner Staatsbibliothek besitzt in dem cod. germ. 1310 und in den cod. lat. 10415 und 10816 solche wertvolle Stücke, die sich auch teilweise anderweitig gedruckt vorfinden. Nach dem grossen Kriege sind einige von diesen

Die Publizistik der damaligen Zeit gibt uns darüber Aufschluss ob und wie weit das deutsche Volk politisch zu denken im stande war. Manches zeugt von Unkenntnis der Sachlage, Anderes dagegen beweist, dass der Verfasser politisches Urteil besitzt.

Damals, vor 200 Jahren, wurde schon gerade so öffentliche Meinung gemacht wie heute. Deshalb müssen wir bei jeder der Schriften, die uns in die Hände fällt, fragen, ob der Autor das, was er geschrieben hat, aus sich selbst hat, oder ob er von einer höheren Macht beeinflusst ist; oder, um es in moderner Weise auszudrücken, ob er Verfasser eines unabhängigen oder eines offiziösen Artikels ist[1]). „Die Untersuchung ergibt in sehr vielen Fällen unzweifelhaft das letztere; auf die Stimmung weiterer Kreise haben auch im Zeitalter absoluter Fürstenmacht die Regierungen grösseren Wert gelegt, als man von vornherein glauben sollte“[2]).

Hier soll nun der Versuch gemacht werden, des deutschen Volkes Meinung über den Fall Strassburgs an Frankreich nach Flugschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München darzulegen[3]), jedoch nur für die Zeit vom 30. September 1681, dem Tage der Übergabe, bis zum 15. August 1684, bis zum Abschlusse des Regensburger Waffenstillstandes, bis zu dem Zeitpunkt, wo Strassburg Ludwig XIV. vorläufig überlassen bleibt. Frankreich ist auf der Höhe seiner Machtstellung angelangt, es dominiert in Europa, während das heilige römische Reich deutscher Nation langsam seiner Auflösung, die allerdings noch einige Zeit auf sich warten liess, entgegenging[4]).

Ehe wir aber an die eigentliche Aufgabe gehen, ist es notwendig, zum besseren Verständnis der folgenden Abschnitte einiges

---

Handschriften durch M. G. Thomas veröffentlicht worden, siehe Allg. Zeitung, 1871, Nr. 10, Beilage, und „Gegenwart“ 1872, II., Nr. 40.

[1]) Die im App. des Diar. Eur. enthaltenen Akten und sonstigen Schriften sind offiziösen Ursprungs. Das gilt ganz besonders von denjenigen des 44. Bandes, wo auf dem Titelblatt zu lesen ist: „Wobey abermahl Ein absonderlicher Appendix oder Anhang, unterschiedlicher, lesswürdiger, bey der Reichs-Versamblung zu Regenspurg ad Dictaturam publicam eingegebener Acten und Schrifften; Wie auch bey dem allhier zu Frankfurt angestellten Conferentz-Tag vorgangener Handlungen, nebst anderen curieusen Sachen zu finden.“

[2]) Joh. Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—1674. Heidelberg 1892, S. 2.

[3]) Die Münchner Staatsbibliothek besitzt ein ausserordentlich reiches Flugschriftenmaterial.

[4]) Allgemeines über die politische Litteratur in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir in der vortrefflichen Dissertation von Haller, S. 4—14.

wenige über die „Reunionen“, denen Strassburg zum Opfer fiel, zu sagen. Der Gedanke der Reunionen ist alt: er lässt sich bis auf die Zeiten Philipps des Schönen zurückführen und durch das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert verfolgen. So wurde zum Beispiel die Einverleibung der drei deutschen Städte Metz, Toul und Verdun mit der französischen Monarchie nur als eine Wiedergewinnung alten französischen Besitzes betrachtet[1]). Nun kam das siebzehnte Jahrhundert, die denkbar günstigste Zeit zum „Reunieren“, da das deutsche Reich, an schweren inneren Schäden erkrankt, zu schwach war, die Feinde erfolgreich von sich zu halten. Französische Historiographen wurden von ihrer Regierung aufgefordert, ihre Meinung über das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland zu äussern; und sie kamen dem Befehle pünktlich nach. Dass die Regierung die Anregung gab, erhellt wohl deutlich genug aus den auf den Titelblättern der betreffenden Bücher stehenden Worten: „avec privilège de sa majesté“.

Im Jahre 1632 führte Jacques de Cassan, erster Advokat beim Gerichtshofe von Béziers[2]), den — nun sagen wir einmal — Nachweis, die Hälfte der Welt gehöre dem König von Frankreich und nichtfranzösische Fürsten sässen nicht zu Recht auf ihren Thronen. Nicht nur das deutsche Reich und seine Glieder, sondern auch die Staaten der Pyrenäen- und Apenninen-Halbinsel sind nach seiner Meinung Frankreich eigen. Die Kaiser haben immer anerkannt, dass das deutsche Reich nur ein Glied der Krone Frankreich sei. Darum haben sie den französischen Königen grosse Ehren erwiesen, schon seit den Zeiten der alten byzantinischen Herrscher. So weit Cassan[3]).

Fünfunddreissig Jahre später, 1667, trat der Pariser Parlamentsrat Antoine Aubery[4]) mit neuen Argumenten für die französische

[1]) Vgl. die Worte Cassans: „conformement à ce traicté (von Chambord 1552) les villes de Mets, Toul, et Verdun, qui n'estoient que soubs la protection vindrent soubs la puissance des Roys de France.“

[2]) Siehe über ihn Nouv. Biogr. Gén., Tom. IX., Sp. 22.

[3]) „La recherche des Droicts du Roy, et de la Couronne de France sur le Royaumes, Duchez, Comtez, Villes et païs occupez par les Princes estrangers etc.“ Paris 1632. Mir liegt eine Ausgabe in 4° von 1634 aus den Beständen der Münchner Staatsbibliothek vor. Ausserdem gibt es noch andere Ausgaben bis zum Jahre 1663. Die Schrift ist behandelt bei Rühs, Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen. Berlin 1815, S. 63 ff.; erwähnt bei Erdmannsdörffer I., S. 509.

[4]) Siehe über ihn Niceron, Mémoire pour servir à l'histoire des hommes illustres. Paris 1730. Tom. XIII., S. 305 ff.; auch Nouv. Biogr. Gén., Tom. III, Sp. 570.

Weltherrschaft auf. Zunächst führt er Cassans Sätze weiter aus und dann sagt er, die französische Monarchie, die Monarchie Chlodwigs, müsse in ihrem alten Umfange wieder hergestellt werden, d. h. unter dem französischen König, der eigentlich der rechtmässige Kaiser sei. Dieser werde der Welt in dem jungen Dauphin erstehen [1]).

Natürlich erhob sich gegen solche Anmassungen in Deutschland bald Widerstand. Staatsmänner und Gelehrte machten sich die Mühe, den Franzosen zu widerlegen, und die deutschen Fürsten führten Klage bei Ludwig XIV. Dieser liess Aubery in die Bastille setzen, wo der letztere freilich nicht allzulange bleiben sollte. Seine Ideen fanden natürlich in Frankreich überall bereitwilligst Eingang.

Es erübrigt noch, über den Begriff und die französische Auffassung des Wortes „Dependenz" Aufschluss zu geben.

La dépendance bedeutet eigentlich „Abhängigkeit", im juristischen Sinne „Zubehör", in der Mehrzahl „zugehörige Stücke"; es kann aber auch mit „Lehnsabhängigkeit" übersetzt werden. In diesem letzten Sinn fassten die Franzosen das Wort auf, wenn sie von Dependenzen sprachen. Wovon waren nun „zugehörige Stücke" „lehnsabhängig"? Von der Stadt Metz, der Hauptstadt des alten Königreichs Austrasien. Metz war seit dem Jahre 1552 französisches Eigentum, aber noch nicht alle Depedenzen waren im Besitze Frankreichs, noch fehlte manches, das früher zu der Stadt Metz in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis gestanden hatte, zur Vervollständigung der französischen Gebietsabrundung. Nach dem alten Königreich Austrasien zielten die Bestrebungen der Franzosen. Louis Maimbourg [2]), der berühmte französische Jesuit und Kirchenhistoriker, spricht es einmal ganz offen aus, dass das Königreich Austrasien eines der hauptsächlichsten Glieder des französischen Reichskörpers gewesen sei [3]). So erklärt es sich, dass die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun aufgefordert wurden, ihre Lehen, anstatt vom Kaiser, jetzt von dem König von Frankreich in Empfang zu nehmen. Die genannten Prälaten gaben eine Erklärung

[1]) „Des Justes Prétentions du Roy sur l'Empire." Paris 1667. Behandelt bei Rühs, S. 135 ff.; herangezogen bei Klopp, Der Fall des Hauses Stuart u. s. w. Wien 1875, I., S. 176, ferner bei Erdmannsdörffer I., S. 509 und bei Haller S. 14.

[2]) Nouv. Biogr. Gén. Tom. XXXII., Sp. 891. (Alle diese Zitate nach der N. B G. „publiée par M. M. Firmin Didot Frères".)

[3]) Histoire du Luthéranisme. Paris 1680, Livre V., S. 453. Ich werde später Gelegenheit haben, die betreffende Stelle wörtlich anzuführen.

ab, dahin lautend, „davon sei soviel abgekommen und ihnen entrissen, dass sie es nicht einmal anzugeben vermöchten: sie bäten um einen Gerichtshof, vor welchem die im Laufe der Zeit geschehenen Usurpationen untersucht werden könnten“ [1]). Infolgedessen wurde zu Metz in dem dortigen Parlamente im Oktober 1679 eine besondere Abteilung zu diesem Zwecke eingesetzt; eine Kammer zu Breisach hatte die Verpflichtung, sich mit den Dependenzen des Elsasses zu befassen, und eine andere zu Besançon sollte alte burgundische Reichsteile der französischen Krone einverleiben. In dem Paragraphen des westphälischen Friedens, wo von der Abtretung der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun die Rede ist, kommt das Wort „districtus“ vor. Es war nicht ausdrücklich gesagt, ob damit nur das weltliche Gebiet oder auch das Bereich der kirchlichen Diözese gemeint sei: von deutscher Seite wurde der Begriff so gefasst, dass die Stifter nur mit ihren jetzigen Dependenzen, nicht auch mit ihren früheren, an Frankreich abgetreten werden sollten. Die Diözesen der Stifter waren von weit grösserem Umfang als ihr weltliches Gebiet; auf den grösseren Umfang aber hatten es die Franzosen abgesehen. Jedenfalls war bei den Reunionsbestrebungen die Erwerbung des alten Königreichs Austrasien ihr Ziel, wenn nicht des ganzen, so doch der linksrheinischen grösseren Hälfte[2]). Die Befürchtungen mancher deutscher Patrioten waren nicht unbegründet: denn wenn die Franzosen einmal Austrasien in der Hand gehabt hätten, wäre es ihnen leicht geworden, das ganze deutsche Reich als eine Dependenz davon zu beanspruchen; dies zu verhüten, fühlte sich besonders ein Mann berufen, der nach dieser Seite hin noch zu wenig gewürdigt ist, nämlich Philipp Wilhelm von Hornick. Der Raub von Strassburg gab ihm Veranlassung dazu, seiner Besorgnis um die Fortdauer des Reiches Ausdruck zu geben und an die Deutschen energische Mahnrufe zu richten zur Wiedergewinnung des Verlorenen und zur Erhaltung des Bestehenden.

---

[1]) Ranke, französische Geschichte III, S. 447. An dem Worte „Usurpationen“ kann man abnehmen, wie weit der Einfluss der Schriften Cassan's und Aubery's gediehen war.

[2]) Auch ein deutscher Fürst, Karl Ludwig von der Pfalz, dachte an die Krone des Königreichs Austrasien, als er seine Tochter Elisabeth Charlotte mit dem Herzog von Orléans vermählte; doch seine Hoffnungen wurden zu nichte. Vgl. Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz II., S. 715.

B. Hauptteil.

I.

Eine schlesische Satire.

Doch bevor wir von Hornick reden, zuerst noch etwas anderes.

Die Franzosen hatten ihren Anschlag auf Strassburg in tiefstem Geheimnis vorbereitet; das Ergebnis musste deshalb in Europa und ganz besonders in Deutschland grosse Überraschung hervorrufen[1]). Die Kunde von dem unerwarteten betrübenden Ereignis durchlief schnell ganz Deutschland bis zum fernen Osten, bis nach Schlesien hin. Dort verfasste noch im letzten Viertel des Jahres 1681 ein Landedelmann, ein „Ruraris Solitarius", wie er sich nennt, eine Satire auf Strassburgs Fall, die, wenigstens in den beiden ersten Abschnitten, einige Ähnlichkeit mit Leibnizens „Epitaphium Argentinae" aufweisst, jedoch sich bei weitem nicht so glatt liest wie dieses. Das Elaborat, in lateinischem Lapidarstil verfasst, zählt 207 Seiten in 4⁰ und enthält 10 Abschnitte mit zum Teil recht auffallenden Überschriften, wie z. B. Dinae Strasburgensis Defloratio, Bellonae Strasburgensis Luctus et Querimonia, Antiquo-Germanici Rheni Querulum Murmur u. s. w.[2])

[1]) Siehe den Bericht im Theatr. Europ., Pars XII, S. 274: „Im Monat September trug sich, zu grosser Verwunderung des gantzen Europä, eine gantz unverhoffte Veränderung mit Strassburg zu, indem sich die Frantzosen dieser herrlichen Stadt und Vestung, ohne einigen Schwerdt-Streich bemächtigten. Zu Aussführung dieses Anschlags hatte man alles sehr geheim gehalten: denn weil jedermann wegen Ubergab der Festung Casal an Frankreich sorgfältig war, so hatte man nicht die geringste Gedanken wegen Strassburg, indem man von keiner sonderlichen Bewegung der Frantzösischen Trouppen im Elsass hörte, und auch sonsten keine Anstalt zu einer solchen Belagerung gemacht ward." Beinahe gleichlautender Bericht im Diar. Eur., 45. Bd., S. 338.

[2]) Prodigium et elogium perfidiae ac ignaviae Strasburgensis, olim civitatis Imperialis, nunc municipii Gallici, a Rurari Solitario C. F. à K. in campis Silesiae habitante etc. Schweidnicii, typis Christiani Okelii s. a. (Sehr häufig auf den Strassburger Bibliotheken, auch in München, St.-Bibl. J. publ. G. 1068/8). Erwähnt in (Rathgeber) „Zur Gesch. der Strassb. Kapitulation von 1681", Strassb. 1882, S. 58. Ferner bei Strobel, Vaterl. Gesch. des Elsasses, 1846, V. Band, S. 133, Anm. Dann bei Armand Weiss, le 30. Septembre 1681 (Extrait de la Revue Alsacienne d'août 1881), S. 4.

Es sei mir gestattet, den Inhalt in grossen Zügen wieder zu geben.

Alle deutschen Städte, alle deutschen Stämme sollen kommen und sich Strassburg ansehen, das sich vom „Aureus Galliae Sol“ hat verführen lassen und das seine Jungfrauschaft um „Tres asses, unus in manu, alter in pede, tertius in sacco“ dahingegeben hat. Der Verfasser beklagt, dass die Stadt, die einst die „Germanorum Silbertina“[1]) gewesen sei, nun den fremden Ankömmlingen zur „Aurifodina“ werde. Strassburg ist die neue Helena. Wie der Raub der Helena einstmals das ganze Griechenland unter die Waffen gerufen hat, so wird der Raub Strassburgs einen schrecklichen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich entfachen. Doch wie können wir die Entführte wieder erlangen? Eine neue Zitadelle, neue Mauern schliessen sie ein, wozu, o Schmach, die Bürger selbst die Bausteine herbeischaffen. So fühlt die „Dina Deflorata“ sich sicher. Aber sie soll nicht glauben, dass andere Städte des Reiches ihr schändliches Beispiel nachahmen werden. Sie werden sich schon vor dem Freier mit der Lilie in Acht nehmen, sie kennen ihn jetzt: „Il oste à St. Pierre, pour bailler à St. Paul.“ Strassburg hat keinen Durst nach der Freiheit empfunden, deshalb hat es das Joch der Knechtschaft auf sich genommen. Haltet zusammen, ihr deutschen Städte, und kämpft für eure Freiheit, dann werden euch Kaiser und Reich nicht im Stich lassen! Lebt wohl, so ruft die Stadt Strassburg ihren Schwestern im Reich zu, ich gehe in mein verhängnisvolles Grab, in die neue Zitadelle zurück.

Sodann jammert die „Bellona Strasburgensis“, dass sie im Zeughause eingeschlossen war und nicht für die Freiheit der Stadt kämpfen durfte. Ihr fehlte es nicht an Kräften, aber den Bürgern gebrach es an Mut und Ausdauer Die Waffen, die Besiegte nicht einmal aus freiem Antrieb ausliefern, habt ihr willig dem Feinde übergeben. Ihr Männer von Strassburg, nichts Männliches ist mehr an euch als der Bart! Für euch gibt es keine Gnade mehr. Nun wird der König von Frankreich eure Mauern niederreissen und aus dem kaiserlichen Strassburg ein „Gallice Burgum“ machen. Eines nur kann euch entschuldigen, dass ihr nicht die Waffen zu eurer Verteidigung ergriffen habt. Laut eurer Gesetze dürft ihr sie ja

[1]) Übrigens ein weitverbreiteter Irrtum, dass „Argentina“ oder „Argentoratum“ „Silberthal“ und „Silberstadt“ bedeute. Das Wort „Argentoratum“ ist keltischen Ursprungs und wird mit „Stadt an der Überfahrt“ gedeutet.

nicht anlegen, wenn nicht die „Mordglock“[1]) ertönt, die nur der Ammeister allein läuten darf; dann versammelt ihr euch vor dem Münster. Nun war der Ammeister von französischem Golde bestochen, und ihr habt das gallische Wetter nicht abwehren können. Das alte „Gloriosum Adagium“, das Strassburger Geschütz habt ihr ausgestossen. Nun seufzet ihr zwischen Hammer und Amboss. Schneidet meine Gefangenschaft ein in eiserne Blätter für die Nachwelt!

Auch die Wohlthaten und Privilegien werden aufgezählt, die die Stadt Strassburg von den Kaisern aus dem Hause Habsburg erhalten hat. Wie sehr ist sie von ihnen bedacht worden! Deshalb allein hätte sie schon treu bleiben müssen. Doch sie hat sich lieber den gallischen Kröten[2]) unterworfen. Auf deinen Münzen, o Strassburg, wird nicht mehr die Lilie prangen, sondern drei gallische Lolchblüten (lolia!) werden von jetzt an dein Wappen sein. Statt „Gloria in Excelsis Deo“ wird es heissen: „Romano Catholicum Credo“, das schon jetzt in deinem Münster widerhallt. Deine Goldmünze mit der Inschrift „Urbem Virgo Tuam Serva“ wird jetzt verschwinden; dafür wirst Du Oboli, Asse, Solidi und Lire und die übrige „Ahenea Proles“ erhalten, auf die du dann schreiben kannst: „Urbs Virgo, Galli Serva.“ So bist du, o Strassburg, infolge deiner Undankbarkeit zum Lasttier geworden. Wenn du wieder in Gnaden aufgenommen werden willst, so musst du diejenigen, die dich verraten haben, von dir weisen und wie gemeine Verbrecher behandeln. Dann blüht dir wieder die Freiheit unter den milden Fittichen des Adlers.

---

[1]) Die Nachrichten von den Einzelheiten der Übergabe müssen sich ebenfalls rasch im Reich verbreitet haben. Der Autor ist mit ihnen vertraut. Hier jedoch und an anderen Stellen des chauvinistischen Pamphlets ist er ungerecht. „Den 18. Septembris umb 2 Uhren gegen Tag, hatt man angefangen, die mordglock zu leuthen, dessen die Ursach gewessen dass die Frantzosen die Zollschantzen occupiert und eingenommen.“ Reisseissen S. 102. Regier. Ammeister war seit dem 6. Januar (a. St.) 1681 „Herr vetter XIII Johann Friedrich Würtz“. Er „hat das schwere ampt ohne entschuldigung acceptiert“. Ebenda S. 99 und 100.

[2]) „Galliae Bufonibus“ schreibt der Verfasser. Am Rande gibt er die Erklärung: „Vetera Galliae Insignia“. Durch das Ganze geht ein unbändiger Hass gegen Frankreich. Sowohl Du Cange I, S. 770, als auch Brinckmeier Glossarium dipl. I, S. 430, bezeichnen Bufones, buffones als Lustigmacher, Possenreisser. Hier aber wird Bufo „Kröte“ heissen müssen, frz. crapaud, wie dies aus einer Stelle bei Hornick, die uns später begegnen wird, deutlich hervorgeht.

Auch die Wellen des altdeutschen Rheines murren erbittert über die französiche Vergewaltigung[1]). Sie beklagen sich über die fremden Schiffe, die sie tragen müssen. In des Rheines Fluten mögen die Rosse der Teutonen (equi) ihren Durst löschen, gallische Gäule (caballi) sollen nicht daraus trinken. Der Rhein spricht: Deutsche Brücken und deutsche Schiffe trage ich willig, weil ich immer frei war, sowohl unter dem römischen, als auch unter dem deutschen Adler. Bis auf den heutigen Tag bin ich immer Rhein, „id est Purus“ (!), genannt worden, weil ich mich nie unreinen Fremden freiwillig zugesellt und weil ich die deutsche Reinheit gehegt habe. Des alten Gallien Grenze war ich gern, weil Julius Caesar es befahl; des neuen Frankreich Grenze bin ich nie gewesen und möchte es nicht sein.

Der Rhein fordert Alldeutschlands Fürsten auf, den Krieg nach Frankreich zu übertragen und so Deutschland von seinen Schrecknissen zu befreien. Die Nation, die rasch und rastlos vorwärts strebt, macht ihr Glück. Darum, ihr deutschen Fürsten, legt doch eure verhängnisvolle Trägheit ab!

Die deutsch-französischen Ehen[2]) können meinen Beifall nicht erringen, weil dadurch das deutsche Blut nicht mehr rein bleibt und auch die Reinheit der deutschen Herzen verfälscht wird. Der kaiserliche Adler soll vielmehr seine Jungen gegenüber dem gallischen Sonnengott auf ihre Echtheit prüfen, dessen Nachkommen er, falls sie nicht bestehen, als Entartete ausschliessen soll. Er prüfe auf meinen Wellen, ob die Söhne des Vaterlandes echt sind. So hat ja Tuisco den Germanen gestattet, ihre Kinder den Wellen anzuvertrauen, wenn die Herkunft zweifelhaft ist. Schwimmt der Schild mit dem Kinde oben, so sei dieses als ein rechtmässiges, geht er unter, als ein unrechtmässiges anzusehen. So thaten eure Vorfahren, und so sollt auch ihr thun. Denn um den Kampf mit dem Erbfeind erfolgreich aufnehmen zu können, muss unser Blut rein bleiben. In diesem Kampfe folget Österreichs Fahnen, die euch sicher zum Siege führen werden.

Des Rheines Mahnworte werden noch bekräftigt durch die Stimme der „Antiqua Germania“. Wacht auf, deutsche Fürsten,

[1]) Dieser Abschnitt ist besonders chauvinistisch gehalten; es wird z. B. behauptet, das Blut der Franzosen sei unrein.

[2]) Anspielung auf die wittelsbach-bourbonischen Heiratspläne, siehe Erdmannsdörffer I, S. 668.

aus eurer Lethargie, streitet nicht in Regensburg „De Sessionibus, Locique Praerogativa"! Ihr seid von zwei Feinden umgarnt, von der Sonne im Westen und dem Mond im Osten. Diese müsst ihr vertreiben, sonst steht euer Untergang bevor. Wenn Ludwig erst das alte Königreich Austrasien in seiner Hand hat, dann ist es zu spät. Traut nicht Frankreichs schmeichelnden Worten! Alles, was es sagt, ist Lug und Trug. Wie Ludwig in seinem Lande die Selbständigkeit der Fürsten und Herren unterdrückt hat, so wird er es auch mit euch machen.

Trotzdem nun Frankreichs Pläne ganz offenkundig sind, giebt es noch viele, die trotzdem in seinem Kielwasser segeln wie die Fürstenberge. Doch lasst sie nur gehen; sehet, wie die französischen Könige seit zwei Jahrhunderten es verstanden haben, sich zu Alleinherrschern in ihrem Lande zu machen! Und ihnen wollt ihr anhangen, ihr, Fürsten und Städte, die ihr die Freiheit über alles liebt? Nein, gegen solche Unterdrücker müsst ihr das Schwert ziehen! Die französische Kriegsmacht steht nicht mehr so fest wie ehedem, ihr werdet sie leicht zertrümmern können. Also frisch voran!

Ein weiterer Abschnitt ist den „preces afflictae Flandriae" gewidmet. Wie sehr dem Verfasser die Franzosen verhasst sind, geht aus den Worten hervor, die er Flandern in den Mund legt: Malo sub Hispanica Gubernatione querulari quam sub Gallica Dominatione ejulare".

Nun kommen das Elsass, Lothringen und die Pfalz, ebenso die übrigen von Frankreich hart mitgenommenen Gegenden Deutschlands und klagen den übrigen deutschen Landen ihr Leid. Der Franzose hat das Land weithin verwüstet oder vom deutschen Reiche losgerissen. Wehren können wir uns nicht, denn Ludwig hat uns der Waffen beraubt. Unsere Saaten sind verbrannt, unsere Kirchen sind zerstört, selbst unsere Häuser werden nicht verschont. All das muss zur Befriedigung der französischen Lüste dienen.

Der Verfasser weist ferner darauf hin, dass das Reich durch die Reunionen auch einen sehr bedeutenden materiellen Schaden erlitten hat. Es wird so dem geschwächten Reichskörper schwer werden, gegen die Türken die notwendigen Streikräfte ins Feld zu stellen, weil die noch übrigen Stände die Lasten der verlorenen mit übernehmen müssen. Wie übel hat Ludwig der herzoglichen Familie von Lothringen mitgespielt! Da wäre zu wünschen, dass

wieder ein Otto der Grosse erstünde, der einst Ludwig, Karl's des Einfältigen Sohn, aus Lothringen vertrieben hat, das seitdem deutsch geblieben ist. Warum wird das Elsass, das alte Erbland des Hauses Österreich, dem Reiche vorenthalten? Wie traurig steht es mit der Rheinpfalz, mit Burgund! Zum Nachteil der Schweizer, von denen viele Tausende dem König als Söldner dienen, wird die Grafschaft Burgund von ihm in Besitz genommen, denn eine grosse Menge Salz, Getreide und Wein wurde jährlich aus Burgund in die Schweiz eingeführt. Diese Ausfuhr wird für die Zukunft von dem neuen Nachbar kaum so leicht bewilligt.

Doch Frankreich wird sich nicht mit dem begnügen, was es schon hat; es wird weiter gehen. Nach dem alten Königreich Austrasien steht sein Sinnen und Trachten. Allerdings, meint nun der Verfasser, könnte dann leicht der Fall eintreten, dass, wenn das Königreich Austrasien wieder auferstanden ist, auch die französischen Königreiche Paris, Orleans und Soissons wieder erweckt werden könnten und die Prinzen von Geblüt diese für sich in Anspruch nehmen würden. Wenn nun aber dieser letzte Fall nicht eintritt und Ludwig Austrasien in der Hand hat, dann hat er sein Ziel, die Universalmonarchie, bald erreicht. In Italien hat er sich schon festgesetzt. Nur auf solche Städte hat er es abgesehen, aus denen er Streitkräfte, Machtmittel und Geld ziehen kann. Bis jetzt hat er zur Kriegsführung es noch nicht nötig gehabt, seinen Staatsschatz anzugreifen, den er sich für grössere Unternehmungen aufbewahrt.

So thut euch denn zusammen, rufen die losgerissenen Provinzen den deutschen Fürsten und Ständen zu, und helft euren bedrängten Genossen! Rettet uns aus der französischen Gefangenschaft! Denkt an die Trümmer so vieler schönen Städte! Wir wollen lieber unter dem väterlichen Schutz des Kaisers sterben als leben unter dem herrischen Regiment des Königs von Frankreich. Nehmt euren Vorteil wahr! Ludwig, der Christ, ist ebenso schrecklich als der Türke, der Muhammedaner. Zu einem Feldzuge gegen diesen würden wir alle gern ihm Hilfe leisten, wenn er nur wollte. Doch er ist nur auf seinen Vorteil bedacht. Denkt daran, ihr Fürsten, was Ludwig euch schon gethan hat und was er thun wird, wenn der Sieg ihm zufällt. Verjagt die Zwietracht aus eurer Mitte, hört auf, französische Deutsche zu sein! Eure Uneinigkeit giebt dem Franzosen nur Mittel in die Hand, euch zu unterdrücken. Sorgt

auch im Frieden schon für ein starkes Heer, das immer bereit sein soll, für Deutschlands Ehre und Sicherheit einzutreten. Warum sollen wir es denn nicht bei den französischen Grossen versuchen, mit unserem deutschen Golde anzuklopfen? Lasst doch ja nicht unsern, der losgerissenen Lande, Ruf ungestört verhallen!

Ihr wackeren Helden, die ihr euch schon geeinigt habt[1]), weckt die anderen Fürsten aus dem Schlafe auf! Das Unglück, das uns, die Verlorenen, heute trifft, kann euch morgen erreichen. Gott wird euer Beginnen mit Erfolg krönen.

Der letzte, 10. Abschnitt, enthält einen Panegyrikus auf Kaiser Leopold, der in ganz überschwenglichem Tone gehalten ist. Der Verfasser ist von der tiefsten Ehrfurcht vor der Majestät erfüllt; er sagt z. B.[2]): Wie sehr auch den Herzen der Sterblichen eine gewisse unterthänige Verehrung vor der Majestät eingegeben ist, so dass wir das erhabene Antlitz der Fürsten in der schweigenden Beschränktheit unseres Unterthanenverstandes nur anbeten können, so hat doch kein Fürst jemals die heissen Bitten seiner Unterthanen von sich gewiesen. Ferner wird die Friedfertigkeit und Frömmigkeit des Kaisers gepriesen. Trotzdem aber, trotz aller Devotion, meint der Verfasser, dass es jetzt auch für Leopold an der Zeit wäre, persönlich für Freiheit und Ehre des Vaterlandes mitzukämpfen und mitzustreiten. Wenn der Kaiser sich dazu entschlossen hat, wird er „der Grosse" heissen.

Ihr aber, erhabene und berühmte Fürsten, und ihr herrlichen deutschen Helden, stattet den unsterblichen Helden Dank ab dafür, dass sie euch einen solchen Fürsten erhalten haben! Lasst nicht Zwietracht unter euch herrschen, sondern schauet auf den einen Kaiser und ihr werdet sicher leben. Wie aber Jupiter allein das Reich der Götter beherrscht, so spricht er das Reich der Sterblichen auch nur Einem unter ihnen zu.

Zum Schlusse des Ganzen ist der Traktat Aubery's[3]) erwähnt, zu dessen Widerlegung hauptsächlich die letzten Abschnitte der

[1]) Der Verfasser denkt an die von Waldeck geeinten Fürsten, die später das Laxemburger Bündnis abschlossen. Erdmannsdörffer I, S. 666.

[2]) Die Stelle lautet im Original: „Quamvis Mortalium animis quaedam subjecta Majestati reverentia, indita est; ut Principum Faciem Augustam, tacita nostrarum mentium angustia, adoremus; Nemo tamen Principum, Ardentia Subditorum Vota, unquam rejecit."

[3]) Ein lateinischer Auszug findet sich in den „Considerationes politicae unter dem Titel: „Axiomata politica Gallicana", München Staats-Bibl. J. publ. Eur. 65.

Satire dienen sollen. Ich habe geschrieben, was wahr ist, sagt der Verfasser, ich habe verworfen, was zu verwerfen ist. Ich habe nicht den Schein der Schmeichelei erregen wollen, denn ich weiss recht wohl, dass auch beim Feinde die Tugend — wenn sie sich findet — zu loben ist. Es gibt kein Land, das nicht erfahrene, geistreiche und tapfere Leute besitzt.

So der Inhalt des merkwürdigen Schriftstückes, dessen Verfasser wir leider nicht kennen[1]). Armand Weiss sagt von der Satire: „Comme toutes les belles choses, il (le courroux patriotique) est fort rare.“ Schön ist sie nun gerade nicht, im Gegenteil, sie ist recht langweilig und ermüdend zu lesen. Und sehr selten? Darüber liese sich streiten. Auf der Strassburger Universitätsbibliothek ist sie in mehreren Exemplaren vorhanden, und auf der dortigen Stadtbibliothek war sie das erste Schriftstück, das mir in die Hand fiel, als ich den Herrn Direktor Reuss bat, mir einige zeitgenössische Schriften über Strassburgs Fall zu überlassen. „Ein wahrer Luftstreich“, wie Strobel sagt, ist das Pamphlet nur in denjenigen Abschnitten, die speziell von Strassburg handeln, weil die Stadt nicht verraten worden ist, wie der Verfasser allerdings meint. Sonst enthält die Satire ja sogar recht annehmbare Vorschläge. Sie empfiehlt z. B. Einigung der deutschen Fürsten, sie tritt für den „miles perpetuus“ ein und sie bittet Leopold, sich persönlich an die Spitze des Heeres zu stellen.

Wesentlich in den nämlichen Gedanken bewegt sich eine kleine, nur acht Quartseiten zählende Satire, die, in lateinischer Sprache verfasst, in Form einer Elegie den Verlust Strassburgs beklagt. Man wird das anziehende Pamphlet gern am Schluss in eigener Form lesen[2]). Leider hatte auch der Autor dieser Schrift, ebensowenig wie der Verfasser das „Prodigium et elogium per-

---

[1]) Rathgeber, der sich sehr um die Erforschung der Geschichte Strassburgs verdient gemacht hat, meint a. a. O., der Verfasser sei vielleicht der schlesische Edelmann und deutsche Patriot Carl Friedrich von Kranewitter. Die Allgemeine deutsche Biographie weiss nichts von einem solchen; wie es scheint, hat überhaupt ein solcher nicht existiert. Ich habe mich nämlich schriftlich an die Universitätsbibliothek in Breslau und an den Magistrat der Stadt Schweidnitz um Auskunft gewandt: Doch beide konnten mir weder beim Verfasser, noch beim Verleger und Drucker auf die Spur helfen; auch Zedlers Universallexikon schweigt über Kranewitter.

[2]) In der Münchener Staatsbibliothek als „Rarum“ angeführt, L. eleg. m. 253/7 in 4°. „Metamorphosis Strasburgica“ u. s. w.

fidiae ac ignaviae Strasburgensis", mit seinem gutgemeinten, wenn auch etwas schwülstigen Werke nicht den Erfolg, den sie ersehnt hatten; dies ist nicht zu verwundern: musste doch selbst ein Grösserer, ein österreichischer Staatsmann, auf die Früchte seiner Mahnrufe verzichten.

II.

Die Schriften des H. G. D. C. Francopolita.

Das, was der unbekannte Schlesier im Gewande der Satire angreift, Aubery's Abhandlung von den Ansprüchen Frankreichs auf das hl. römische Reich, wird in demselben Jahre 1682 in drei Traktaten, deren Verfasser sich Hippophilus Galeacius de Corneliis Francopolita nennt, wissenschaftlich beleuchtet und energisch zurückgewiesen. Hier sind wir in der glücklichen Lage, den Autor zu kennen: unter dem geheimnisvoll klingenden Pseudonym verbirgt sich nämlich der damals in Österreich lebende Nationalökonom und Staatsmann Philipp Wilhelm von Hornick[1]). Er hat offenbar unter dem Einfluss der Berater des Kaisers geschrieben: wie es scheint, hat Graf Waldeck sich seiner als Sprachrohr bedient[2]). Hornick war während der Jahre 1681 und 1682 in der Umgebung des spanischen Franziskaners Christoph Rojas, des Bischofs von Kroatien, als diplomatischer Agent des Kaisers am Berliner Hofe thätig. Während dieser Zeit hat er mit Leibniz, der ursprünglich den hannöverschen Minister Otto von Grote zu der Reunionskonferenz nach Frankfurt begleiten sollte, dann aber davon Ab-

[1]) Vgl. über H., den Schwager des bekannten Dr. Joh. Joach. Becher, dessen „Närrische Weissheit" 1683, S. 191, wo unser Autor Hörnegk genannt wird; ferner Inama-Sterneggs lehrreichen Aufsatz bei Hildebrand-Conrad, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, N. F., II. Bd., Jena 1881, S. 194 ff., auch desselben Artikel in der Allg. deutsch. Biogr, XIII. Bd., S. 157; dann Roscher, Gesch. der deutschen Nationalökonomik, S. 289 ff. und Marchet, Studien über die Entwickelung der Verwaltungslehre in Deutschland v. d. 2. Hälfte des 17. bis z. Ende d. 18. Jahrh., München 1885, S. 105 ff. In der Schreibung des Namens folge ich dem Vorgange Inama-Sterneggs.

[2]) Hornick scheint auch Verfasser der „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess" zu sein, denn es finden sich viele Ähnlichkeiten mit den zu nennenden Traktaten darin vor. Haller meint, sie rühre von Waldeck selbst her, S. 13, Anm. 1.

stand nehmen müsste, über die Haltung Brandenburgs bei dieser Konferenz eine rege Korrespondenz unterhalten[1]).

Der erste der drei Traktate[2]), mit dem der Verfasser zugleich seine publizistische Thätigkeit eröffnete, trägt den Titel: Wahrer Bericht von dem alten Königreich Austrasien u.s.w. Darin wird nachgewiesen, dass die angemassten fremden Ansprüche auf linksrheinisches Land sich notwendig über das ganze Reich werden erstrecken müssen, wenn sie nur den geringsten Wert haben wollen. „Ich will ganz klar auf den Teppich legen", heisst es in der Einleitung, „dass das bekannte um sich fressende Dependentien-Feuer nicht der Art und Beschaffenheit sey, dass es sich durch die, obgleich noch so Wasser-reiche Fluten dess Rheins dämpffen lasse; sondern dass die Brücken all schon gebaut, über welche es lauffen, auch diesseitige Länder ergreiffen, und selbige in Hinterbleibung kräfftiger und eiliger Rettung, weniger nicht als den Rheinstrom aufzehren werde. Es wird sich dannenher die Noth-Folge ganz greifflich ergeben, dass nicht nur die Donau, sondern auch die Weser, Elbe und Oder ihre Wasser herleihen, und dem nothleidenden Rhein zu Hülffe schicken, oder gewärtig seyn müssen, solche gefrässige Flamme mit dem Nechsten auch auf ihren eigenen Ufern zu prüfen." Der Verfasser will aber bei Leibe nicht den Franzosen das Wort reden, dass sie wirklich noch alles das an sich reissen. „Im Gegenteil verhoffe ich, er (der Bericht) solle, wessen mein einiger Zweck ist, meinem Vaterland zu erkennen zu geben, dass das in dem Dependentien-Kram befindliche

[1]) Klopp, Die Werke von Leibniz, V. Einleitung, S. XXII ff.

[2]) Die Traktate sind kurz erwähnt bei von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Gesch. im Zeitraum der Gründung des preussischen Königtums, I. S. 465, Anm. 1. Die Titel sind abgedruckt in desselben Autors öffentl. Mein. in Deutschland im Zeitalter Ludwig XIV., 1888, S. 101. Es wird gut sein, wenn wir gleich hier dieselben bibliographisch genau angeben: 1) H. G. D. C. Francopolitae Wahrer Bericht von dem Alten Königreich Austrasien, und Klarer Beweis, dass die von Frankreich ersonnene Ober-Rheinische Dependentien, sich nothwendig über das ganze Hoch- und Nieder-Teutschland, u. s. w. erstrecken u. s. w. Gedruckt im Jahr Christi 1682. 2) H. G. D. C. Francopolitae Wahrer Bericht Von dem Alten Königreich Lothringen, Und Klarer Beweis, dass die Französische . . . . . anmasslich hergeführte Sprüche, auf die Uber-Rheinische Reichs-Länder allerdings nichtig und untüchtig seyen u. s. w. Gedruckt im Jahr Christi 1682. 3) Franco-Germania, das ist: H. G. D. C. Francopolitae Wahres Franckreich, oder Bericht von dem Königreich Germanien, und Klarer Beweiss dass das uralte, wahre eigentliche und einige Königreich der Francken, bereit vor acht hundert Jahren her auff dem Teutschen Reich allein bestanden. Gedruckt im Jahr 1682.

Würg-Messer nicht nur seinen äusserlichen, sondern auch denen allerinnersten Gliedern seines Leibes zuvermeynet sei, und dass derowegen alle Edelmüthige Teutsche Herzen, durch das weite Feld, so dem Scheine nach, denen Französischen Prätensionen hierdurch gegeben wird, sich nicht ärger, sondern vielmehr mit desto steiffern Muth und sorgsamern Fleiss dem angedroheten Untergang vorbiegen, auch für gegenwärtige, treuherzige, Kundmachung dess nahen Unheils mir wenigst keinen Undank wissen werden. Sintemal ich auch an einem Orte schreibe, so zwischen dem Rhein und der Oder gelegen: so achte ich unnötig, auszudrücken, was ich durch dis- oder jenseit Rheins wolle verstanden haben."

Die Art der Beweisführung ist dem Geschmack der Zeit entsprechend eine sehr gründliche. In 17 Abschnitten giebt uns Hornick ein geographisches Bild von dem alten Austrasien, dann sind noch 10 Abschnitte der Widerlegung der französischen Ansprüche gewidmet.

Wenn Frankreich diese auf die überrheinischen Länder aufrecht erhalten will, so muss es ausserdem noch das ganze alte Austrasien nebst Preussen, Kurland, Livland und Dänemark an sich ziehen, oder es muss zugeben, „dass besagte Dependenzen ganz in der Wurzel untüchtig und von keinem Werth seyen, demnach so wenig ein einiger Fuss breit Landes jenseit Rheins, als alles anjetzo beygebrachtes unter diesem Fürwand möge berücket werden." Was die Franzosen unter einer Dependenz verstehen, ist schon ganz absonderlich. Bald muss sich darunter fassen lassen, was sich gar nicht darunter begreifen lässt, bald muss sich eine blosse Schutz-, Vogt- oder Lehensgerechtigkeit zum Begriff einer vollständigen Unterwürfigkeit verdrehen lassen. Dann müssen auch geistliche Dependenzen[1]) herhalten, wo man mit den weltlichen nicht mehr auskommt. Das hat der König aus dem Koran gelernt, nach welchem das Land, worauf eine Moschee erbaut ist, muhammedanischer Herrschaft verfallen sein soll. Hauptstädte, die

[1]) So nimmt Aubery Strassburg für Frankreich in Anspruch. Siehe S. 52: „Mais c'est une verité si peu contestée (dass nämlich die Bistümer Mainz, Köln und Trier von Dagobert gegründet seien) qu'il y a environ quarante ans qu'il s'est imprimé à Molsheim un livre qui a pour titre, Le Roy Dagobert Fondateur de l'Evêché de Strasbourg; où l'autheur a ramassé divers monumens de l'histoire de ce temps là, et fait voir les étroites et infinies obligations que les Allemans ont à nos Roys de la première race, leurs anciens Souverains et Bienfaiteurs."

sonst keinen Vorzug vor anderen Städten besitzen, als dass sich dort einmal ein königliches Hoflager befunden hat, müssen sich für solche Hauptstädte ausgeben lassen, wie im Altertum Rom und Carthago waren und jetzt Genua und Venedig noch sind. Jede Eroberung wird gleich zur königlichen Domäne erhoben, und eine solche ist unveräusserlich[1]). Für den verlierenden Teil gibt es dann kein Recht mehr, denn die Franzosen sagen, „dass in zweiffelhaftigen Dingen dem besitzenden Theil der Vorzug gebühre". Dazu kommt man noch schlecht weg, wenn man ihnen ihre Ungebühr vorhalten will, denn auf Beweise lassen sie sich nicht ein. Wie steht es aber mit der Unveräusserlichkeit der französischen Krondomänen? „Sage her, mein lieber Franzmann, kann auch ein Mensch von gesundem Verstand zu sich selbsten sprechen: Das soll mir hinfüro ein Gesetz seyn, dass was einmal in meinen Händen ist, in Ewigkeit mein verbleiben solle; was ich meinem Nechsten raube und es meinem domaine einverleibe, das solle von mir in Ewigkeit nicht mögen zuruck gestellet werden; was ich gerede, soll nicht geredet seyn, was ich verspreche, soll nicht versprochen seyn; was ich abschwöre, soll nicht abgeschworen seyn; was ich geb, soll nicht geben seyn; wessen ich mich verzeihe, das soll nicht verziehen seyn; was ich verliehre, soll nicht verloren seyn? Alles dieses muss notwendig aus deinem ersten Satz erfolgen. Ein solcher aber, glaube ich, könte ebenso leicht mit drey Worten sagen und setzen: alles was nicht mein ist, soll mein seyn; auf welche Weis jeder Phantast oder Tyrann bald reich seyn könte." Rauben und Stehlen wird auch nicht einmal durch Herkommen und Verjährung zu einer gerechten Handlung, und angenommen, dass es möglich wäre, gäben gewiss die anderen Nationen ihre Zustimmung nicht dazu. Die Verjährung ist im Völkerrecht bedingt. Doch die Franzosen wollen nun dieses Rechtes enthoben sein, dafür müssen sie aber ein Privileg haben. Die Nationen geben es ihnen nicht und dass Gott es ihnen verliehen hat, ist doch sehr unwahrscheinlich. Aber wenn es ihnen durch Gott wirklich verliehen worden ist, so gehören die Franzosen entweder zu den himmlischen Geistern oder zu den unvernünftigen Tieren; wenn sie Menschen sind, muss man sie für offenbare Weltfriedensstörer halten. Ihnen gilt nur das Recht, das sie sich ausgedacht haben.

[1]) Aubery Liv. I, chap. III: „Le domaine et les droits de la Couronne ne se peuvent ny aliener ny prescrire."

Bei ihnen heisst es: „Il doit estre juste, puisqu'ainsi on le juge icy à Paris, et celà suffit."

Eine weitere nagelneue französische Erfindung ist das ius praeventionis, auf Grund dessen man anderer Leute Eigentum an sich reissen kann. Bald nach dem Falle Strassburgs ist diese Frage zu Köln aufgetreten. Der König liess der Stadt sagen: Wenn sie soviel hundert Mann, als sie zu ihrer Sicherheit aufzunehmen befugt ist, in ihre Mauern einlässt, so werde ich ebenfalls soviel tausend Mann dagegen schicken und mich der Stadt kraft des ius praeventionis bemächtigen. Wenn das so weiter geht, ist bald kein einziger Reichsstand mehr in seinem Hause sicher.

Wie werden nun die Franzosen damit beginnen, das ganze alte Austrasien an sich zu nehmen? Sie gehen von der jetzt französischen Stadt Metz aus, welches die Hauptstadt des alten Austrasien war. Nach französischer Logik muss das Land der Hauptstadt folgen. Wenn nun einmal Lothringen und das Saargebiet französisch sind, so wird sich ausfindig machen lassen, dass der Name Lothringen im überrheinischen Austrasien weit verbreitet war. So wird das ganze überrheinische Land zum Opfer der französischen Dependenzen. Die Entrüstung darüber diesseits des Rheins wird man schon zu beruhigen wissen; plötzlich heisst es dann, das auf der rechten Seite des Rheines gelegene Austrasien habe sich desselben Namens und desselben Rechtes bedient, wie das linksrheinische und müsse noch jetzt so thun; also müssen Franken, Hessen, der Nordgau, der Westerwald, die Wetterau, die Bergstrasse und der Rheingau an Frankreich fallen. Ludwig XIV. wird dann meinen, er sei gleich Pipin von Heristal, der als Herzog in Franken sich Schwaben, Bayern, Sachsen und Friesen wieder unterworfen hat, und so wird der König das ganze diesseitige Deutschland als Anhang der Stadt und des Bistums Metz[1]) für sein Eigentum er-

[1]) Eine grosse Strecke jenseits des Rheins gelegenen Landes ist so für Frankreich beansprucht worden. Siehe darüber die Flugschriften Ludwig Wilhelm's von Baden: Marchio-Badenses Vindiciae Adversus Praetensiones Gallicas ratione praefecturarum Beinheim et Grevenstein nec non utriusque comitatus Sponheim. 1681 (abgedruckt 1682), und: Compendiosum Memoriale Super compluribus Marchio-Badensibus gravaminibus circa Praetensiones Gallicas, Excellentissimae Legationi Caesareae Die 30. Aprilis et in simili mutatis mutandis Electorali Moguntino Directorio 2. Maji exhibitum Anno 1682. So galt den Franzosen auch Kreuznach als metzische Dependenz. Siehe auch Alois Schulte, Ludwig Wilhelm von Baden, Karlsruhe 1892, I, S. 7.

klären. Dazu kommt noch, dass vielleicht ein Teil des Rheinstroms unter der Aufsicht des Bistums Metz gestanden hat seit den Tagen der Hunnen, dass ferner die Stifter am Rhein durch die fränkischen Könige dotiert worden sind, dass viele Stifter in Franken, Hessen und Thüringen auf die Ahnen Karl's des Grossen zurückgehen, dass die sächsischen Bistümer von diesem errichtet worden sind, dass das Erzstift Mainz Besitzungen in Thüringen und Hessen gehabt hat und dass das Erzstift Köln über ganz Sachsen ausgebreitet war, auch geraume Zeit in Böhmen geherrscht hat. Vielleicht haben auch einige fränkische Herzöge ihren Hofsitz in Worms oder Speyer gehabt und von dort aus Lande diesseits des Rheins beherrscht. All das Angeführte wird sich Frankreich zu nutze machen und erklären: Alles Land von den Alpen bis zur Nordsee, vom Rhein bis an die Elbe, bis nach Böhmen und Ungarn hin ist ein blosser Anhang des linksrheinischen Deutschlands und gehört folglich mir zu eigen. Damit nun auch die Lande zwischen Elbe, Böhmerwald und Weichsel mit einbezogen werden können, sagen die Franzosen so: Ein entlaufener Mönch, ein ungehorsamer Sohn, der seinen Vater verlassen hat, ein flüchtiger Knecht erwirbt das, was er erwirbt, nicht für sich, sondern für sein Kloster, für seinen Vater, für seinen Herrn. Die königliche französische Obergewalt vertritt hier die Stelle des Klosters, des Vaters und des Herrn. Die deutschen Lande sind ein Anhang von Frankreich, und das Land, welches sie sich unterworfen haben, also Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, das Meissnische Sachsen ostwärts der Elbe, Lauenburg und Holstein, Brandenburg mit Pommern und Mecklenburg, Polen, Preussen, Kurland und Livland müssen sich zum französischen Joche bequemen. Sogar Dänemark wird daran glauben müssen, weil es unter Friedrich I. lehensabhängig vom Reiche war, „zumaln bey den Franzosen Lehenbündig und vollkommen unterwürfig seyn, sich als einerley müsse nehmen lassen".

Der Verfasser ist der Ansicht, dass die Franzosen ihre bis jetzt allerdings nur theoretischen Prätensionen auch in die Praxis übersetzen werden, wenn die Deutschen fortfahren, unter einander die Zwietracht zu hegen und zu pflegen. Wie ist Ludwig XIV. mit dem Elsass umgegangen! Ihm seine Ungerechtigkeiten vorzuwerfen, hat keinen Sinn, denn er hört nicht auf Vorstellungen. Doch die Deutschen müssen darauf aufmerksam gemacht werden,

dass sie am Rande eines Abgrundes stehen und dass gegen die französischen Sophistereien alles vergeblich ist. Der Franzosen Verstand und Vernunft zu übermeistern ist leicht. „Es ist aber hier nicht um die Vernunft zu thun, sondern um ihren verderbten Willen, welcher dem Verstand und der wahren Vernunfft widerstrebet, dahero muss man am End aller gründlichen An- und Ausführungen, wann sie ganz in den Sack gesetzet worden, anstatt einer vernünfftig zum Werk taugenden Antwort, so viel einnehmen: Es sey also dess Königs Will und Befehl, müsse demnach recht seyn, anbey sei unlaugbar, dass vor Zeiten das ganze Teutschland, und die Wendische Länder bis an die Weichsel und bis an Siebenbürgen zum Fränkischen Reich gehörig gewesen, auch von Carolo M. nicht als Römischen Kaiser, sondern als Könige der Franken beherrschet worden; demnach ja keine so grosse Unbillichkeit seyn würde, sie wiederum zum Fränkischen Reich zu bringen".

Es ist wahr, dass das ganze Deutschland zum fränkischen Reiche gehört hat[1]), es ist ferner wahr, dass Karl der Grosse es nicht als römischer Kaiser, sondern als König der Franken beherrscht hat[2]), „ob gleich diese Geständnüs manchen unter uns, qui sunt in propria patria turpiter peregrini, et ignorantes Rempublicam, in qua versantur, nicht gefallen will". Es ist gleichfalls wahr, dass Deutschland noch heute wirklich dem fränkischen Reiche anhängt. In Deutschland nämlich besteht das wahre eigentliche Königreich der Franken noch jetzt einzig und allein, und das unter den königlichen Titeln eines römischen Kaisers vorangestellte Königreich Germanien ist nichts anderes als das uralte Königreich der Franken. Eine nähere Ausführung dieses parodox klingenden Satzes ist hier nicht am Platze. Unter Karl d. Gr. und Ludwig d. Fr. waren Deutschland und Frankreich allerdings zwei Nationen, aber nur ein Volk und ein Königreich; sie waren beide mit einander verwachsen. Durch den Vertrag von Verdun trat eine Scheidung ein: Die Würde des wahren fränkischen Reiches ging auf den Anteil Lothar's, des ältesten unter den Brüdern, über. Die beiden anderen Brüder hatten die Ehre, fränkische Abkömmlinge zu sein, und durften den fränkischen Namen und das fränkische

[1]) Aubery, Liv. II, chap. I: „La plus grande partie de l'Allemagne est le patrimoine et l'ancien heritage des Princes François."

[2]) Ebenda chap. II: „Charlemagne a possedé l'Allemagne en tant que Roy de France, et non point en tant qu'Empereur."

Wappen führen, sonst aber waren sie vollständig vom fränkischen Reiche geschieden[1]). Als Lothar's Stamm ausgestorben war, wurde sein Reich mit dem deutschen vereinigt, so dass also das diesseitige Deutschland wieder den Charakter des alten wahren fränkischen Reiches angenommen hat. Das ist unser ostfränkisches Königreich, das von Kaiser Maximilian I. den Namen eines Königreichs Germanien erhalten hat. Durch den fränkischen Namen, der heute noch an Gallien haftet, und durch die Lilien im französischen Wappen wurden viele irre geleitet, so dass sie glaubten, das westfränkische Reich sei das wahre Frankreich. Im ostfränkischen Reich beschränkte man sich auf den vornehmsten Titel, der nach der Einverleibung des römischen Reiches der Kaisertitel war. Gallien hat dagegen seinen fränkischen Namen beibehalten müssen, weil es keinen würdigeren dafür einsetzen konnte[2]). Es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass François, Franzose, keineswegs einen Franken, sondern allein einen Francigena, d. h. einen fränkischen Abkömmling, bezeichnet. Die Franken Pharamund's und seiner

[1]) Diese völlige Scheidung nimmt auch Jacob Twinger von Königshofen an, indem er sagt: „..... Dirre Ludewig (der Fromme) was keyser und Herre, also ouch sin vatter der grosse Karle was, über dütsche und welsche lant und über Frangrich, also dovor bi den keysern von in geschriben stet und worent von dütschem geslehte und aller meist gesessen zu Oche, Wurmesse, Metze und bi dem Ryne, das dozûmole hies nyder Frangrich und zû latyne orientalis Francia. und das lant hies öber Frangrich und zû latyne occidentalis Francia, do ignote ein künig von Frangrich ist gesessen. und also gehorte ober Frangrich, daz ist welsch Frangrich, zû disem dütschen lande und nüt dütsche lant gein Frangrich, wan sü iren künigen her zû dütschen landen zû den ziten mûstent dienen, untz das das dütsche Frangrich und welsch Frangrich von einander wurdent geteilet. und geschach das also." Nun wird die Teilung geschildert und dann gesagt: „Und also wurdent dütsche lant und welsch Frangrich von einander geteilet, das ir keis me zûm andern gehorte. und worent donoch die dütschen künige mehtiger denne die künige von Frangrich, und erwurbent ouch die dütschen künige mit ihre frumekeit, das daz römesche rich an sü kam, also dovor bi keyser Karlen || dem grossen und keyser Otten von Sahsen völleklicher geschriben stet." Entnommen aus: Hegel, Chroniken der oberrh. Städte. IX. Band, Strassburg, II. Band, 1870 S. 704 und 705.

[2]) Aubery, S. 28: „Aussy, a leur (der Römer) exemple, les anciens Roys des François, apres avoir subjugué les Gaules, et reduit sous leurs lois une si fameuse et si vaste Province, ne prirent pas pour cela le nom du pays conquis, mais conservèrent toûjours leur premier titre. Ils creurent qu'il n'y en pouvoit avoir de plus digne de leur ambition, ny qui marquât mieux leur grandeur à venir; pouvant tout esperer de la valeur et du zele d'un peuple belliqueux, qui devoit remplir l'Univers de la terreur de son nom, et meriter par ses grands et extraordinaires exploits la qualité glorieuse, que le Poëte donne au peuple Romain, de Seigneur de toute la terre." Man sieht, Aubery nimmt den Mund recht voll

Nachkommen haben nicht alle ihre väterlichen Sitze diesseits des Rheines verlassen, sondern sie haben meist nur ihre Könige und Kriegsvölker über den Rhein nach Gallien gesandt. Von ihrem Mittelpunkt aus in Deutschland diesseits des Rheins haben sie zuerst Gallien, dann das übrige Deutschland, nämlich Allemannien, Thüringen, Bayern, Sachsen, Friesland, die wendischen Lande an sich gebracht. Nur sehr wenige Franken haben sich in Gallien niedergelassen; sie sind an der Mosel, der Maas, dem Rhein und in den Niederlanden sitzen geblieben, welche Länder ja später alle zum ostfränkischen Reiche geschlagen wurden. Die Gegner Chlodwig's bei Zülpich waren nur Schweizer, Schwaben, Elsässer und vielleicht auch Franken aus dem Lande südlich des Mains. Das fränkische Hoflager war allerdings meist in Gallien, doch nur weil „dazumal Teutschland mit schlechten Städten versehen gewesen", sonst aber hat Deutschland Vorzüge genug gehabt. Die Residenzen waren nicht immer in Neustrien und zu Paris, „wie man die Welt gern weis machen wollte"[1]), sondern auch sehr oft in den austrasischen Ländern, die zu Ostfranken gehörten. „Uberdies auch, wenn Paris damit geehret worden, es doch nimmermehr von so grossen und gerühmten Vorrecht, wie man ihm jetzund beylegen will, gewesen ist". Und wenn vielleicht eine Residenz zum inneren Wesen eines Königreichs etwas beitragen kann, so hat Aachen dies gethan, die Hauptstadt Karl's des Grossen und Ludwig's des Frommen. Aachen aber gehörte später zum Reiche Lothar's und ist dadurch ans ostfränkische Reich gefallen. Frankreich oder vielmehr Westgallien sollte sich über die Teilung freuen, durch die es überhaupt erst entstanden ist. Wenn jemand ein Recht hat, sich über die Teilung zu beschweren, so hat unser Königreich Germanien dieses Recht, weil ein grosser Teil von ihm losgerissen worden ist

[1]) Aubery, S. 3: „Les historiens étrangers, aussi bien que les François publient l'extraordinaire et singulier bonheur de la Ville de Paris, rivale à bon droit de l'ancienne et de la nouvelle Rome, dont l'on peut dire qu'elle a déja non seulement egalé, mais encore surpassé la gloire; puisqu'il ne se lit point ailleurs que dans notre histoire, qu'une même Ville ait esté l'espace de douze cent ans capitalle d'un même Estat." Siehe dagegen S. 46. Zwei Sprachen wurden am fränkischen Hofe gesprochen. „La premiere, dont usoient les Roys avec les Courtisans et les plus qualifiez du Royaume, estoit la Tudesque ou Françoise, et celle dont l'on se servoit lorsque le siege Royal estoit encore à Aix la Chapelle, comme on l'asseure communement. Et l'autre, qui avoit cours parmy le peuple, estoit la Gauloise celle même du pays" etc.

Aus all dem Gesagten erhellt, dass die Franzosen durchaus keine Berechtigung zur Herrschaft über Deutschland haben, dass vielmehr uns die Herrschaft über Frankreich gebührt. Wer also auch immer einen Schein Rechtens auf das alte Austrasien zu haben glaubt, dessen Ansprüche müssen sich über das ganze alte Austrasien mit seinen Dependenzen bis nach Preussen und Livland hin erstrecken. Die Franzosen streben nun nach ganz Austrasien, das sagt ganz offen und aufrichtig Maimbourg in seiner Historia Lutheranismi, p. 2. I. 2. ad an. 1552[1]): „Le Royaume d' Austrasie (estoit) un des principaux membres de ce grand corps de la Monarchie Françoise, à la quelle apres en avoir esté separé par les divisions de nos ancestres, sur la fin de la seconde race, Lovys le Grand, le plus victorieux des Roys de la troisiesme, l'a heureusement reuni de nos jours, presque tout entier, en poussant ses conquestes depuis la Meuse jusqu'au Rhin et mesme au dela". Die Stifter Metz, Toul und Verdun sind mit ihren jetzigen Dependenzen im Westfälischen Frieden Frankreich überlassen worden, nicht auch mit ihren früheren, wie Maimbourg meint. Jeder muss wissen, wie er sich den Annexionsgelüsten der Franzosen gegenüber zu verhalten hat. Am Rhein werden sie nicht Halt machen. Unsere Pflicht ist es, nicht so viele treue Reichsglieder in den Klauen eines angemassten neuen Weltbezwingers zu lassen, in dem falschen Glauben, dadurch einen dauerhaften Frieden zu gewinnen. „Wie einfältig würde man doch den Bauren schelten, der dem Fuchs den Gänsestall aufsperrete, in der albern Einbildung, ob könnte er von demselben durch solches Höfliche freye Gelag künfftig hin seinen übrigen Gänsen und Hünern die Sicherheit erhandlen?" Wie haben wir uns des unlängst geschlossenen Friedens bedient? Haben wir uns etwa eine starke Kriegsmacht geschaffen, wie wir hätten thun sollen? Wenn wir einmal losbrechen sollen — und das sollen wir —, dann ist es besser, wenn wir es jetzt thun, da wir noch Helfer haben, als später, wenn solche nicht mehr zu finden sind. Oder, wenn es nun einmal beschlossen ist, dass wir verderben sollen, wollen wir doch lieber mit dem Degen in der Faust sterben, als uns langsam hinmorden lassen. Die Versprechungen der Franzosen gleichen Sirenenstimmen, mit denen sie uns locken wollen, und ihre Worte enthalten lauter Gift, das

[1]) Histoire du Luthéranisme, Paris 1680, Livre V, S. 453. Vgl. bezüglich dieser Stelle den Schlusspassus meiner Einleitung.

in Goldpillen uns beigebracht wird, durch die Deutschland betäubt werden und so den drohenden Untergang nicht merken soll. Aber, wenn auch das Reich untergeht, die Versicherungsmäkler müssen ihre monatliche Provision haben! Es ist ganz lächerlich, wenn die Franzosen sagen, es sei nur auf den Sturz des Hauses Österreich abgesehen, als ob Österreich nicht zum Reich gehöre und mit Österreich nicht auch das Reich fallen müsste! Doch das sind vergebliche Anschläge.

„Quaeritis Austriacam frustra convellere gentem!
Nutat, sed nunquam concidit ista Domus."

Sein Stehen und sein Fallen ruht allein in Gottes Hand, die auch bald Deutschlands Schande abwischen wird, dass man nicht mehr sagen kann: „Ein Schweitzerischer Bauer sey mächtiger und besser dran als ein Teutscher Reichs-Stand; weilen das Unrecht, so jenem widerfähret, seine Rächer in allen Schweitzern finde; da herentgegen in Unterdruckung eines unglückseligen Reichs-Standes, die übrige, wo nicht theils heimlich lachen, wenigst alle still sitzen, und sich um den Schaden Josephs wenig bekümmern, noch die Augen aufthun, bis die Reihe auch an sie komme". Ich wünsche meinem bedrängten Vaterlande von ganzem Herzen, dass der von ihm entwichene Geist des Rates, der Stärke und der Eintracht es wieder beseele, damit es seine Kräfte erkenne und richtig anwende. Die einzelnen Kreise können wirklich mehr Mannschaften aufbringen als bisher. Deutschland soll nicht erst dann zum Bewusstsein seiner Stärke kommen, wenn es muss, nein, jetzt sogleich. Wir müssen uns unserer Vorfahren würdig zeigen, wir müssen daran denken, wie die Ottonen, die Heinriche, die Rudolphe die Feinde aus Deutschlands Gauen vertrieben haben. Wenn wir ihnen nacheifern, so ist es mit der Wohlfahrt und der Freiheit des Vaterlandes wohl bestellt, wenn nicht, so wird uns ihr Segen zum Fluche werden. Geringen Leuten ist es ja vielleicht gleichgültig, welcher Herrschaft sie sich zu beugen haben, sie finden noch einen Trost im allgemeinen Untergang. Die Grossen aber, welche die ihnen anvertraute Freiheit und Sicherheit schlecht behütet haben und nach dem Verlust dieser Güter in den Staub gedrückt werden — was ja nicht ausbleiben kann — diese, sage ich, würden am Ende von Freund und Feind ein allgemeines „Ridebo in interitu eorum" zu gewärtigen haben. Und wenn sie dann ihr Unglück beweinen, werden andere mit Hannibal lachen und sprechen, damals hätten

sie weinen sollen, als sie den Rheinstrom hätten verloren gehen lassen. „Doch wolle der Jenige, von dem das Wohl und Wehe aller Königreich und Völker herkommet, durch Erleuchtung ihrer Herzen und Gemüter verleihen, dass solches betrübte Lachen, mit einem frölichen Jubel, über den gestürzten Hochmut unserer Nachsteller möge umgetauschet werden".

Dieser Abhandlung, die sich, wie es scheint, bald eines guten Absatzes erfreute [1]), liess Hornick nach kurzer Frist eine zweite folgen, die er mit der Überschrift: Wahrer Bericht von dem Alten Königreich Lothringen u. s. w. in die Welt hinaus sandte. Dieser Traktat sollte als Antwort auf eine kleine, in lateinischer Sprache verfasste Schrift französischen Ursprungs dienen, die die Anrechte der Königin von Frankreich auf die Niederlande verteidigte [2]). Die Abfassung des Berichtes fällt noch in das letzte Viertel des Jahres 1681; der Verfasser hat aber mit der Veröffentlichung gezögert, bis er auch den Bericht von Austrasien vollendet hatte. Dann erst erfolgte die Publikation des Berichtes von Lothringen [3]). In diesem Bericht ist ausgeführt, dass die französischen Ansprüche auf das Reich, die von den Karolingern hergeleitet werden, unbegründet und nichtig sind [4]); ferner wird dargethan, mit welchem Recht die jen- und diesseits des Rheines gelegenen Reichsländer wieder vereinigt worden sind.

Hundert und fünfzig Jahre lang wurde zwischen beiden Reichen, zwischen Ost- und Westfranken, um die lothringische königliche Braut getanzt, bis sie endlich dem deutschen Buhler beständig an-

[1]) Wenn Francopolitas Schriften sich hin und wieder unter dem Namen des Christian Gottfried Frankenstein als des Verfassers vorfinden (s. über diesen Jöcher, Gelehrten-Lexikon, II. Bd., Sp. 723), so ist dieser doch nicht der Autor. Vgl. hierzu den oben angef. Aufsatz von Inama, S. 196, Anm. 1.

[2]) Reginae Christianissimae jura in Ducatum Brabantiae, et alios ditionis Hispanicae Principatus 1667.

[3]) Dass dem so ist, kann man aus einer Stelle des 23. Abschn. entnehmen, wo es heisst: Ich will mich aller Zeugnisse u. s. w. enthalten, „weilen selbige aus dem Grund, bey dem berühmten, so gleich jetzund, und da dieses Werklein unter der Feder ist, dem Verlaut nach in die Ewigkeit versetzten Conringio, im Buch de Finibus Imperii zu finden sind." Hermann Conring starb am 12. Dezember 1681; im Bericht von Austrasien ist er nicht erwähnt.

[4]) Über die französischen Ansprüche auf Lothringen siehe Aubery S. 150. Er spricht von einem Brief Papst Hadrian's II. an die Grossen von Lothringen „. . . . où il (der Papst) leur represente qu'ils ne pouvoient douter que ce Royaume, qui estoit une portion de la Monarchie Françoise, n'appartinst à ce Prince (Ludwig, Sohn des Kaisers Lothar), comme heritier de son pere, par le droit naturel et par la loy de l'Estat."

gehören wollte, von diesem ritterlich erfochten und heimgeführt worden ist. Sechshundert Jahre hat sie in seinen Armen geruht und will nun jetzt, zu Deutschlands ewiger und unauslöschlicher Schande, sich entführen lassen. Während der hundertfünfzig Jahre wurde Lothringen zum mindesten siebenmal von Frankreich angegriffen, viermal fast gänzlich weggenommen, ebenso oft aber durch Deutschlands kräftige und unermüdliche Hand tapfer beschützt und wiederum erstritten; dazu wurde es von Frankreich dem deutschen Reich neunmal abgetreten und abgeschworen. Dies alles soll dem späteren Nachkommen als Beispiel dienen, damit er wisse, was er zu thun habe, um sich seiner grossen Voreltern nicht unwürdig zu zeigen. Wenn jetzt ein Ludwig, ein Heinrich, ein Otto wiederkehren und mit eigenen Augen schauen würde, wie jämmerlich das von ihnen dem deutschen Reiche so rühmlich und sauer erworbene und errungene lothringische Kleinod zugerichtet, zertrennt und von seinem deutschen Leibe nunmehr fast gänzlich abgerissen ist, so zweifle ich nicht, dass sie Deutschland in Deutschland suchen und fragen würden, ob denn kein redlicher Deutscher mehr da sei, der dem von ihnen so oft gebrochenen gallischen Mutwillen und Frevel steuern könne. Ist denn die deutsche Mannheit und Tapferkeit so sehr von uns gewichen, dass wir unser Vaterland jetzt mit unartigen Fremdlingen besetzen müssen? Sollen wir vielleicht meinen, dass unsere heldenmütigen alten Könige ihren Fürsten und Ständen diesseits des Rheins so gute Unterkunft und Sicherheit nur deswegen verschafft haben, dass dieselben von Überfluss und Wollust oder aber von Eigennutz und verkehrten Ratgebern sich sollen verleiten und verführen lassen, ihr wertes Pfand, ihr so geliebtes Reich Lothringen, um dessentwillen sie so oft und so freudig ihr königliches Heldenblut gewagt, mit gefalteten müssigen Händen so unverantwortlicher und fast treuloser Weise verloren gehen zu lassen? Sollen wir es einem übermütigen, von ihnen immer mit Verachtung behandelten Feinde im Rachen lassen? „Wenigst würden solche Welt-gepriesene Helden und treueste Reichs-Vätter alle die jenige für ihre rechtmässige Abfolg zu erkennen nicht würdigen wollen, die so beschaffene Undinge begehen, Gallischen Hochmut und Verwegenheit mit indifferenten Augen ohne Errötung ansehen, und, da sie doch wohl anderst könten und solten, so ruhig gedulten möchten.“

Mit betrübtem Herzen berichtet der Verfasser im weitern Ver-

laufe der Darstellung, dass die französischen Eroberungen auf deutschem Reichsgebiet von der Provence bis nach Flandern der Länge nach über 130 Meilen betragen, „ein Strich Landes, so fähig ist, mehr als hundert tausend Mann auf dem Fuss zu erhalten, und mittelst deren allein Teutschland, also wie es heut zertrennet, und zu seiner Erhaltung ganz träg und unsorgsam ist, einfolglich durch seine eigene Kräffte, wann nicht in kurzem andere Anstalt für den Tag kommet, in den Staub und unter das Französische Joch zu drücken". Durch wen ist denn nun solches Unheil über das Reich gekommen? Durch die Reichsstände, die entweder französische Sklaven oder Grenznachbarn geworden. Sie hatten damals, als Frankreich den Anfang seiner Vergewaltigungen mit dem Königreich Arelat machte, sich eingebildet, sie sässen inmitten des Reiches und im Trocknen. Sie brachen diesen stattlichen Reichslanden, ihren Mitgliedern, die Treue und überliessen sie der französischen Verschlingssucht als Opfer. Deshalb sind nun durch ein gerechtes Verhängnis Gottes mehrere dieser Treulosen derselben schweren Zornrute mitverfallen. Ihre Nachbarn sind auch schon nahe daran, in denselben Abgrund gestürzt zu werden. Die übrigen, die sich so weit entlegen wähnten, wird auch das Unheil in nicht allzu ferner Zeit erreichen. Der Weg von Strassburg, Mainz und Köln nach den Residenzstädten unserer vornehmsten deutschen Staaten ist nicht länger als der Weg von Paris oder der Champagne nach Köln, Mainz und Strassburg. Niemand gebe sich trügerischen Hoffnungen hin, als sei noch eine lange Frist gegeben. Denn wie bei Wiederannäherung der Sonne der Tag in den Gegenden der Erde, die dem Äquator und den Wendekreisen nahe sind, allein nach Minuten anwächst, unweit des Poles aber mit ganzen Stunden und Tagen sich verlängert, so greift nunmehr die französische Gewalt in zwei oder drei Jahren weiter um sich als ehemals in hundert, indem sie durch die Überschreitung des Rheines ihrem Pol, der Universalmonarchie, näher kommt, den sie mit der vollständigen Eroberung Deutschlands, deren sie schon gewiss ist, erstiegen haben wird. Das kann allein, wenn gleich alles andere ermangeln wird, kraft der seltsamen Dependenzen geschehen, die erst jetzt an den Tag gekommen sind.

Von diesen Dependenzen hat der Verfasser, wie er sagt, im Bericht von Austrasien nur einen kleinen Begriff gegeben, aber noch lange nicht von ihrem innerlichen Wert oder Unwert ge-

sprochen. Unter anderem wird ihnen die wunderthätige Kraft zugeschrieben, dass sie mitten in stiller Friedenszeit ohne Begehung eines Vertragsbruchs alles das anzurichten fähig sind, was sonst nur durch Waffengewalt zu erreichen ist. Für wie albern und blind sehen doch die Franzosen die Welt an, wenn sie uns glauben machen wollen, der Westphälische Friede schreibe ihnen, anstatt der Landgrafschaft im Elsass[1]), das ganze Elsass zu, als ob diese beiden ein einziger Begriff seien. Die Beispiele des Herzogtums und der Pfalz zu Sachsen, des Herzogtums Franken und Westfalen, des Fürstentums Schwaben, der Landgrafschaft Thüringen und anderer mehr im römischen Reich, die alle von weit engerem Begriff sind, als die Länder, von denen sie den Namen haben, geben zu erkennen, wie gross der Unterschied auch zwischen der Landgrafschaft im Elsass und dem Land Elsass ist. Sonst wäre es ja gar nicht nötig gewesen, im Friedensinstrument den Sundgau, die Landvogtei und anderes im Elsass gelegene Gebiet anzuführen, oder kraft des Nürnberger Exekutionsrecesses die elsässischen Schlösser dem Reiche wieder zuzustellen, wenn das ganze Elsass unter dem Namen der Landgrafschaft Frankreich überlassen worden wäre. Wie seltsam und unerhört ist es doch, dass eine Grafschaft, die noch nicht einmal gefürstet ist, unter ihren Dependenzen vornehme Fürstentümer des Reiches zählen sollte! Es würde niemandem unter der Sonne etwa eingefallen sein, gegen die klare Verordnung und ganz deutliche Verwahrung des Münsterischen Friedensschlusses im § „Teneatur Rex Christianissimus“[2]) etwas einzuwenden, wenn die französische Nation nicht alle Scham, alle Ehre und alles Gewissen abgelegt hätte. Durch die letzten Worte des genannten Paragraphen (Ita tamen etc.) sind alle fürstlichen und anderen Stifter und die übrigen elsässischen Reichsstände dem französischen

[1]) Die bekannten §§ 73 und 74 des instr. pac. Monast. Vgl. Erdmannsdörffer I, S. 38 ff.

[2]) § 87 instr. pac. Monast. Nach Hornick's Auffassung herrscht also volle Klarheit auch über den letzten Satz „Ita tamen“ etc. Frankreichs Besitz im Elsass ist nach H. nur die ehemalige österreichische Landgrafschaft, der Sundgau und die Landvogtei über die zehn elsässischen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weissenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregorienthal, Kaisersberg und Türkheim. Was er nun aber unter dem souverän geübten Amtsrecht über die genannten Städte, deren Amtsbereich der Souveränität der Krone Frankreich entzogen war, versteht, das sagt er uns leider nicht. Er will nur nachweisen, dass die Franzosen keine weiteren Ansprüche auf Dependenzen zu erheben haben.

Joche klar und deutlich entnommen. Dass dieselben wieder darunter gekommen sein sollten, wird der Nachwelt lächerlich erscheinen, und sie wird billig alle, die bei diesem possierlichen Friedenswerke geholfen haben, für unsinnig halten müssen. Und in der That: niemals vielleicht, so lange die Welt steht, sind ähnliche lahme Geburten von Folgerungen, wie die, welche man aus den letzten Worten des Paragraphen erzwingen will, ans Licht getreten. Denn wer beide Augen aufthun und die nächstvorangeschickten Zeilen zugleich mit den letzten anschauen will, wird mit den Händen greifen können, dass diese Finalclausel nur folgende Paraphrase hinter sich haben kann: „Demnach vermög nechst vorgehender Wort (Ita tamen, ut nullam in eos etc.) der Cron Frankreich nur das jenige Teil von Elsass, so dem Haus Oesterreich unter der Oberbottmässigkeit und Lehenherrschaft des Reichs zugethan gewesen, abgetretten werden: Und aber solche Wort wider die Meinung aller paciscirenden Potenzen etwann dahin möchten gedeutet werden, als ob besagte Oesterreichische Stuck dess Elsasses von der Cron Frankreich gleicher massen, wie vom Haus Oesterreich unter der Dependenz dess Reichs solte ingehalten werden: Als wird hiemit erläutert und erkläret, dass angeführte Wort, der über sothane vom Reich und Haus Oesterreich abgetrettene Elsassische Länder, bereit oben in § Itemque dictus[1]) etc. an Frankreich zugleich cedirten Indepedenz und Souverainität nichts benehmen, oder einigen Eintrag thun sollen.“ Was sonst die Natur der Dependenzen anbelangt, so geht aus den Eigenschaften aller Verträge hervor, dass eine jede Sache mit ihrer Zubehör, wenn dessen auch nicht gleich gedacht, zu nehmen sei, falls nur nicht das Gegenteil durch Rechte oder Gewohnheiten oder besondere im Vertragsinstrument ausgedrückte Verwahrungen bestimmt ist. Das ist aber nur zu verstehen von der Zubehör und den Dependenzen, die zur Zeit, als der Kontrakt ausgefertigt wurde, wahre Dependenzen gewesen sind. Dass aber auch die Dinge, die vor Zeiten einmal zu dem abgetretenen Hauptstück gehört haben, dann aber wieder abgekommen sind, darunter bezogen werden, das ist eine Neuerung, die weder Recht noch Billigkeit, noch einige menschliche Vernunft zugeben können. Wenn nun darüber ein Zweifel besteht, ob etwas für eine Dependenz zu

[1]) § 74 instr. pac. Monast.

halten sei oder nicht, oder ob eine gewesene Zubehör vom Hauptstück rechtmässig abgekommen sei oder nicht, so entscheidet das natürliche Gesetz solches nicht nach den Satzungen derjenigen Partei, an die das Hauptstück erst neuerdings gefallen, sondern es urteilt nach den Rechten desjenigen Volkes, bei welchem das Hauptstück zur Zeit der Absonderung seiner Zubehör gestanden hat. Am allerwenigsten aber kann nur die eine der beiden Parteien sich darüber eine richterliche Erkenntnis anmassen. Gegen alle diese klaren Sätze des allgemeinen Völkerrechts will die französische Nation nicht allein über die alten angemassten Dependenzen des Elsasses erkennen, sondern noch dabei Kläger, Zeuge und Richter in einer Person sein. Sie stützt sich auf den nichtigen, von den Franzosen selbst nicht einmal allgemein anerkannten Vorwand, dass in Fragen, wem die Oberherrschaft gebühre, Verjährung nicht statthabe. „Zu bedauern aber ist es, dass wir in solche Zeiten gerathen, in welchen bey einer, dem Berühmen nach, so trefflich erleuchteten Nation, dass Feur dess ingenii so gewaltig angestiegen, dass darüber das Liecht eines natürlichen Verstandes und gesunden Urtheils, fast gänzlich erloschen, wordurch sie angeregte so übel bestellte Missgeburten von Opinionen, zu Stöhrung des allgemeinen Welt-Friedens, gegen das helle Recht aller Welt, ohne Zucht und Scheu für den Tag zu stürzen, darf an sich kommen, und gegen solches weder das Gesetz der Ehren noch Billichkeit, noch das Richtscheid eingepflanzter Vernunfft, noch menschliches Mitleiden und Glimpff, noch einig auf das Recht und die Gebühr gegründte Fürstellung, mehr will hafften oder verfangen lassen."

Hornick ist ein guter deutscher Patriot; am Schlusse seines Berichtes von Lothringen macht er eifrig Propaganda für eine kriegerische Politik im Sinne des Grafen Waldeck. Er bittet den Kaiser und die Reichsfürsten, sich des unglücklichen Rheines anzunehmen: „Lasset, bitte ich, Eure Augen über einen für Euch Gebogenen und Ausgestreckten, Eure Gnad und Erbarmung anflehenden Armseligen herab schiessen! Sehet da! Euch leget sich zu Füssen der vorhin so prächtige, wolgestalte und freye, nunmehr für Zerschlagenheit, Wehemut und Stümmelung nicht mehr kenntliche, an Armen und Schenkeln gebundene und gefässelte Rheinstrom. Grausame Feindes-Gewalt ist über denselben also zusammen geschlagen, dass ihm so gar auch das allgemeine Vor-Recht aller Elenden, die Freyheit des Klagens verleget worden. Stumme

Seufzer, thränende Augen müssen für ihn sprechen, damit nicht etwan ein zu frühe entfallendes Klagwort ihm das Urtheil seines vollmässigen Untergangs, bey dem unversöhnlichen Verfolger beschleunige. Er kehret sein betrübtes Angesicht auf die Schweitz und auf die vereinigte Niederlande, zwey gegen eure Grösse und Macht sehr geringe Häufflein. Und eben darum quälet sich sein innerstes, dass er sein Haupt bei denen freyen Schweitzern erheben, und bei denen gleichfalls freyen Holländern seinen Lauf bishero noch vollenden mag, so weit allein aber sein gefangenes Wasser nunmehr schleppen sollte, als weit er Teutsch und Reichisch heisset. Sein Strand ist errötet, nicht wie etwan vorzeiten von dem durch eure Vor-eltern vergossenen Römischen und Gallischen Blut, sondern vor Scham, dass, da er bisher, zu einem Sieg-grünenden Feld Teutscher Ehren und Dapferkeit erhoben gewesen, er anjetzo zu einem Fussschämel Französischen Hochmuts solle verdrucket werden. Seine bleiche Flut, nach deme sie sich lang vergeblich, um einen ihrer alten Befreyer, bey euch umgeschauet, eilet weg von eurer Nachbarschafft um ihre und eure Schande, wo möglich, in den Abgrund der tieffen See zu verbergen. Den flüchtigen Fuss, so Ariovistus über ihn aus Gallien herüber gesetzet, nachdem dieser sich, und zwar um ein fremdes Gut, gleichwol noch schlagen und wehren dörffen, preiset er weit über eure ungeschlagene Vorsichtigkeit, die euch verbietet, zu Verfechtung eures Eigenthums und eures Vatterlands, einen gewaffneten Mann auf seine Ufer zu stellen und für eure Freyheit und ganzes Heil, eine Hand auszurecken, aus Forcht, dass das ehemal so verächtliche Gallien etwan über euch zörnen möchte. Ihr verlieret indessen ungeschlagen unvergleichlich mehr, als eine vollständige Niederlag verwürken könnte."

Bittere Worte sind es, die dann Hornick über die deutschen Verräter und Liebhaber der Franzosen äussert. Er tadelt an ihnen, dass sie sich sicher fühlten, weil sie tiefer im Reiche sässen und glaubten, die Franzosen machten nicht weitere Ansprüche auf deutsches Gebiet. Doch dem ist nicht so. „Der Franzos würde aufgehört haben ein Franzos zu seyn, wann sein Boden-loser Land-hungeriger Magen sich etwan mit einem gutwillig dargeworffenen Bissen besänfftigen liesse." Auch die brandenburgische Politik wird scharf gerügt[1]). „Nicht vermesse sich jemand, andere zu bereden, gegen-

[1]) Siehe Erdmannsdörffer I, S. 670; Pufendorf XVIII, § 58; Georg Daniel Seyler, Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Grossen, S. 192.

wärtige Blösse des Reichs verstatte nicht so gerad zu die eilige Gegenwehr, sondern erheische Frist, die Kräffte zu sammlen und aufzustellen, und dass sothane heilsame Frist, noch wol um ein Strassburg und den anhangenden Rheinstrohm zu erkauffen stehe. Dann wann nur solchen Dienern dess französischen Worts, und Frist-Predigern beliebte, bey ihren eigenen und andern Fürsten so viel vor die Sicherheit des Vatterlandes, als neben derselben her zu rathen, oder wenigst Einheimische und Fremde nicht irr zu machen, würden sich die erforderte Kräfften allschon zum Uberfluss auf der Stell finden." Wenn ihr unlängst gesagt habt, dass, wenn die Sachsen über dreissig Jahre lang sich Karl d. Gr. an der Weser entgegengestellt haben, die Weser, Elbe und Oder wohl mit einem Ludwig fertig werden könnten, wie dürft ihr dann behaupten, dass Deutschland gegenüber der französischen Gewalt zu schwach sei! Überdies betrügt ihr euch ja selbst, wenn ihr bei der Vergleichung zwischen Karl d. Gr. und Ludwig XIV. nicht bedenkt, dass ihr es nicht mit einem aufrichtig kriegenden Karl, sondern mit dem zu thun habt, „der sich nicht so sehr durch die ungestümme offenbare Gewalt der eisernen Böcke und Widder, als durch die heimlich einschleichende Krafft der beladenen Gold-Esel, den Weg zum Sieg aller Orten zu öffnen, und die Schlösser und Thüren eurer geheimsten Rathstuben, so wol als eurer stärksten Thürn und Vestungen durch sein kräfftiges Schlag-Gold aufzusprengen, beynebenst aller Orten das divide zu spielen gelehret ist." Die Konrade, Heinriche, Ottonen und Friedriche und andere deutsche Helden haben nicht deshalb euch Wohnsitze an der Elbe, der Oder, der Donau u. s. w. erworben, damit ihr, die Nachkommen, darum in unverantwortlicher Weise den Rhein preisgeben sollt. Wenn es schon verkehrt war, dass in vergangenen Zeiten Marseille und Toulon an Frankreich abgetreten worden sind — denn sonst wäre die französische Seemacht auf dem Mittelmeer nicht so schrecklich —, um wie viel gerechter werden eure Kinder über euch Rache schreien, weil ihr durch den Verlust des Rheines euren Untergang unvermeidlich gemacht habt. „Wie so gar in unglückselige Zeiten seynd wir verfallen, dass, da Frankreich zu dem Verderben seiner unschuldigen Nachbarschafft lauter Hitz und Feuer worden, Teutschland zur Bewachung seines eigenen Heils lauter Eis und kaltes Wasser scheinet!" Leider aber sind wir selbst an unserm Unglück schuld. Hätten wir die Lande an der Maas,

an der Mosel und an der Schelde, und unsere Voreltern die an der Saone und an der Rhone nicht französisch werden lassen, Frankreich würde heute nicht am Rheine stehen und auch nicht die Mittel haben, den Unterhalt für ein Mehr von 100,000 Mann zu bestreiten. Auch dürfte es mit uns nicht so schändlich umgehen, wie es thut. „Kein gemeiner ertrüge von seines gleichen die Nasenstülper, Maultaschen, und Briegelsuppen, die offenbare Höhnungen und spöttische Aufzüge, so zu Paris auf den gemeinen Theatris, und in denen Narrenspielen in der Figur, an dem Rhein-Strom aber und auf anderm des Reichs Grund und Boden in der That, für aller Welt einer ganzen Nation angethan werden."

Der Verfasser schliesst seine trüben Betrachtungen mit der Mahnung an die deutschen Fürsten und Stände, keinen faulen Frieden mit Frankreich einzugehen Die Ufer des geängstigten Rheines sind der Plan, wo eure Vorfahren um die lothringische Braut so manchen gefährlichen Tanz gewagt haben, und dort müsst auch ihr sie euch wieder erstreiten. Euer Glück und Unglück, euer ganzes Heil ist mit den überrheinischen Reichslanden so fest und eng verknüpft, dass nach deren Verlust „dem ganz verbeinten Feind eurer Freyheit" es weder an der Macht, noch am Willen, noch auch am scheinbaren Recht fehlen wird, euch ebenfalls zu vergewaltigen. Auf denn zum Kampf, ihr an Geblüt und Grossmut und auch, wenn ihr einig seid, an Stärke und Macht unvergleichliche Häupter des diesseitigen Deutschlands! So verlangt es die Ehre eurer Vorfahren, und eure Nachkommen werden euch darob loben und preisen und das befreite, „von einem unersättlichen Weltstürmerischen Volk durch euch erlösete Europa" wird das Andenken an euch der fernen Ewigkeit einverleiben.

Soweit der Bericht von Lothringen. Das alte Königreich Austrasien ist mit seiner Ausdehnung und seinen Grenzen uns geschildert, seine Zugehörigkeit zum deutschen Reich ist nachgewiesen und es ist dargethan worden, worauf die Franzosen ihre Ansprüche darüber gründen. Ebenso hat Hornick gezeigt, dass das Königreich Lothringen seit Alters schon ein Anhang des deutschen Reiches ist. Nun fehlt noch Eines: Wie steht es denn mit eben diesem deutschen Reiche? Was ist das deutsche Reich, über das die Franzosen, wenn sie weiter gehen, verfügen werden, wie es einzelne unter ihnen, Aubery und vorher schon de Cassan, gethan

haben? Diese Frage beantwortet Hornick in einem dritten Traktat, der bei weitem das Bedeutendste ist, was in dieser Art zu dieser Zeit geleistet worden ist, in seiner „Franco-Germania, d. i. H. G. D. C. Francopolitae Wahres Franckreich oder Bericht von dem Königreich Germanien“[1]). Was der Verfasser mit dieser Abhandlung bezwecken will, das sagt er in der Einleitung, nachdem er über die vorausgegangenen Traktate und ihren Inhalt kurz referiert hat: „In gegenwärtigem Bericht stelle ich zu Tag das innerliche Haupt-Wesen, und so zureden, die eigentliche Person des Teutschen Reichs, und ziehe einem ausswärtigem Volck die Larve ab, mittelst deren es sich in das Franckische Reich verstellend, die Welt etlich hundert Jahr lang geäffet und uns Teutsche gleichsam uns selbsten zurauben und unsers unzertrennlichen Personal-Characters zuentsetzen vermessentlich unterfangen, und dadurch in den äussersten Verlust unser Ehren und Freyheit zuführen getrachtet hat“.

Wenn schon die beiden ersten Schriften Francopolita's Tendenzschriften waren, so kann man dies noch mehr von der dritten behaupten. Mit dem grössten Aufwand an Gelehrsamkeit, mit Heranziehung der bedeutendsten Schriftsteller des Mittelalters und der neueren Zeit[2]), mit Benützung der Litteratur, die damals in Deutschland und Frankreich über das deutsche Reich erschienen war, hat er sich ans Werk gemacht, und man muss zugestehen, dass ihm das, was er gewollt hat, die Darstellung des fränkischen Charakters des deutschen Reiches, gelungen ist, und dass er den französischen Hauptschreier Aubery gebührend ad absurdum geführt hat.

Es giebt zwei Irrtümer, sagt der Verfasser, durch welche die Erkenntnis des deutschen Reiches erschwert wird: 1) Deutschland, meinen einige, sei das römische Reich, folglich sei es unmöglich, dass in ihm auch zugleich das fränkische Königreich

[1]) Für den offiziösen Ursprung zeugt schon der Umstand, dass die Schrift in einigen Exemplaren des Diar. Eur. als Appendix zu finden ist.

[2]) Hornick citiert öfters Otto von Freising. Daneben scheint er auch Jordanus von Osnabrück und Lupolds von Bebenburg Traktat De Juribus et Translatione Imperii benutzt zu haben. (Vgl. über Jordanus O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen II, S. 340; über Lupold ebenda I, S. 152.) Auch Trithemius und Aventin werden herangezogen. Um seine Schrift den weitesten Kreisen zugänglich und so recht populär zu machen, hat H. alle lateinischen Citate in gutes, verständliches Deutsch übertragen.

stecke. Kein Leib könne zwei Seelen oder zwei Personen zugleich in sich begreifen[1]). 2) Die Krone Frankreich, glauben andere, sei von jedermann und von den Deutschen selbst schon seit vielen Jahrhunderten für die Repräsentantin des fränkischen Reiches gehalten worden. Diese beiden Steine des Anstosses müssen beseitigt werden. Das kann leicht geschehen, wenn man sich des Gegners als Zeugen bedienen darf.

Was nun die erste irrige Ansicht betrifft, so sagt David Blondel[2]), „der berühmte Fürsprach Frantzösischer Nation", dessen Lehrsätze kein Franzose leichthin verwerfen wird, das römische Reich habe zur Zeit Karl's des Grossen und später nur aus der Stadt Rom, dem römischen Herzogtum, der Mark Ancona und noch einigem andern Gebiet bestanden. Weit davon entfernt, Deutschland für das römische Reich anzusehen, behauptet er dann, dass die deutschen Könige nach dem Verlust dieser Gebiete nur missbräuchlich mit dem Titel eines römischen Kaisers geehrt worden seien. Wenn wir dieser Auffassung stattgeben, so folgt aus dem eigenen Bekenntnis unserer Widersacher, dass, da Deutschland nicht für das römische Reich angesehen werden könne, ihm der fränkische Charakter nicht abzusprechen sei. Unser Landsmann Hermann Conring[3]) hat bereits 10 Jahre vor Blondel den ersten Teil dieser Behauptung erwiesen, sagt aber dabei, dass dem deutschen Reiche das Recht, die genannten Stücke wieder zu erobern, nicht benommen sei. Daraus würde sich abermals ergeben, dass dem deutschen Reich nicht allein nichts im Wege liegen würde, das fränkische zu heissen und zu sein, sondern, dass es sich zugleich auch das römische nennen dürfe. (Mit dieser letzten Behauptung Conring's ist Hornick nicht

---

[1]) Bei Lupold handelt das dritte Kapitel davon, dass das Kaisertum von den griechischen Kaisern in der Person Karl's des Grossen auf die fränkischen Könige und nichtsdestoweniger auch auf die Deutschen übergegangen sei: „Quod imperium Romanum fuit translatum de graecis imperatoribus in personam Caroli m. ad reges Francorum: et nihilominus etiam ad Germanos" etc.

[2]) Genealogiae Francicae plenior Assentio, gegen Chiffletius gerichet. Amsterdam 1654. 2. Bände. Der erste Band ist betitelt: Praefatio Apologetica. In diesem ersten Bande ist oben erwähnte Meinung zu finden. XXXI. fol. 3b und c. Es ist schwer zu finden, weil Hornick's Angaben der Bücherstellen durchaus ungenau sind. — David Blondel und Jean Jacques Chifflet waren beide Burgunder; B. stammte aus Französisch Burgund, aus Châlons-sur-Marne, während Ch. in der Franche Comté, in Besançon, zuhause war. Siehe über B. Nouv. Biogr. Gén. Tom. VI, Sp. 250; über Ch. ebenda Tom. X, Sp. 300.

[3]) De Germanorum Imperio Romano. Helmstädt 1644. c. 9 und 10, S. 87.

ganz einverstanden.) Genau das Gegenteil von Blondel stellt Louis Maimbourg[1]) auf, indem er sich dahin äussert, das römische Reich habe zur Zeit Karl's des Grossen die gesamte fränkische Monarchie umfasst, deren König und Oberhaupt genannter grosser Kaiser gewesen ist, und die deswegen ihres fränkischen Charakters nicht verlustig gegangen sei. Daraus erhellet wiederum, dass sich wohl heute noch ein Königreich finden könnte, das gewissermassen zugleich das römische und fränkische sich nennen dürfte. Joh. Heinr. Boecler[2]), der gleichfalls einer der unseren ist, führt in seiner wohlgefügten Dissertation vom hl. römischen Reiche neun Ursachen an, warum unser Reich zugleich das deutsche sein und das römische heissen kann.

Aus diesen angeführten Citaten geht hervor, dass das deutsche Reich keineswegs (!) für das römische anzusehen ist. Aber man darf deshalb nicht der Ansicht huldigen, als ob es dadurch daran gehindert wäre, ein fränkisches Reich zu sein. Diesem Irrtum würde schon das in allen feierlichen Reichsakten dem römischen Kaisertitel in grossen Buchstaben an die Seite gesetzte Königreich Germanien „gleichsam thönend" widersprechen.

Zur Entkräftung der zweiten irrigen Ansicht und der daraus entstehenden falschen Folgerungen beruft Hornick sich wieder auf den genannten Historiker Blondel, der einmal sagt: „Tantisperdum quid de inveterato abusu statuendum Europa universa putet expectamus, Austriaeae gentis Principes ullos Romanorum Imperatores reales fuisse, pro iure nostro negaturi, ex iisdem non tredecim, sed duodecim tantum Germaniae seu Franciae Orientalis reges, aut si quis nomen illud praeoptet, Imperatores fuisse, sponte fatebimur"[3]). An einer andern Stelle führt Blondel die Stammtafeln von fünf deutschen Fürstenhäusern auf, aus welchen die ostfränkischen, also deutschen Könige genommen worden seien[4]). Es folgt daraus, dass Frankreich nicht, wie es behauptet, das einzige fränkische Reich ist, wenn es selbst zugiebt, dass Deutschland ostfränkische Könige gehabt hat. Deutschland ist immer ein fränkisches

[1]) Histoire de la décadence de l'Empire après Charlemagne. Paris 1680. Tom. I, S. 15.

[2]) Sacrum Romanum Imperium 1663, S. 12 und 13. Aus der Gesamtausgabe Dissertationum Academicarum Tomus posterior. Strassburg 1710.

[3]) Praef. Apol. Stemma Austriacum XXXII, fol. 3, 8. Abschnitt.

[4]) Geneal. Franc. plen. Assert. S. 236 ff.

Reich gewesen, Frankreich kann als solches „mitgedultet“ werden, weil nach der Teilung zwischen den Söhnen Ludwig's des Frommen eine Menge fränkischer Abkömmlinge sich in allen drei Reichen vorfand und weil alle drei ihre Gründung den Franken verdankten. Lothringen und das deutsche Reich haben nach der Zeit aus triftigen Gründen ihren fränkischen Namen fallen lassen; Westgallien, das heutige Frankreich, hat den seinigen behalten, „weilen es in Mangel der That, sich mit dem Schatten trösten wollen“[1]).

Dem Verfasser kommt es jetzt darauf an, den Begriff des Personalcharakters eines souveränen Staates festzustellen. Der Personalcharakter eines Staates bleibt immer derselbe, mag dieser nun klein oder gross sein. Die Staaten bestehen aus Materie und Form, oder gleichsam aus Leib und Seele. Die Form oder Seele ist die Civilvereinigung, d. i. Vereinigung vieler Menschen, welche die Stelle des Leibes vertreten, unter einem Oberhaupt. Diese Vereinigung heisst Civilsocietät oder bürgerliche Gemeinde, und sie stellt eine persona moralis vor, wodurch sie von allen anderen bürgerlichen Gemeinden unterschieden ist. Der Staat vergeht nicht, wenngleich seine ersten ursprünglichen Glieder unzählige Male abgehen, solange sie nur unzählige Male wieder ersetzt werden. Ein Volk oder ein Staat bleiben immer dieselben, wenn die Glieder sich auch verändern, ja sogar, wenn vielleicht einzelne im Laufe der Zeit verloren gehen, „wofern nur so viel übrig verbleibet, dass es fähig sey die alte Bürgerliche Grund-Vereinigung darauff fortzusetzen“. Schliesslich: gleich wie die Seele den ganzen menschlichen Leib besitzt und gleichsam durchdringt, — dessen ungeachtet gleichwohl im Menschen einige Dinge sind, die, wie die Naturkundigen sagen, des Lebens durch die Seele nicht teilhaftig werden, — also erstreckt sich die Seele der bürgerlichen Gemeinde durch alle ihre Glieder, so viele nämlich der bürgerlichen Gesellschaft teilhaftig sind; gleichwohl finden sich in jedem Staate Leute, die teils geringere Glieder des Staates darstellen, teils auch gar nicht als seine wirklichen Glieder, sondern nur als

[1]) Vgl. hiezu Jordanus: „Verum a tempore prenotato reges Francigenarum (seit sie das Studium erhalten hatten zum Ausgleich für die verlorene Herrschaft über die Franken) se fecerunt tamquam a digniori reges Francorum appellari.“ Nach der kritischen Ausgabe von Waitz in den Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. XIV. Bd., 1868 und 1869, Abhandl. d. hist.-phil. Classe, S. 72.

Untergebene, als Knechte oder Unterthanen anzusehen sind. Wenn man also untersuchen will, wo ein vor Zeiten blühendes Reich hingekommen ist, so muss man sein Augenmerk darauf richten, wo die Civilsocietät fortbesteht; denn wo diese hingelangt, da findet sich auch der Personalcharakter des alten Reichs.

Nachdem Hornick so die Grundlehren vorangeschickt hat, nach denen der Personalcharakter eines souveränen Staates sich richtet, geht er dazu über, diese auf die fränkische Monarchie Karl's des Grossen und Ludwig's des Frommen anzuwenden. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass das Axiom, das eigentliche Wesen, die hohe Macht und der Personalcharakter der fränkischen Monarchie einzig und allein im hohen Adel und in den übrigen freien Reichssassen und Bürgern unter einem königlichen Haupt bestanden habe, „welche auch in Berathschlagung der Reichs-Händel, und zwar der Hohe Adel jeder für sein Haupt, die Freylinge aber nach ihren Grafschafften, Städten, Gemeinden, Gesellschafften oder Bäncken, durch ihren Aussschuss oder Abgeordnete, zu Sitz und Stimm gelassen worden."

Über welche Länder hat sich denn das Frankenreich Karl's des Grossen erstreckt? Darauf giebt uns Gotfried von Viterbo die Antwort[1]): Zu den Zeiten Karl's des Grossen sei ganz Gallien und Deutschland vom Rhein bis nach Illyrien nur ein einziges Frankenreich gewesen. Nachdem es aber unter dessen Kindeskindern zur Teilung gekommen sei, habe ein Reich den Namen Ostfranken, das andere den Namen Westfranken angenommen. Auch Nauclerus äussert sich: Karl der Grosse wurde König der Franken genannt, welches eben so viel heisst, als ob er König in Deutschland und Frankreich genannt worden wäre. Denn es liegt ganz klar am Tage, dass zu selbiger Zeit sowohl ganz Gallien jenseits der Alpen als auch Deutschland von den Pyrenäen bis nach Ungarn Frankreich geheissen hat, und zwar Deutschland Ostfrankreich, Gallien Westfrankreich. Darin stimmen alle glaubwürdigen Geschichtschreiber überein und damit ist die Ansicht derer widerlegt, die meinen, Gallien und Deutschland seien unter Karl dem Grossen zwei verschiedene, getrennte Reiche gewesen,

[1]) Lupold, cap. I: „In praemissis satis concordant historia Francorum et chronica Godfridi Viterbiensis ..... Hoc autem regnum Francorum, quod, ut praemissum est, protendebatur ab Aquitania usque in Bavariam, idem Carolus etc. auxit."

deren einem er als König der Franken, dem andern als König in Deutschland, oder wie einige noch ungeschickter glauben, als römischer Kaiser vorgestanden habe. Ebenso sind diejenigen in einem gossen Irrtrum befangen, die wähnen, das wahre Frankenreich habe in Westgallien bestanden[1]), Deutschland aber sei zu demselben durch die Überwältigung der Allemannen nur als Zugabe und als äusserlicher Anhang hinzugekommen. Durch solche verkehrte Ansichten ist schon viel Schaden angerichtet worden.

Nun giebt uns Hornick eine Zusammenfassung dessen, was die Franzosen seither behauptet haben, um sich als die alleinigen Repräsentanten des alten wahren fränkischen Reiches hinzustellen. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, dass sie den Mund gehörig voll genommen haben. Sie suchen nämlich darzuthun: 1. dass auf ihnen noch heute allein der fränkische Name beruhe und dass das Lilienwappen bei ihnen allein noch im Gebrauch verblieben sei; 2. dass sämtliche Franken ihrem deutschen Vaterland den Rücken gekehrt, es gegen Gallien vertauscht, den Sitz ihres Reiches daselbst gegründet und Paris zu ihrer königlichen Hauptstadt erklärt haben; 3. dass sie bereits seit einigen hundert Jahren für die einzigen wahren Franken, sowohl auf den allgemeinen Concilien[2]), als auch sonst gehalten und aus diesem Grunde mit der Würde des erstgeborenen Sohnes der Kirche, dem Ehrentitel des Allerchristlichsten Königs, wie auch mit dem Vorsitz unter den Königen geehrt worden seien; 4. dass bei ihnen das heilige Öl, die Salbung und die alte fränkische Krönung zu Rheims, die himmlische Oriflamme und die königliche Begräbnisstätte zu St. Denis als Pfand und Kennzeichen des wahren fränkischen Reiches zu finden seien. Kurz und gut, sie hätten schon lange den Vorzug und das Ansehen des alten fränkischen Reiches in stetem ruhigen Besitz genossen, dass solches allein schon genügen würde.

[1]) de Cassan, Liv. II, S 17.

[2]) Davon spricht Aubery nicht ausdrücklich, er sagt nur S. 140: „Ils (nos Roys) n'eurent pas plûtost embrassé la Religion Orthodoxe, qu'ils luy rendirent des preuves constantes et publiques de leur reconnoissance et de leur soumission filialle, ayant fait gloire en toute rencontres de cét heureux changement, et prefere la qualité de fils de l'Eglise à toutes les autres. C'est pourquoy les Peres du premier Concile d'Orleans, convoqué par le commandement de Clovis premier Roy Chrestien, estimerent qu'ils ne luy pouvoient donner de titre ny d'éloge plus glorieux, que celuy de fils de l'Eglise Catholique" etc. Daraus wird nun gefolgert, dass der französische König überhaupt den Vorsitz über alle Fürsten hat.

ihrem Staate den Personalcharakter des fränkischen Hauptreiches zuzuschreiben; es sei demnach schmachvoll, unbillig und vermessen, ihnen denselben jetzt abzuerkennen.

Nicht sofort macht sich der Verfasser an die Widerlegung dieser französischen Behauptungen, sondern er führt zuerst neun Gründe an, die dem Reiche Lothar's den Personalcharakter des wahren alten fränkischen Reiches zueignen. Auf diese Beweisführung näher einzugehen, würde zu weitläufig sein. Dann erst folgt eine Beleuchtung der französischen Ansprüche:

1. Was den fränkischen Namen betrifft[1]), so hat der Autor schon anfangs dargethan, aus welchen Gründen dem Königreich „Westgallien" — so nennt Hornick Frankreich mit Vorliebe — dieser Name zugestanden werden könne, ohne dass es deshalb den Personalcharakter des fränkischen Reiches allein für sich in Anspruch nehmen dürfe. Die Bewohner haben nicht das Recht, sich Franci, sondern nur die Befugnis, sich Francigenae zu nennen. Nur durch die Güte des ostfränkischen Reiches, „als welches sich mehr umb die That als umb den Namen bekümmert", hat Westfranken den Namen behalten, denn Ostfranken hatte wohl begriffen, „dass ein blosser Nam dem Werk innerlich so wenig geben als nehmen könte"[2]).

---

[1]) Vgl. Lupold, cap. III: „Et hii scilicet germani, quibus Troyani franci primo commixti fuerant proprie loquendi franci. Gallici vero francigenae et non franci nuncupantur." Nach des Jordanus Anschauung heissen die Germanen überhaupt Franci, „id est liberi", und sie sind mit den „Gallici comati", die im Gebiete von Trier, Köln und Mainz sitzen, eines Stammes. Diese eroberten mit einem Teile ihrer bewaffneten Mannschaft einen Landstrich rechts des Rheines, der nach ihnen, den Franken, Franconia genannt wird. „Et isti Franci orientales cum Francis Germanis in ideomate Theutonico concordant, licet illi grossiori et isti modo mitiori pronuntient; sed habitu vestium et aliis moribus plurimum discordant Aliam vero partem militie miserunt versus occidentem super Secanam in Galliam, fluvium famosum, qui ibidem cum mulieribus Gallicis contrahentes, filios et filias genuerunt ex eisdem et earum mores et linguam Gallicam didicerunt, et usque modo Francigene, quasi a Francis geniti, et eorum terra Francia nominatur" etc. Diese sind gleichsam die jüngeren, während die Franken als die älteren zu betrachten sind Nach der Ausgabe von Waitz, S. 59—60. An einer anderen Stelle (S. 70—71) äussert sich der Osnabrücker Kleriker: „Et est nota dignum, quod debitus et necessarius ordo requirebat, ut sicut Romani tamquam seniores sacerdotio, sic Germani vel Franci tamquam iuniores imperio, et ita Francigene vel Gallici tamquam perspicatiores scientiarum studio dotarentur" etc.

[2]) Siehe hierüber Aubery's gegenteilige Ansicht S. 28.

2. Unter denselben Gesichtspunkt gehört auch die Anmassung des Lilienschildes, worüber sich auch Blondel in für sein Vaterland nicht gerade günstigen Worten äussert[1]). Er spricht sich nämlich dahin aus, dass die Lilien — und, wie Hornick in Parenthese beifügt, „eben also auch die vermeynte Krotten“[2]) — niemals der alten Franken übliches Wappen gewesen seien. Weder die Merovinger, noch die karolingischen Könige hätten sich ihrer in Schilden, Fahnen, Briefen und dergleichen als Wappen bedient, sondern ihr Gebrauch sei erst lange nachher, erst im 11. Jahrhundert unter den Kapetingern aufgekommen, indem König Ludwig VII, auf seinen Namen (Loys, lis) zielend[3]), damit angefangen hätte. Er und seine direkten Nachfolger hätten nur eine einzige Lilie, andere aber noch mehr geführt, bis Karl VI. die Zahl auf drei beschränkt habe. Daraus erhellet, dass dieses Wappen allein den Kapetingern und zwar nur den Nachkommen Ludwigs VII. zukommt; folglich kann Westgallien keinen Vorteil in dieser Frage für sich daraus ziehen.

3. Dass die Franken mit der Überschreitung des Rheines ihre diesseitige deutsche Heimat ganz verlassen hätten und samt und sonders nach Gallien gewandert seien, ist unerfindlich. Und wenn es wirklich so gewesen sein sollte, so haben sie sich gewiss nicht alle in Westgallien niedergelassen, denn zwischen Maas, Schelde und Rhein, im austrasischen Gallien, also im Anteile Lothar's, wohnten noch viele Franken, welche den Neustriern an Zahl nicht nur gleich, sondern auch überlegen waren. Übrigens hätten diese überrheinischen Austrasier, wie die Franken und Hessen diesseits des Rheins, später das fränkische Bürgerrecht erhalten und wären so zu wahren Franken geworden und hätten durch ihre Teilnahme am fränkischen Personalcharakter dem ostfränkischen Reiche nicht weniger Recht als die Neustrier dem westfränkischen zugebracht.

4. Was Paris anbelangt[4]), so ist es zweifelhaft, ob es unter den alten Königen die Hauptstadt des fränkischen Reiches

[1]) Praef. Apol. LXVII. fol. 2 b: Vexillum regium liliatum. Auch Geneal. Franc. S. 164.

[2]) Hier scheint sich Hornicks Kenntnis des „Prod. et elog. perf. et ignav. Strasburg.“ zu verraten.

[3]) Geneal. Franc. S. 164: „ . . . . . Ludovicum inquam, ipsum quod gestabat nomen, nempe Loys ad insigniendum lilio, Gallice lis, scutum invitare potuit.“ Mehr Lilien führte erst Ludwig VIII. Siehe Geneal. Franc. a. a. O.

[4]) Aubery, S. 3.

gewesen ist; ganz verkehrt aber ist es zu behaupten, dass diese Stadt das Axiom des ganzen fränkischen Staates dargestellt habe, wie vor Zeiten Rom und Carthago gethan haben, und heute noch Venedig und Genua das Axiom ihrer Republiken darstellen. Was zu Gunsten der Stadt Paris vorgebracht wird, das streitet vielmehr für die Stadt Aachen[1]), „als welche Stadt der Stadt Pariss unter Carolo M die Schuh aussgetretten, und diese erst unter den Capetinischen Königen wieder zu voriger Würde, doch nur so viel West-Gallien betrifft, gelanget wäre". Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Städten wie Rom, Carthago, Genua u. s. w. und blossen königlichen Residenzen oder Hoflagerstädten, „sintemahlen diese auff den übrigen Staat nichts zu sprechen haben, sondern gemeiniglich, doch nicht eben nothwendig, unter ihren Neben-Städten nur des Ehren-Orths habhafft gewesen".

5. Ob die Krone Frankreich von den Concilien jederzeit für das wahre fränkische Reich gehalten worden ist[2]), will der Verfasser hier nicht näher untersuchen. Wenn es geschehen ist, so hat man es deshalb gethan, weil man der herrschenden Ansicht nicht widersprechen wollte. Doch die Concilien selbst haben die Frage noch nicht von Grund aus erforscht, weil sie der Wahrheit nicht ins Gesicht schlagen wollten und weil ihr Ausspruch gewiss anders lauten würde als die Franzosen erwarten.

6. Was die Erstgeburt der Kirche[3]) betrifft, so ist diese den Franzosen immer aberkannt worden. Die Kirche hat so wenig

[1]) Aubery, S. 46. Schon im „Kgr. Austr." erwähnt.

[2]) Wie schon oben (Anm. [2], S. 40) erwähnt ist, sagt Aubery davon nichts. Auf dem Konzil zu Konstanz hat der Kaiser Sigismund den französischen Gesandten den Vorsitz abgesprochen. Vgl. Aubery, S. 142: „Cette même consideration (dass der französische König den Vorsitz hat) fut aussy le motif et la cause principalle de toutes les peines, qu'autrefois se donna l'Empereur Sigismond, pour essayer de ravir à nos Roys Tres-Chrestiens et Fils ainez de l'Eglise, la premiere place et la preseance qu'il sçavoit ne leur pouvoir estre contestée aprés un titre si constant, si ancien et si legitime. De sorte que les Registres du Parlement nous apprenent qu'il y eut de tres-grandes plaintes de ce que Sigismond estant le plus fort dans la ville de Constance, où se tenoit le Concile, avoit empesché par son authorité, ou plûtost par sa violence, que nos Ambassadeurs y pussent maintenir le même droit de preéminence, que les Monarques François ont de tout temps et tres-legitimement pretendu sur toutes les Testes Couronnées."

[3]) Aubery, S. 140: „ . . . . . je continueray de faire voir l'ancienneté de la Monarchie Françoise, laquelle je ne sçaurois plus avantageusement prouver, que par la qualité tres-glorieuse que nos Roys conservent encore aujourd'hui, de Fils aisnez de l'Eglise.

in diesem wie im eben besprochenen Fall das Urteil ausgesprochen noch jemals aussprechen wollen. Und wenngleich sie den westgallischen oder französischen Königen einen solchen Ehrentitel seiner Zeit beigelegt haben mag, so würde es nur „dem gemeinen Lauff nach" geschehen sein, nicht aber deshalb, damit anderen Fürsten ein Nachteil daraus erwachse. Auch ist die Frage, wo heute das wahre Königreich der Franken besteht, nicht aus der Frage der Erstgeburt, sondern diese aus jener zu beantworten.

7. Mit dem Titel eines Allerchristlichsten Königs[1]) hat es fast eine gleiche Bewandtnis wie mit der Erstgeburt der Kirche. Nämlich: wenn dieser Titel vor Zeiten den fränkischen Königen eigen gewesen wäre, so hätte sich unsere Frage nicht nach diesem, sondern dieser sich nach unserer Frage zu richten. Auch wird dieser Titel noch heutzutage in der römischen Kirche in den Andachten der heiligen Woche dem römischen Kaiser unter allen christlichen Fürsten allein zugeteilt. Im übrigen war der Titel vor Alters allen christlichen Königen so gemeinsam wie die Bezeichnung Serenissimus oder Praecellentissimus. Obgleich nun der Titel Christianissimus vielleicht erst seit zwei Jahrhunderten der Krone Westgallien gewissermassen eigentümlich zugehören mag, so ist gleichwohl daraus nicht der allergeringste Grund dafür zu erzwingen, dass dort das wahre fränkische Reich bestehe.

8. Der Vorsitz (ius Proedriae)[2]) über alle anderen Fürsten wird der Krone Westgallien von anderen Kronen noch immer bestritten.

[1]) Aubery, S. 115: „ . . . . . Et la troisième (remarque pour mieux achever le parallele entre Constantin et Clovis), qu'ils ont transmis, l'un et l'autre, à leurs successeurs le titre de Tres-Chrestien; superlatif tres-glorieux, et qui marque tres-avantageusement la dignité et l'excellence souveraine des Monarques qui l'ont eu." — Im 12. Jahrhundert wurde der Titel „Christianissimus" dem französischen und dem deutschen Könige in gleicher Weise zuerkannt. Vgl. Hist. Pont. C. 31 (M. G. S. XX, S. 537): „Optinuit ergo abbas (hl. Bernhard), ut eum (Arnoldum) christianissimus rex (Ludwig VII. von Frankreich) eiceret de regno Francorum." Dazu siehe Ott. Fris. Gesta Frid. imp. Lib. I, c. 29: At christianissimus princeps (der deutsche König Konrad III.) huiusmodi verbis sive neniis prebere aures abnuit" etc.

[2]) Aubery, S. 142. Es wird von einer Gesandtschaft Ludwig's XIII. an Papst Urban VIII. gesprochen, die der König bezüglich des Titels „Fils aîné de l'Eglise" 1633 nach Rom geschickt hat. „Le sieur de Boissieu de Salvaing, alors Lieutenant general de Grenoble, qui avoit esté choisi pour Orateur de sa Majesté, ayant esté obligé, selon la coûtume, de communiquer sa harangue avant que de la prononcer; les Ministres de l'Empereur n'y purent souffrir certe qualité avantageuse de fils aîné de l'Eglise, qu'ils sçavoient donner à nos Roys un tres-juste

Folglich kann man auch daher keinen Grund leiten, dass Gallien das wahre fränkische Reich sei. Es ist vielmehr zu hoffen, dass die Frage, wem der Vorsitz gebühre, sich aus der Frage wird erklären lassen, wo das fränkische Reich hingelangt sei.

9. Über das, wie man meint, vom Himmel gesandte Öl[1]) zu Rheims will der Verfasser Gott und seiner wunderthätigen Hand die Untersuchung übergeben, ob nämlich die Sendung für wahr oder für erdichtet zu halten sei; dass aber daraus sich ein Grund für das wahre fränkische Reich ergeben könne, wird kein Verständiger glauben, sondern die vernünftigen Franzosen, und vor anderen Blondel[2]) selbst, gestehen, dass ihrem König deswegen kein Vorzug oder eine grössere Würde als anderen gebühre. Unter den Merovingern ist niemand, unter den Karolingern vielleicht einer, ja die Capetinger sind nicht alle damit gesalbt worden. Chlodwig selbst hat die Salbung mit dem hl. Öl nicht anstatt einer Krönung, die ihm niemals zu teil wurde, sondern nur deshalb empfangen, damit er der Wiedergeburt teilhaftig werden sollte.

10. Eine gleiche Bewandtnis hat es mit der Krönung zu Rheims. Die Franzosen selbst behaupten nicht, dass es notwendig sei, ihren Königen gerade dort die Krone aufzusetzen: hat doch noch Heinrich IV. die seinige zu Chartres empfangen. Es findet sich auch nirgends, dass ein einziger von den Merovingern daselbst gekrönt worden sei. Von den Karolingern hat vielleicht der eine oder der andere die Krone dort empfangen, und von den Capetingern nicht alle[3]). „Es wird auch kein Franzos mehr sich unterstehen, was ich dissfals schreibe zu widersprechen."

---

titre de preseance sur tous les autres Princes de la Chrestienté, et firent tout ce qu'ils purent pour empêcher qu'elle y demeurast inserée. Mais le bon droit et la possession legitime l'emporterent sur leur opposition et leurs efforts mal fondez"

[1]) Blondel, Praef. Apol. LVI. fol. 1 b. Nach Hinkmar von Rheims hat eine weisse Taube die Ampulla mit dem heiligen Öl zur Salbung des König Chlodwig unmittelbar vom Himmel gebracht. Noch Karl der Kahle soll 869 damit zum Nachfolger im Reiche Lothars gesalbt worden sein. Vgl. Grauert, Zur Dante-Forschung, im hist. Jahrb. der Görres-Ges. Bd. XVI (1895), S. 535; Bruno Krusch, Reimser Remigius-Fälschungen, im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. XX (1895), S. 522, 529 und 530.

[2]) Blondel, Praef. Apol. LXV. fol. 2a: „Regum Francicorum Primatus ab Ampulla et unctione nulla ex parte profluit."

[3]) Ebenda LXII. fol. 1a: „ . . . . . cum nulla Regiae sive unctionis, sive consecrationis, sive coronationis memoria extet" etc.

11. Dass die Oriflamme Chlodwig vom Himmel[1]) herab zu teil geworden sei, ist eine reine Erfindung; kein gescheiter Franzose wird sich mehr dies einbilden. Eine Kirchenfahne von St.-Denis[2]) wurde den Königen aus dem Hause der Capetinger, wenn sie einen Feldzug, besonders gegen die Ungläubigen, antraten, unter Beobachtung gewisser geistlicher Ceremonien überantwortet. Wer daraus einen Vorzug erzwingen will, muss sehr einfältig sein.

12. Dass die Bestattung der alten fränkischen Könige jemals in St.-Denis erfolgt sei, ist erdichtet. Karl d. Gr. und Ludwig der Fromme, „die Ertz-König aller Francken", haben ihre Leichname in Aachen und Metz beisetzen lassen, und Lothar hat in der Abtei Prüm eine ewige Ruhestätte gefunden. Andere fränkische Könige sind anderswo beerdigt worden. Keiner aber hat sich jemals träumen lassen, dass er durch den Ort seiner Bestattung für sich, sein Reich oder seinen königlichen fränkischen Charakter einen Nachteil herbeiführe oder überhaupt herbeiführen könnte.

Ob die Franzosen nun wirklich im Ansehen und in der Reputation des wahren fränkischen Reiches gestanden haben, und ob dieser Glaube der Wahrheit entsprochen hat, und ob daraus, wie die Franzosen folgern, eine Verjährung gefolgert werden könnte, diese Frage will der Autor an einem andern Orte untersuchen.

Nun folgt zunächst eine Erörterung, ob durch die Vereinigung Lothringens, auf dem der Personalcharakter des fränkischen Hauptreiches beruhte, mit dem deutschen Reiche diesem der eben erwähnte Personalcharakter wieder zugewendet worden sei. Hornick beweist genau und gründlich, dass dies thatsächlich der Fall gewesen ist. Die späteren Zeiten, sagt der Verfasser, besonders die Thaten Otto's d. Gr., bestätigen das Erwiesene. Die Franzosen selbst haben von Alters her von dem deutschen Reiche mehr als von sich selbst gehalten. „Ich finde erstlich, dass unser König Carolus Crassus, einige Jahr lang, nemlich biss zum grossen Abfall aller seiner Unterthanen, neben dem Ost-Franckischen Reich, auch über das West-Franckische ein vollkommener Ober-Herr gewesen, und demnach dieses jenem als dem würdigeren wiederumb anverleibet worden." Noch deutlicher aber tritt der Vorzug des deutschen Reiches unter König Arnulph zu tage, vor dem einst die westfränkischen Herrscher, Karl der Einfältige und Odo,

[1]) Ebenda LXVI. fol. 2b.
[2]) Ebenda LXVI. fol. 3b

demütig mit Gaben erschienen und von ihm auch gnädig aufgenommen wurden. Nachdem sie ihm ihr Scepter, ihre Krone und ihren sonstigen königlichen Schmuck in die Hand gegeben hatten, empfingen sie ihr Königreich in Gnaden aus den Händen des deutschen Königs. „Nun frage ich aber: wo ware dazumahl die Frantzösische, nunmehr über allen Glantz und Königreich der Welt heraussgestrichene Hoheit und Herrligkeit, und der aufgemutzte gerühmte Vorzug, womit selbige Cron heutigen Tags über alle Welt wil erhoben seyn? Damahl sage ich, als selbige König ihr Zepter und Cron, ihre Königliche Gewalt und Würde einem Teutsch-Franckischen König beynahe zu Füssen gelegt, und aus desselben Händen und Gnaden wiederumb zuruck empfangen? In Wahrheit, es ist das Königreich Germanien in seinem innerlichen Wesen noch jetzund eben dasjenige, wofür es unter seinem König Arnolpho angesehen worden, und Franckreich eben dasjenige, was es unter seinen Königen, Odone und Carolo Simplice gewesen. Zu solcher Untergiebigkeit aber hat nichts anders Anlass noch Ursach gegeben, als dass selbiger Zeit bey ihnen in noch etwas frischerer Gedächtnüss, als jetzund gewohnet, dass bey Ost-Francken das wahrhafftige Franckische Königreich bestünde, gegen welches das West-Franckische sich dazumahl annoch in denen gebührenden Schrancken der Demuth und Ehrerbietsamkeit zu halten belehrt war.“

Die Franzosen werden aber all das Gesagte und Erwiesene nicht gelten lassen. Darum stellt sich Hornick scheinbar auf ihre Seite und führt fünfzehn Einwürfe gegen den wahren fränkischen Personalcharakter des deutschen Reiches auf. Diese drehen sich meist um die Frage, wie es mit der Vereinigung des Königreiches Lothringen mit dem deutschen Reiche steht. Nur die beiden letzteren sind für uns von grösserem Interesse.

Der vorletzte, vierzehnte Einwurf ist überschrieben: „Dass das Teutsche Reich nicht mehr in seiner alten Franckischen Civil-Societät bestehe, sondern zu einem Systemate oder Verein unterschiedlicher Staat erwachsen, oder wenigst in eine Irregular-Republic verfallen sei“. Dieser Abschnitt ist eben darum besonders wichtig, weil Hornick uns hier seine Ansicht von der Verfassung des deutschen Reiches vorträgt. Er ist ein entschiedener Gegner der von Pufendorf vertretenen Monstrosität der deutschen Reichsverfassung. Deutschland besitzt heute noch die Civilsocietät des alten fränkischen Reiches. Die Gegner aber behaupten, das deutsche Reich sei bisher

noch zu keiner Civilsocietät oder zu einem regulären Verein gelangt, sondern schwanke zwischen einem solchen und einer wahren Civilsocietät. Eine derartige Schwankung kann nicht lange bestehen, sondern muss in kurzem auf eines der beiden Extreme, nämlich auf das erwähnte Regulärsystem oder auf ein Civilregiment hinauslaufen. Jenes wäre die nächste Schwelle zum völligen Untergang; dieses aber müsste nach den heutigen Konjunkturen bloss durch eine auswärtige Gewalt zu Stande gebracht werden, folglich wieder unser Grundverderben nach sich ziehen. Dieses aber wird durch die neu erstandenen Lehren zweifelsohne erstrebt: „Auch dörffte ich fast zweiffeln, ob sie selbst begreiffen was sie sagen wollen. Dieses bin ich wenigst versichert, glaube auch, alle getreue Patrioten werden mit mir darinnen einig seyn, dass, wann man alle Teutsche Chur- und Fürsten, Praelaten und Graffen, grosse und kleine Reichs-Städt und den Reichs-Adel, (massen dann auch ein jeder Edelmann, so unmittelbahre Reichs-Güter besässe, solcher Lehr nach, einen absonderlichen Souverainen Staat darstellen müste)[1]) fragen solte, ob seine Meynung sey, in dem Reich als einem wahren vollkommenen Civil-Staat, oder als in einer Verein, sie sey gleich Regular oder Irregular zu leben? unter so viel hunderten sich schwerlich einer oder zwey, durch eine ungemässigte Ehr- und Freygierigkeit verleitet, finden würden, denen das letzte beliebte, die übrige alle nebenst ihrem Kayser und Ober-Haupt, als wolerkennend, was ihnen aus der Gegenmeynung für eine Grund-Verderbnüss obhange, für die Warheit und das heylsame Civil-Regiment stehen würden.“ Hornick hat, wie wir sehen, eine recht gute Meinung von den deutschen Ständen. Er fährt fort: „Nun aber, ob dieses oder sein Gegentheil die heutige Regierungs-Art in Teutschland seyn solle, hangt von nichts anderem, als dem Willen des Kaysers und der Reichsglieder, deren meiste Stimmen den Aussschlag geben, und denen gegensträubenden lüstrenden Geistern, so durch dergleichen schädliche Schrifften, mit des Vatterlands Untergang, den Rauch und Ruff eines sonderbahren Ingenii, und einer neuklingenden Lehr auffzufangen sich vermessen.

[1]) An dieser Stelle erkennt man deutlich, dass H. die deutsche Reichsverfassung — soweit man von einer solchen reden darf — vollständig verkennt. Vielleicht führt ihn nur der blinde Eifer, Pufendorf's Ausführungen gründlich zu widerlegen, zu so unrichtigen Anschauungen, denn thatsächlich hat ja jeder Edelmann, der unmittelbare Reichsgüter besass, einen souveränen Staat dargestellt.

wann es recht hergienge, nach Verdienst zu begegnen wohl wissen würden. Ich meines Orths lasse einem jeden sonsten gern seine Meynung, wo solche nur nicht schnur gerad auff das Verderben des Vatterlands anträgt". Er seinerseits will es mit einer gemässigten Monarchie halten, die der Verfasser einer „Triga discursuum"[1]), den er sehr hoch schätzt, verteidigt. Dieser Autor schreibt nämlich an einer Stelle: „Boni cives sub quacunque, quae Doctoribus istis etiam irregularissima (Reipubl. forma est), quiete et secure vivent; turbidos, ambitiosos, aliena habendi cupiditate ardentes obsequium praestare, et justa pati nescientes, ne quidem perfectissima sua Philosophia, quae omnes complectitur formas, nedum ulla forma continebunt. Do tibi deliberandi spatium ingens, et cum tam exactam prae aliis omnibus Imperii Romani Notitiam jactites, philosophare tecum, an putes, puram Monarchiam convenire magis eidem, an puram Aristocratiam, an Democratiam? Postquam omnes intendisti nervos, deprehendes, mullam eidem convenire, sed temperatam et compositam, prae reliquis omnibus solam adaequatam esse, ideo vero nec monstrosam nec irregularem." Hornick ist der Ansicht, „dass umb die wahre Freyheit zu erhalten, man etwas von der scheinbaren Freyheit nachgeben solle". Er hat einen offenen Blick für die Schäden, die das Reich durch den Westfälischen Frieden erlitten hat. Die einzelnen Reichsglieder sind zu selbständig, als dass sie sich der wahren Freiheit erfreuen könnten; diese blüht nur in einer „gemässigten Monarchie", wie Hornick sich ausdrückt, d. h. nicht in einem locker zusammengesetzten Staatenbund, sondern in einem fest gefügten Bundesstaat[2]). Der Kaiser ist das Band, durch welches das Reich zusammengehalten werden kann: ohne den Kaiser wird es in viele Teile auseinanderfallen.

Wenn nun aber, so fährt der Verfasser fort, Deutschland das wahre fränkische Reich nicht mehr repräsentieren sollte, so hat Gallien davon trotzdem keinen Vorteil. Es würde sich nur er-

[1]) Den Autor dieser Schrift habe ich leider nicht ausfindig machen können, ebensowenig wie die Schrift selbst mir vor Augen gekommen ist.

[2]) Wir müssen immer daran festhalten, dass H. hier nicht mit Thatsachen rechnet, sondern sich einen Idealstaat, seine „gemässigte Monarchie", aufbaut, ein Gemeinwesen, dessen Haupt der Kaiser sein muss und dem die Reichsfürsten kleine Opfer an ihrer Freiheit bringen sollen, damit dieser Staat stark und mächtig werde. Ein Bundesstaat wie das deutsche Reich von heute kann freilich H.'s Ideal nicht sein.

geben, entweder dass das wahre fränkische Reich nach der Vereinigung Lothringens mit Deutschland verschwunden sei, oder dass Deutschland den Charakter des fränkischen Reiches einige Zeit besessen, dann aber wieder verloren habe. Aus beiden Eventualitäten liesse sich nichts anderes ableiten, als dass das wahre Frankenreich untergegangen und so spurlos verschwunden sei. Dann könnten weder Deutschland noch Frankreich sich weder eines Vorzugs rühmen noch deshalb Ursache nehmen, die Ruhe Europa's zu stören. „Wenigst auff West-Gallien würde durch solche Abtödtung und Zernichtung nichts gestammet seyn, man wolte dann sagen, dass durch eine neue Metempsychosin die Seele des wahren Franckischen Reichs, bey ihrer Aussfahrt in West-Gallien geflogen sey, welcher artige Fund aber, nicht so sehr ein Zeichen des Frantzösischen gerühmten Esprits, als Prob einer angebohrnen Vermessenheit, der Welt alles was sie nur traumen, für glaublich und wahr auffzuhencken, an den Tag legen würde." Nur drei Möglichkeiten bleiben übrig: entweder besteht in Deutschland allein das fränkische Reich; oder dieses ist verschwunden und weder Deutschland noch Frankreich können sich seiner rühmen; oder endlich, beide zugleich sind wahre fränkische Reiche.

Der Verfasser tritt für die erste Eventualität ein. Der letzte französische Einwand nämlich behauptet, Frankreich hätte durch eine Verjährung, die im Völkerrecht bedingt sei, den Charakter des wahren fränkischen Reiches erhalten. Auch dieser Einwand ist nicht stichhaltig. „Nur noch ein einiger Weg", sagt Hornick, „stehet für Franckreich offen, umb zu dem Character des wahren Franckischen Reichs zu gelangen, nemlich, wann es nach Teutschlands, in seiner Vereinigung mit Lothringen geübtem Exempel, zu seinem alten Teutsch-Franckischen Cörper, wovon es (ich rede der Frantzosen ihre Sprach)[1]), durch Gewalt, Arglist und Betrug abgerissen worden, sich wiederumb verfügen,

[1]) Reginae Chr. jura in Duc. Brab. S. 229 heisst es: „Hoc summo Dei munere sunt consecuti (Ordines Belgii) ut non armis aut bello, sed patriis legibus suo velut corpori, unde per vim et fraudem avulsi quondam fuere, redderentur." Bis hierher citiert Hornick; wäre er etwas weiter gegangen, so hätte er bald seinen Irrtum eingesehen, da der folgende Satz lautet; „An eos fallit hac una ratione Provinciarum salutem contineri, si eodem cum Gallis, quibus naturali cognatione iuncti sunt, regantur Imperio?" Dieser Satz enthält einen wesentlich anderen Sinn als den, welchen Hornick den französischen Ansichten beilegen wollte. Die Belgier sind nach der Meinung der Franzosen nicht vom deutsch-fränkischen Reichskörper losgerissen worden, sondern von Frankreich.

und solchem aufs innerst anhängig werden wolte. Wozu wann die Frantzosen Lust hätten, sie sich gewisslich weit besser in der Teutschen Freyheit, als nun in ihrer Weltbekannten Knechtschafft und Sclaverey befinden würden."

Der Charakter des wahren fränkischen Reiches ist dem deutschen Reiche seit den Zeiten der Karolinger immer erhalten geblieben, sowohl unter dem sächsischen, als auch unter dem fränkischen und schwäbischen Kaiserhaus. Auch während des Interregnums hat er keinen Schaden genommen. Jetzt blüht das deutsch-fränkische Reich unter dem „glorwürdigsten Habsburg-Oesterreichischen Hauss". Hornick giebt hier den Stammbaum der Habsburger, die er von den Merovingern herleitet[1]). Seit 1438, also beinahe dritthalb hundert Jahre hindurch hat dieses Fürstengeschlecht dem Reiche „eylff löblichste Käyser" geschenkt, von denen Deutschland viele nicht zu unterschätzende Gaben empfangen hat. Der Verfasser ergeht sich nun in einer Lobrede über das Haus Habsburg und er zählt acht Verdienste auf, die sich die österreichischen Kaiser um das Reich erworben haben. Er nennt die Wiedergewinnung des Königreichs Böhmen, die Abschaffung des Faustrechts und die Festsetzung des allgemeinen Landfriedens, die Errichtung der obersten kaiserlichen Gerichtshöfe, die Einteilung des Reiches in zehn Kreise und „dadurch versicherte Reichs-Defension, und Execution der Justiz", die Wiederherstellung des guten Einvernehmens zwischen der Kurie und dem Reich, „die Hemmung ehemahliger umbschweiffiger Käyser-Wahlen", durch die das Reich früher viel Schlimmes erduldet hat, und als siebentes Verdienst preist er das Grundgesetz des Westfälischen Friedens „so viel die Reichs-Policey betrifft", wodurch der Staat gleichsam erneuert und bestätigt worden ist. Das achte Verdienst endlich besteht in der Eigenschaft des Hauses Habsburg als Vormauer gegen die Einfälle des Erbfeindes im Osten. Nicht nur das Reich, sondern die ganze Christenheit ist Österreich gegenüber zu Dank verpflichtet dafür, dass es bereits anderthalb hundert Jahre lang den Schwall der Türken, denen vordem keine

[1]) Hornick scheint auch von Stabius' „Ehrenpforte Maximilans I." Gebrauch gemacht zu haben, doch wollte er den Ursprung der Habsburger nicht wie dieser an Noah und Cham anknüpfen, da Maximilian selbst die Ansicht des Stabius für ziemlich abenteuerlich gehalten hatte. Vgl. darüber Joseph Ritter von Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, II., Wien 1877, S. 370. Siehe auch die „Ehrenpforte des Kaisers Maximilian I." 36 Tafeln. Wien 1885—86; Tafel 2.

Macht, weder in Asien, noch in Europa, gewachsen war, ritterlich aufgehalten hat.

Der Verfasser thut hier einen prophetischen Blick in die Zukunft: Die Aufgabe des Hauses Österreich, sagt er, ist die Demütigung und Vernichtung der Osmanen. Diese Aufgabe leitet er aus dem Umstand ab, dass fast zu derselben Zeit, als Graf Rudolf von Habsburg sein Geschlecht auf den deutschen Thron brachte, der Grund zur türkischen Macht in Asien gelegt wurde; „nach Mass dessen Anwachsens gleichfals Oesterreich an Macht und Ländern fort und fort gestiegen ist". Hornick fleht Gottes Segen auf Österreich herab, damit es sein Werk erfolgreich vollbringe.

„Bella gerant alii foeda, impia, bella nefanda,
Per quae fraterni sanguinis imber eat.
Tu Domus Austriadum Scythicos sectare triumphos;
Praeda manet palmas Turcica Luna tuas."

Unter derartigen Betrachtungen ist unser Autor zum Ende seiner Ausführungen gelangt, wo er die Resultate seiner Untersuchungen nochmals überschaut. Er hofft, dass alle deutsch Gesinnten und deutsch Fühlenden mit ihm zufrieden sein und ihm Dank wissen werden. Die aber, die sich etwa durch seine freimütigen Äusserungen getroffen fühlen, sollen ihre Grossmut dadurch zeigen, dass sie ihren „unmässig vorgeschöpfften Eyfer der theuren Warheit auffopfferen". Und wenn es jemanden lächerlich vorkommen sollte, dass jetzt, wo das Vaterland am Rande des Grabes steht, von seiner Hoheit, seinem Adel und seiner Würde so viel Worte gemacht werden, so lasse sich dieser dahin belehren, „dass man grossen Leichen grosse Parentationes zu machen, und alsdann deren Herkommen und Adel allermeistens herfür zu ziehen pflege". Doch wünscht Hornick, dass Gott das Schlimmste verhüten möge.

Er weiss recht wohl, dass in so traurigen Zeiten, wie sie jetzt über Deutschland hereingebrochen sind, der Degen viel mehr als die Feder auszurichten vermag, da die Franzosen durch Schreiben und Wortemachen sich „das so unrechtmässiger Weiss abgewältigte Strassburg und den Rhein-Strom keinesweges wiederumb werden abschröcken lassen", doch hält er es für gut, auf jeden Fall die Feder anzusetzen, auch wenn der Degen nicht nachfolge, damit es bei den Nachkommen nicht scheine, „als ob neben dem Mut

auch die Witz, das ist, die Erkändnüss der Gerechtigkeit unserer Sachen entgangen wäre". Wir müssen endlich einmal den Franzosen zeigen, dass sie nicht sind, wofür sie sich ausgeben, oder wir müssen gestehen, dass unsere Vorfahren einmal dem Königreich Westgallien unterthan gewesen sind. In dem letzten Fall müssten wir auch jetzt noch dahin gehören und uns wieder unter das französische Joch bequemen. Das, was so vielen linksrheinischen Reichslanden schon geschehen ist, die Vereinigung mit Frankreich, das ist auch uns zugedacht. Aber wie es scheint, ist es ein gerechtes Verhängnis Gottes, dass wir das drohende Unheil nicht sehen. So kommt es, dass es noch manche unter uns giebt, die gar nicht wissen, was es mit den sogenannten Reunionen für eine Bewandtnis hat, dass man nämlich damit das ganze Reich mit seinem ganzen früheren und jetzigen Anhang für das Eigentum der Krone Frankreich erklären kann.

Doch wir wollen hoffen, dass in den von Frankreichs Einfluss noch frei gebliebenen deutschen Landen sich niemand finden möge, dem das Wohl des Vaterlandes nicht am Herzen liegt. Was jetzt nicht geschieht, während die Wunde noch frisch ist, das wird von einem künftigen Geschlecht, wenn die Wunde schon vernarbt sein wird, viel weniger zu erwarten sein. Diejenigen aber unter uns, die wider besseres Wissen zu Deutschlands Unglück Schlimmes im Schilde führen, werden, so viel an ihnen ist, sich unter das fremde Joch beugen müssen und so ihren Nachkommen „einen unaufhörlichen Fluch ersäuffzen und erschwitzen". So viel an ihnen ist: denn Gott wird trotzdem Deutschland Hülfe bringen. Für sie aber gilt das, was Mardochai der Esther angedroht hat: Wirst du jetzt schweigen, so wird dem Vaterland dennoch anderwärtsher Trost und Erlösung kommen; du aber und deines Vaters Haus wirst verderben[1]). Dieses Verderben wird um deswillen um so weniger ausbleiben, als Frankreich seines Übermutes und seiner Ungerechtigkeit wegen Gottes Zorn und damit seinen Untergang zu gewärtigen hat; die aber, die sich ihm angeschlossen haben, wird es mit in sein Verderben ziehen.

Soweit äussert sich Philipp Wilhelm von Hornick als H. G. D. C. Francopolita; wir werden gleich und später noch mehr von ihm hören. Die frankopolitischen Traktate scheinen noch im

[1]) Buch Esther, cap. 4, v. 14.

18. Jahrhundert gern gelesen worden zu sein: im Jahre 1708 wurde eine neue Auflage der drei Schriften notwendig, die zu Regensburg bei Joh. Zachar. Seidel herausgekommen ist[1]).

[1]) Diese Ausgabe von 1708, in 8°, ist dem Christian Gottfried Frankenstein (vgl. oben S. 26, Anm. [1]) zugeschrieben worden. Der Titel lautet: „Franco-Germania, Das ist: Hippophili Galeacii De Corneliis Franco-Politae Bericht, Von den Königreichen Austrasien, Lothringen, Und Germanien; Denen Frantzösischen erdichteten Berechtigungen über das Römische Reich, und dessen benachbahrte freye Völcker entgegengestellet, Und Vom neuen aufgelegt, im Jahr 1708. Regenspurg, verlegts Joh. Zacharias Seidel." Aus der Vorrede zu dieser Ausgabe geht Hornick's Autorschaft deutlich hervor. Es ist der Mühe wert, diese Vorrede in ihrem Wortlaut kennen zu lernen, da der Herausgeber — vielleicht Frankenstein — sich durchaus nicht die Autorschaft anmassen will, sondern bestrebt ist, dem Verfasser sein Recht in allen Stücken zu wahren: „Diese drey Wercklein seynd erstmahls zu Tage kommen, zu der Zeit, da sich die Frantzösische Dependentien-Seuch fast anliesse, neben dem Rhein, auch gantz Teutschland hinwegraffen, sodann auf dem geraden Weg ihrer Conclusionen ferner mitnehmen zu wollen, alles was vor alters jemahls zu Teutschland gehöret hat. Unter den mancherlei seltzamen Einfällen, und Folgereyen, so zu deren Rechtfertigung auf die Bahn kommen, blickte doch immer herfür, die in nechst abgewiechenem Seculo aus einig unverschämten Federn hergenommene falsche Einbildung, von selbiger Nation stäts währender Berechtigung über die alte Königreich Austrasien, und Lothringen, aus dem eingeprägten eitelen Wahn, als ob bey den Frantzosen noch heut zu Tag, das alte Fränckische Reich, mit allen seinen noch unverruckten, und unverwelckten Rechten bestünde. Insonderheit hatte sich hierinnen derjenige, zwar mit wenigen, aber durch Königliche offenbahre Gutheissung ja Befehl, in den Tag hinein geschriebenen, und durch einen gewaltsamen Nachdruck der Waffen alsofort bekräfftigten Worten vergrieffen, welcher weyland der Königin Mariae Theresiae in Franckreich auf die Niederland geführte Sprüche zu verthädigen übernommen. (Vgl. oben S. 26, Anm. [2]) und S. 50, Anm. [1]). Dergleichen Leuten zu begegnen, und sowohl die angeführte Irrthümer selbst aus dem Grund zu heben, und aufzudecken, als auch deren so vielen Nationen fatale Nachfolgen ihrer Wichtigkeit nach darzuthun, hat sich der Autor dieser Bericht schuldig erachtet. Er hat seinen Lands-Leuten und der Ursach in ihrer Mutter-Sprach geschrieben, weilen deren vielleicht nicht wenig durch die betriegliche Frantzösische Umführungen irr gemacht worden, oder selbige ausseinander zulesen, wegen nicht genugsam beywohnenden Unterrichts von dem Alterthum, nicht vermögt, viele auch die Gewalt und Wichtigkeit dessen so solche Irrthümer auf dem Rucken mit sich geführt, nicht aller Erforderung in acht genommen, und begriffen. Es ist nicht ohne, der Degen vermag in solchen Begebenheiten allzeit mehr als Feder und Dinten. Sintemahlen aber unsere Feinde dem Ihrigen durch die Feder den Weg zu machen, sich allzeit so embsig bemühet: so konte es disseiten auch nicht schaden, auf gleiche Weiss entgegen zu arbeiten. Ein jeder fechtet für das Vaterland, wie er es gelernet hat, welches niemahls zu schelten. Im übrigen weilen die erste wiederholte Druck-Auflagen einige Genehmhaltung zufinden geschienen: als ist nicht ausser Wege geachtet worden, den dadurch erfolgten Abgang der Exemplarien hiemit zuersetzen. Was die vorhin auf denen Titul-Blättern gefundene vier erste Nahmens-Buchstaben belangt, seynd dieselbe nun aussgelegt, und wissen diejenige, denen der Autor

Die Gedanken des österreichischen Offiziosus und die des unabhängigen schlesischen Edelmannes berühren sich in einem Punkte, nämlich in dem, Stimmung zu machen für ein kriegerisches Vorgehen gegen Frankreich, um das verlorene Strassburg wieder zu gewinnen; doch beider Bemühungen scheiterten an dem Widerstande des Berliner Hofes, wo man damals gerade, im Jahre 1682, weniger als je geneigt war, sich in einen Konflikt mit Ludwig XIV. einzulassen[1]).

III.

Die „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess" und damit zusammenhängende Schriften.

Wie hatte sich die Lage im Reiche seit 1679 geändert! Aus dem erbittertsten Feind der Franzosen, aus Friedrich Wilhelm von Brandenburg, war seit dem 11. Januar 1681 ein Verbündeter Frankreichs geworden; diese Vereinigung war am 22. Januar des folgenden Jahres erneuert und befestigt worden. Was sollte das Reich in so schlimmem Stande thun, verlassen von seinem besten Freunde? Denn die am 2. Januar 1682 zu Frankfurt eröffnete Konferenz über die französischen Reunionen schien nichts Heilsames zu stande bringen zu können. In dieser Not gelang es dem Grafen Georg

---

nicht unbekant, dass selbige dessen sonst brauchenden *P. W. V. H.* in ihrem Verstand vollkommlich gleich gehen. Damahlige Zeiten hatten es nicht andrest gelitten. Wem auch desselben Geburt-Statt bekant, der wird nicht weniger wissen, dass er sich mit Recht Francopolitam nennen können; obwohlen anbey aus dem Bericht von Germanien nun klar ist, dass ein jeder Teutsch-Gebohrner sich dessen mit Recht gebrauchen möge. Schliesslichen was den jetzo fürangesetzten Titulum Franco Germaniae anbelangt, so vorhin allein dem Bericht von Germanien zugeeignet war, nun aber allen dreyen gemein gemacht worden, hat solches also gefallen, weilen die Wercklein nunmehr zusammen gedruckt, und alle drey zu dem durch solchen Nahmen aussgedruckten Zweck, das Ihrige beytragen." So die Vorrede von 1708. Der Herausgeber ist demnach nicht identisch mit dem Verfasser. P. W. V. H. heisst *P*hilipp *W*ilhelm *v*on *H*ornick, auch *H*örnigk und *H*orneck. Sein Vater Ludwig v. H., aus Darmstadt (s. Allg. d. Biogr. Bd. XIII., S. 157), war zur Zeit der Geburt seines Sohnes kurmainzischer Hofrat. In Mainz, in einer Stadt auf altem fränkischem Boden, hat unser H. wahrscheinlich das Licht der Welt erblickt. Übrigens ist noch eine Ausgabe unter des oben gen. Frankenstein Namen vorhanden aus dem Jahre 1746.

[1]) Droysen, Geschichte der preussischen Politik, III., 3. S. 726 ff. Erdmannsdörffer I, S. 670 ff.

Friedrich von Waldeck, dem ehemaligen brandenburgischen Staatsmann, am 10. Juni 1682[1]) ein Bündnis zwischen dem fränkischen, dem schwäbischen, dem oberrheinischen Kreise und dem Kaiser zu vereinbaren, welches zu Laxenburg unterzeichnet wurde. Nach den Bestimmungen dieses Vertrages sollten unter dem Befehl des Grafen Waldeck drei Armeen, bis zu 63,000 Mann, am Oberrhein hinab bis Philippsburg, am Mittelrhein bis Koblenz und am Niederrhein bis zur Reichsgrenze aufgestellt werden. Es war dies eine Defensionsverfassung mit der Bestimmung, dass „wann das Hauptwerk vorermelter Reichsverfassung — damit ist die neue Reichs-Kriegsverfassung gemeint, welche zu Regensburg beraten wurde — zu Stande kommen würde, alsdann dieses darauf den ausfallenden Reichs-conclusis nach eingerichtet werde, wann derselbe aber ins Stecken geraten sollte, gleichwohl diese Partikularzusammensetzung einen als den andern Weg ihren vollen Effect haben und gewinnen solle".

Der Kurfürst von Brandenburg hatte den Vertrag vom 22. Januar mit Ludwig XIV. geschlossen, um Frankreich in seinen Reunionsbestrebungen eine Schranke zu setzen. Nun kam die Laxenburger Allianz, „der Waldeckische Recess", wie das Bündnis von den Zeitgenossen genannt wurde. Sofort wandten sich die brandenburgischen Diplomaten in zahlreichen Protesten gegen diesen, wie sie meinten, „kaiserlichen Sonderbund"[2]), denn Friedrich Wilhelm konnte und durfte diese Allianz nicht gutheissen, weil sie das einmal Erreichte, Ruhe vor den Gelüsten Frankreichs, wieder in Frage zu stellen im Stande war. Die Proteste[3]) machten jedoch die

[1]) Aus welchem Grunde Droysen III. 3, S. 731 und Erdmannsdörffer, Graf Waldeck S. 447, den 10. Mai als Abschlusstag annehmen, ist nicht recht deutlich, da die gedruckte Urkunde, die auch bei Johann Georg von Rauchbar, Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck, ed. A. Hahn, Arolsen, 1872, II., S. 161, und in M. C. Londorpii act. publ. (Lundorps Fortsetzer) Tom. XI., Buch XII, Aufnahme gefunden hat, den 10. Juni setzt. Der Vertrag und die brandenburgische Antwort darauf, die „Declaration", sind als Flugblatt verbreitet worden unter dem Titel: „Articul welche am Kayserlichen Hoff zu Wien zwischen Ihro Kayserl. Mayestät Geheimen Herren Räthen und Ihro Hoch-Gräfflichen Excellenz, Herrn Graffen zu Waldeck, den 10. Juni 1682 geschlossen worden. Benebenst der darauff erfolgten Chur-Brandenburgischen Declaration." Erdmannsdörffer in seiner deutschen Geschichte, I., S. 667 setzt den 10. Juni.

[2]) Droysen III, 3. S. 731.

[3]) Von diesen Protesten ist ein und das andere Stück in die Öffentlichkeit gelangt, besonders ein „Oesterr. Votum" vom 30. September (10. Oktober) 1682, das zweien Magdeburgischen Votis entgegengesetzt war und im Fürstenrat zu

Sache nicht besser, sondern sie verschärften nur den Zwiespalt zwischen Berlin und Wien. Unter anderem erliess der Kurfürst eine „Declaration", in der er darlegte[1]), es seien so viele Missverständnisse mit der Krone Frankreich zu beseitigen, die ein offenes Kriegsbündnis nie beilegen würde. Ausserdem verstosse die Föderation „wider alle rechte Reichs-constitutiones, instrumenta pacis und vincula, damit ein Stand dem anderen verwandt, und gegen die Treu, die man einander als membra unius corporis auf reipublicae schuldig assignieret". Es sei unerhört, „dass ein Graf und einer von Adel in 1½ Kreises Namen ihm die dem gesammten Reich in allen Ständen conjunctim zustehende jura und Potestät arrogiren, sich an dessen Stelle erheben und setzen, es vertreten, dessen Defension übernehmen, es zum Reichskrieg veranlassen Frieden machen" u. s. w. Kurz, die Erklärung war eine schroffe offene Absage gegenüber den Ständen, die das Bündnis geschlossen hatten.

Allerdings musste es allen, die es sehen wollten, klar sein, dass Ludwig XIV. Herr der Situation sei, und der Brandenburger musste es am besten wissen, dass das Reich gerade jetzt viel zu schwach sei, um dem übermütigen Gegner die Stirn bieten zu können. Keinesfalls aber hätte er die kaiserliche Politik, die doch nur die besten Absichten verfolgte — wenn es auch freilich nicht in der Macht Leopold's und seiner Verbündeten stand, sie zu verwirklichen — brüskieren dürfen, wie er es gethan hat. Nun, er erhielt eine Antwort, die ihm reichlich das zurückgab, was er in seiner Deklaration gegen die Alliierten gesagt hatte.

Die Kaiserlichen mussten ihren Standpunkt darlegen und rechtfertigen. Es fand sich „ein guter und verständiger Patriot"[2]), der es unternahm, eine Apologie der Laxenburger Allianz zu verfassen. Der Ton dieser Verteidigungsschrift, die Klarheit der Ausführungen, die ganze Gesinnungs- und Denkweise des Verfassers[3]) erinnern in mehr als einem Punkte an Hornicks frankopolitische

Regensburg abgegeben wurde. Flugschrift in 4°. Auf der Münchener Staatsbibliothek 4 mal vorhanden.

[1]) Lundorp's Fortsetzer. Tom. XI., S. 432; Rauchbar II, S. 161.

[2]) So nennt Rauchbar II, S. 161 den Verfasser der Apologie.

[3]) Man braucht nur die von Berlin aus geführte Korrespondenz Hornick's mit Leibniz anzusehen und man wird in den Briefen dieselben Gedanken finden, die in der Apologie ausgesprochen sind.

Traktate, und man wird wohl nicht zu weit gehen, wenn man den genannten Staatsmann als den Autor ansieht.

Ich will versuchen, den Beweis für Hornicks Autorschaft zu erbringen.. Auf der einen Seite sind zusammen zu betrachten Hornicks von Berlin aus geführte Korrespondenz mit Leibniz und seine frankopolitischen Traktate, auf der andern Seite die „Churbrandenburgische Declaration" und die Apologie des Waldeckischen Recesses. Die Briefe Hornicks an Leibniz gehören der ersten Hälfte des Jahres 1682 an — der letzte ist vom 4/14. Juni datiert —, seine anderen hier in Betracht kommenden Schriften sind im Herbst desselben Jahres erschienen. Unser Autor schildert in seinen Briefen die Machinationen des Berliner Hofes, um den Ausbruch eines Konfliktes mit Frankreich zu hintertreiben; über das Bündnis des Kurfürsten mit Ludwig XIV. vom 22. Januar 1682[1]) ist er nicht genau unterrichtet, denn er sagt in einem Briefe vom 21. April/1. Mai[2]): „Hiesiger Churf. D. geschiehet grosses unrecht in imputirung, dass sie würcklich geld von Franckreich empfangen; denn des contrarii bin ich versichert. Was aber eine mit Franckreich gemachte allianz betrift, davon abstrahire ich. Geld aber werden sie schwerlich bekommen, es were denn, dass sie sich positive für Franckreich erclärten, oder machten, dass Strassburg den Franzosen verpleibe. Jenes ist ihnen nicht zu rathen, werden sich auch wohl dafür hüten; dieses aber steht nicht in ihren Händen". Einige Wochen später, am 17/27. Mai, spricht er sich schon deutlicher aus: „Publica betr so ist ja wahr, dass man sich hier mit Franckreich weit ultra terminos neutralitatis engagirt, und muss es wohl gefährlich gnug mit sothaner allianz bestellt seyn". In der Apologie, die ein halbes Jahr nach diesem Briefe geschrieben ist, weiss er bestimmt von der Allianz: „Andere (damit ist der Kurfürst gemeint) werden dahero wohl thun, wann sie samt ihren mit Franckreich gemachten Bündnüssen auch fein auffrichtig herfür tretten, so würde sich zeigen, wer es mit dem Reich am besten gemeynt hab". Freilich kennt er die Abmachungen selbst nicht, denn die Allianz war eine geheime, doch sucht er das, was er erfahren, zu verwerten.

Für das Verständnis des Zusammenhangs seiner Traktate mit der Apologie sind die Sätze, mit denen die vier Schriften endigen,

[1]) Vgl. von Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge von 1601—1700, S. 715 ff.
[2]) Klopp V., Einleitung S. XXVII.

überaus wichtig. Der Schluss des Berichtes von Austrasien kann gewissermassen als eine Vorstudie zur Apologie der Laxenburger Allianz betrachtet werden. Die Kräfte des Vaterlandes, sagt Hornick, „seynd Gott Lob so erlegen noch nicht, dass sie nicht auf den Nothdurffts-Fall nicht nur einem einigen mächtigen Nachbarn, sondern auch wohl dem Auf- und Niedergang zugleich gewachsen seyn könten". Das ist die Antwort auf die verächtliche Bemerkung des Kurfürsten über die anderthalb Kreise, die über das Reich gebieten wollten, eine Entgegnung, die in der Apologie noch weiter ausgeführt wird. Ferner spricht unser Autor von den alten Deutschen, „die sich auf langweiliges, unnützes temporisiren, correspondiren, conferiren, laviren, dissimuliren, nachsehen, federfechten, Frist nehmen, güttliches Abschicken, interponiren, congresshalten, informiren, deduciren, remonstriren, contestiren, protestiren, neutralisiren, (welches ein vornehmer Mann nicht übel dem Ehebruch verglichen, wo man zwar einander Pflicht leistet, doch Fremden auch mittheilet) wenig verstanden, sondern sobald sie das Recht auf ihrer Seiten erkennen, den unbillichen Widersacher fein trostmüthig unter Augen getretten, und den Ausgang Gott und der Spitze des Degens heimgestellet". Der Brandenburger hatte in seiner Declaration „contestirt", „das Se. Churfürstl. Durchl. die von gedachter Cron (Frankreich) bisshero vorgenommene, sogenannte reuniones, incorporationes verschiedener zum Reich gehöriger Oerther, und insonderheit die occupation der Stadt Strassburg, ungern gesehen, auch niemahlen davor gehalten, dass solche mit denen Frieden-Schlüssen zu Münster und Nimwegen, conciliirt werden köndten", aber er hatte auch gegen einen Krieg mit Frankreich „remonstrirt". Ganz am Ende seines Traktates äussert sich der österreichische Patriot über geringe Leute, denen es vielleicht gleich sei, unter wessen Obrigkeit sie stehen müssten. „Die jenige Grösse (muss wohl heissen Grössere) aber", fährt er fort, „so der ihnen empfohlenen allgemeinen Frey- und Sicherheit, aus sonderbaren eigennutzigen Absehen, oder Verleiten ihrer Diener, wider Verhoffen übel würden gehütet haben, und nach deren Verlust für allen andern, es sey in eigenen Personen, oder in ihren Nachkommen, wie es dann gewisslich auf einen oder andern Weg nicht ausbleiben könte, in den Staub gedruckt werden: diese, sage ich, würden am Ende von Freund- und Feunden ein allgemeines Ridebo in interitu eorum, zu gewarten haben. Und wann so dann, wie

sicherlich gar bald beschehen würde, sie ihr Unglück und ihre Unvorsichtigkeit beweinen sollten, würden andere mit Hannibal lachen und sprechen, dass es dazumal Weinens-Zeit gewesen, als man zu einer Urquell alles Ubels, den Rheinstrom, und was jenseit desselbigen belegen, gutwillig hab lassen verloren gehen“[1]). Das ist eine versteckte Aufforderung an Friedrich Wilhelm, mit den Verbündeten zu gehen; diese Mahnung wiederholt sich in den Berichten von Lothringen und Germanien und in der Apologie. Im Bericht von Lothringen wird sie schon schärfer ausgesprochen, wie wir oben[2]) bereits gesehen haben. Hornick weiss, welche Beweggründe den Kurfürsten von Brandenburg abhalten, Kaiser und Reich beizustehen, wenn er sagt: „So ermuntert euch denn nun, ihr an Geblüt und Grossmuth, auch wann ihr einig seyd, an Stärk und Macht, der Zeit noch unvergleichliche Häupter dess diesseitigen Teutschlands; Schüttelt von euren Armen und Händen die Bande dess Misstrauens und der Rache, und dess schändlichen Eigen-Nutzes, die euch behindern, dieselbe für eure und eurer Brüder Erhaltung auszustrecken! Wischet ab von euren Augen das Fell, so Einigen unter euch durch Französische betriegliche Worte, und bestrickende Verheissungen angezaubert worden, dass ihr theils nicht sehen möget, wie nahe euch das Wol und Wehe eurer Uber-Rheinischen Mitglieder zu Leibe gehet . . . . Zweiffelt nicht an siegreichem Nachdruck eurer Waffen“. Der Bericht von Germanien versucht mit Bitten, dann aber auch mit Drohungen das auszurichten, was schon die beiden vorhergehenden Traktate verlangt haben. Hornick fleht diejenigen, „so das Heyl des bedrangten Teutschlands gegenwärtig in ihren Händen tragen“, an, seinen Worten mit dem Schwerte Geltung zu verschaffen, und er lebt „einer tröstlichen Zuversicht“, dass in Deutschland, soweit es noch von der französischen Oberherrschaft frei geblieben ist, niemand sein werde, der unsers Patrioten Ausführungen „nur fluchbringenden Eigennutzes willen“ nicht billigt. „Solten aber wider Wissen und Zuversicht, deme entgegen sich einige dergleichen unglückselige finden, denen dörffte zu befahren seyn, dass sie am End leeres Stroh gedroschen[3]), und sich anbey der Welt ver-

[1]) Vgl. auch oben S. 25 und 26.

[2]) S. 32 und 33.

[3]) Vgl. Hornick an Leibniz, 8/18. April 1682: „Allhier (in Berlin) stehen die sachen in pristinis. Herr G. R. Meinders (Rat des Kurfürsten, vgl. über ihn

werflich dargestellet haben würden. Oder aber und wann sie mit ihrem Fürhaben zu Teutschlands Unglück gleich hinauss gelangt seyn solten: würden sie nur sich selbst, ihre Mitglieder und die allseitige Nachkommenschafft, so viel an ihnen ist, in das unausbleibliche Verderben und unter ein Joch geführt haben, unter welchem ihre Kinds-Kindern ihnen als Ursachern nichts, als einen unaufhörlichen Fluch ersäuffzen und erschwitzen würden. Ich sage, so viel an ihnen ist. Dann wer weiss, es würde Gott, welchem ohne dem eben viel ist, durch wenige oder durch viel zu überwinden, das Heyl gleichwohl durch andere schicken, und seinem nothleidenden Teutschland Rettung schaffen. Ihnen aber würde zu besorgen stehen, was Mardochai der Esther angedrohet: Wirstu jetzund schweigen, (stillsitzen, zusehen, die Hand zum allgemeinen Heyl nicht aus allen deinen Krätften mit anschlagen), so wird dem Vatterland dannoch anderwertsher Trost und Erlösung kommen; du aber und deines Vatters Hauss wirst verderben[1]). Dieses Verderben wird unter andern auch der Ursach umb so viel weniger hinderbleiben, weilen Franckreich eine Mauer ist, die umb ihres unerhörten übermuths und Ungerechtigkeit willen, von der Zorn-Hand Gottes, des Hassers aller stoltzen und übermütigen, ihre Stürtzung unfehlbarlich zu gewarten hat: alles aber, was sich inzwischen an dieselbe sollte gehalten und gesteuret haben, zugleich mit in den Fall und in den Untergang nehmen und erdrucken wird". Das ist gewissermassen die Herabrufung des himmlischen Fluches über die Deutschen, welche es mit Frankreich halten und nicht mit dem Kaiser gehen wollen. Freilich sind Hornicks Worte äusserst pathetisch und zuversichtlich gehalten, doch können wir trotzdem zwischen den Zeilen herauslesen, dass er sehr für den Bestand des Reiches fürchtet, wenn der Brandenburger sich noch länger fernhalten und nicht offen mit den Waffen für dasselbe eintreten sollte. In der Apologie treibt es den österreichischen Diplomaten zwar noch zu viel härteren Urteilen über die brandenburgische Politik, doch am Schlusse mässigt er seine Worte um ein Bedeutendes, wie wir noch sehen werden. Er lebt, wie im Bericht von Germanien, der Zuversicht, dass alle deutsche Patrioten ohne Unterschied, auch die, welche dem Wald-

Allg. d. Biogr., Bd. XXI., S. 220) hat in seiner conferenz mit dem Churs. Herrn v. Gersdorff abermal lauter lähres stroh gedroschen" u. s. w.

[1]) Vgl. oben S. 53.

eckischen Recess bisher nicht günstig gestimmt waren, sich jetzt zusammenfinden werden, da es des Vaterlandes Ehre und den deutschen Namen gilt. Dabei richtet er seine Augen vornehmlich „auff jenen hochgepriesenen Chur-Fürsten das würdigste Geblüt und den allertapffersten Nachkommen, eines mit Lob verewigten Achillis Germanici", und er glaubt „festiglich, dass alles dasjenige so bisshero unter desselben Namen dem Frantzösischen Friedens Project zu Behuff und dem Waldeckischen Recess zu Präjuditz, hat wollen spargirt werden, sich unmöglich auff einen Helden reimen lasse, der sein gantzes Leben, und die viel-jährige glückliche Regierung gleichsam zu der Grossmüthigkeit selbst gemacht hat, und deme auch die Feind zugeben müssen, dass, um alle andere Thaten zu geschweigen, er in einer auffgedrungenen rechtmässigen Noth-Wehr, mittelst einer einigen Feldschlacht, zweyer Belägerungen, und eines winterlichen Marches, seine und seines Vatterlands Glory recht redlich für der Faust, und nicht durch allerhand intrigues, Unterbauungen und Helfershelffer, weit über diejenige erhoben, die der vermeinten Unsterblichkeit ihres Namens, und ihrer Grossmachung, wie am Tag ligt, auff andere so ungebührliche Weg nachstreben". Diese Lobrede soll wieder gut machen, was Hornick besonders in der Apologie Schlimmes gegen den Kurfürsten geäussert hat. Sie vergisst nicht, seine Verdienste im letzten Feldzug aufzuzählen, nimmt aber auch keinen Anstand, dem Kurfürsten zu sagen, dass das verdächtige Spiel hinter den Kulissen seiner unwürdig sei. Doch hören wir weiter. „Wir seynd versichert und wissen dass der jenige, so noch vor wenig Jahren den glorwürdigen Beynamen eines Erhalters des Vatterlands und Teutscher Freyheit so rühmlich erworben, über sein grossmüthiges Patriotisches Hertz nimmermehr werde bringen können, dass Strassburg und so viel andere, unter dem Namen jener verhasten und ungerechten Reunionen unter das Frantzösisch Joch verdruckte freie Reichs-Ständ, mithin aber der gesambte Rhein-Strom so schändlich dahinden bleiben; das ist, dass in der That selbsten, das durch seinen Beyrath, und tapffer mitangeschlagene Hand erst neulich gerettete Vatterland und die durch seinen Arm so kräfftig gehandhabte Teutsche Freyheit nunmehr, und da die Gefahr weit grösser, die Noth aber, sich zu schimpfflichen Friedens-Bedingen zwingen zu lassen, weit geringer ist, mit aller Teutscher ewigem Spott und Untergang, einer frembden Nation zum Raub und Triumph hinter-

lassen werde. Vielmehr bleiben wir dess festen Vertrauens, sein Churfl. Durchl. bald wiederum für der Spitzen ihres, unter dero glücklichen Anführung zu siegen gewohnten, und so wenig dem Frantzosen zu gut, als dem Vatterland zu Leid zu fechten gewilleten Kriegs-Heers zu sehen, und über so viel andere ihre, der Ewigkeit bereit empfohlene grosse Thaten, auch noch den frölichen Tag zu erleben, in welchem durch sothane, von Ihro für das Vatterland erwartete letzte Treu, dero Churfürstliches graues Haupt, auch noch mit den unverwelcklichen Lorber dess gedämpfften Frantzösischen, von Ihro selbst und in dem innersten dero Hertzens wohl erkanten und verspiehenen Hochmuths, gekrönet werde".

Mit diesen nicht misszuverstehenden Sätzen endigt die „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess". Was unser Autor wünscht, das glaubt er gern. Er macht es in diesem Falle genau so wie die heutigen Zeitungsschreiber. Wenn diese von einer Äusserung oder einer That eines hohen Herrn vernehmen, die nicht ihren Beifall findet, so stellen sie sich, als glaubten sie nicht an das, was ihnen mitgeteilt wurde, und sie suchen ihm in schmeichelhaften Ausdrücken ihre Ansicht über die Sache beizubringen und ihm auf diese Weise zu sagen, dass er Unrecht hat. Wie wir sehen, hat man vor zweihundert Jahren schon eben so gehandelt.

An wen Hornicks Worte gerichtet sind, ist uns allen klar: doch wird der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, weder in der Apologie, noch in den frankopolitischen Traktaten mit Namen genannt. Die Leser wussten auch so, eben so wie wir, wer gemeint war. Bemerkenswert ist die Steigerung des Zornes unsers Patrioten von den mehr allgemein gehaltenen Worten im Bericht von Austrasien bis zu den leidenschaftlichen Äusserungen in der Apologie; dann erst erfolgt der Rückschlag. Übrigens ist zu verzeichnen, dass einmal im Bericht von Lothringen ein Bild gebraucht wird, das in der Apologie wiederkehrt. In der ersten Schrift ist einmal die Rede von der Macht des französischen Geldes[1]). Ihr werdet es, heisst es da, mit einem zu thun haben, welcher „durch die heimlich-einschleichende Krafft der beladenen Gold-Esel, den Weg zum Sieg aller Orten zu öffnen, und die Schlösser und Thüren eurer geheimsten Rathstuben, so wol als eurer stärksten Thürn und Vestungen durch sein kräfftiges Schlag-Gold aufzusprengen, bey-

[1]) Vgl. auch oben S. 33.

nebenst aller Orten das divide zu spielen gelehret ist"; und in der Apologie wird bei Gelegenheit von dem Verstand und der „Conduite" der Franzosen folgendes gesagt: „So seynd benebenst zwey ihrer gewöhnlichsten Conduites, die heissen Divide et Impera, und wo ein Maulesel mit Gold hinkam, da ist weder Vestung noch geheime Rathstub unüberwindlich". Derlei Übereinstimmungen von Stil und Ausdrucksweise finden sich noch öfters in den vier Schriften[1]).

Die „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess" ist ein umfangreiches Schriftstück, das für weitere Kreise bestimmt war, damit das deutsche Publikum lesen konnte, welchen Zweck das Bündnis verfolge[2]). Aus diesem Grunde sandte der Verfasser sein Werk als Flugblatt hinaus in die deutschen Lande. Die Schrift antwortet auf die bereits genannte „Churbrandenburgische Declaration" und auf ein Votum für Magdeburg, das der brandenburgische Gesandte von Jena am 26. Oktober 1682 im Fürstenrate zu Regensburg abgegeben hatte, und in dem noch einmal auf die Unmöglichkeit eines Krieges mit Frankreich hingewiesen worden war[3]).

Der Verfasser hebt mit einer treffenden Charakteristik des Reiches an: „Wer den gegenwärtigen Zustand des römischen Reichs vernünftig betrachten will, kann sich denselben fürstellen, als einen mit Schlaf befangenen Körper, über welchem das Haus mit seinem vielfältigen Krachen und Reissen einzugehen androhet; und ob sich gleich das Haupt darüber ermuntert, die Augen er-

[1]) Ich musste hier Manches wiederholen, was schon an anderen Stellen gesagt war, auch konnte ich nicht umhin, einige Male vorzugreifen; beides war zum besseren Verständnis durchaus notwendig.

[2]) „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess". Diar. Eur., 45. Bd., App. Abgedruckt bei Rauchbar II, S. 165 ff. Erwähnt bei Varnhagen, Neuere Wald. Regentengesch. in Curtze, Beiträge. Arolsen 1869. II, S. 231; dann Droysen III, 3. S. 743, Anm., wo es heisst: „Die Gegenschrift (gegen das Magdeburger Votum), die ‚Apologie der Waldeckischen Allianz', von einem Secretair der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin, eine bibliographische Seltenheit (sic!), ist mir nie zu Gesicht gekommen." Citiert bei Erdmannsdörffer, Graf Waldeck, S. 447, Anm. 1; ferner bei Haller a. a. O. Der Titel ist angegeben bei Zwiedineck, Öffentl. Mein.. S. 101. Dann habe ich die Apologie noch in einem Sammelband der Münch. Staatsbibl. gefunden, Signatur Ded. 42, als erstes Stück.

[3]) Lundorp's Fortsetzer, Tom. XI., S. 498 ff. Das von Droysen a. a. O. gemeinte Magdeburger Votum ist nicht richtig. Was er anzieht (L. Forts. XI, S. 360), ist ein brandenburgisches Memoire für die Frankfurter Konferenz.

öffnen, der Sinn den Gliedern sorgfältig zuspricht, sich aus der Gefahr eilend und kräftig zu erretten, so wollen sich doch die Schenkel nicht aufmachen, der faule Rücken will sich nicht heben noch biegen, die Arme wollen dem Leib nicht aushelfen, oder wenigst die Mühe belohnt haben; theils andere Glieder schämen sich nicht, dem Haupt seine treue Wachsamkeit und Warnungen als unnütz schädliche Vorsorg, unnöthigen Lärmen, vergebliche Strapazirung, mit Fleiss gesuchte, und gefährliche Ruhstörung, und endlich als ein unmögliches Begehren zu verheben und zu traduciren, wohl auch darwider zu protestiren und sogar mit gewaltthätiger Gegenstrebung bedrohlich zufallen".

Schon aus diesen wenigen, nicht gerade freundlich gehaltenen Zeilen lässt sich entnehmen, wie scharf die Spitze der Apologie ist, welche sich gegen die Feinde des Kaisers, neben Frankreich vor allem Brandenburg, richtet.

Reichsabschiede des verflossenen und des laufenden Jahrhunderts, fährt der Verfasser fort, erlauben den einzelnen Reichsständen, sich zusammenzuthun, wenn die Not des Vaterlandes es erheischt. Die Laxenburger Allianz sei darum geschlossen worden, weil man den Worten der Franzosen weder trauen dürfe noch trauen könne. Der beste Beweis für diese Behauptung sei die Überrumpelung der Stadt Strassburg zu einer Zeit, da die zur Erhaltung des Friedens zwischen dem Reich und Frankreich einberufene Konferenz vor der Thür stand und die Gesandtschaften der beiden Mächte eben in Frankfurt einziehen wollten. Sehr richtig urteilt der Verfasser über den schleppenden Gang der Verhandlungen beim deutschen Reichstag: „Die gewöhnliche Verspätung auf unsern Reichsconventen ist am Tag, und wann die Franzosen dermahl auf sonst nichts anderes zu reflectiren hätten (als auf die neue Universalreichsarmatur), würden sie gut Thun haben. Dum Ratisbonae consultatur, Rhenus perditur". Übrigens sei der Waldeckische Recess nur eine Interimsverfassung, welche nur bis zu einem allgemeinen Reichsschluss Bestand haben sollte. In diesem Punkte hat der Apologet nicht Recht: im Laxenburger Vertrag war ausdrücklich gesagt, dass, wie schon bemerkt, diese Defensionsverfassung und Partikularzusammensetzung auch dann zur Ausführung kommen solle, wenn das Hauptwerk auf dem Reichstage ins Stocken gerate. Da war ein Grund zum Misstrauen: nehmen wir an, die neue Reichskriegsverfassung sei ins Leben getreten, daneben

aber hätten die Satzungen des Laxenburger Abkommens noch immer ihre Gültigkeit behalten: welche Verwirrung musste da im Reichskriegswesen herbeigerufen werden! Wie konnte unter solchen Umständen das Reich seiner Aufgabe, seine Glieder siegreich gegen fremde Angriffe zu verteidigen, gerecht werden? Dass der Grosse Kurfürst gegen diese Bestimmung des Allianzvertrages vom 10. Juni 1682 Front machte, kann ihm nicht zum Vorwurf angerechnet werden.

Die „Churbrandenburgische Declaration" hatte, wie bereits gesagt, behauptet, es sei durchaus unstatthaft, dass ein Graf und einer von Adel in anderthalb Kreises Namen über das ganze Reich verfügen und es in einen unzeitigen Universalkrieg verwickeln wollten. Gegen diese Herabsetzung des Stifters des Bündnisses richtet sich in der Apologie eine sehr scharf gehaltene Replik, die mit folgenden Sätzen endigt: „Der waldeckische Recess begreift eine Allianz innerhalb des Reiches zwischen Haupt und Gliedern eines Leibs; seine Widersacher herentgegen machen ihre Bündnisse mit auswärtigen hochverdächtlichen Missgönnern unsers Wohlstands und Einträchtigkeit. Was der Waldeckische Recess Gutes disponirt, solches wollen der Kaiser und die alliirte Kreis auf ihre eigene Kosten hinausführen; seine Widersacher aber stipuliren von den Ausländern, ich weiss nicht was, um das gegen den Waldeckischen Recess zu Sinn genommene durchzubringen. Nun urtheile ein jedes aufrichtiges teutsches Herz, welchen Theils consilia zu des Reichs Fatalität und gänzlicher Zerrüttung mehr oder weniger angesehen seien".

Mit echt Hornick'schem Patriotismus, wie wir ihn aus den frankopolitischen Traktaten kennen, sind diese Worte ausgesprochen: die Frage ist nur, ob die Allianz das, was sie versprochen, auch hätte halten können, wenn ihre Satzungen wirklich zur Ausführung gekommen wären.

Eine weitere Beunruhigung für die Gegner des Bundes lag in der beabsichtigten Aufstellung der drei Armeen am Rheine und in der damit notwendig verbundenen Last des Quartierwesens. Wenn schon in unserer Zeit unter geordneten Verhältnissen Einquartierungen bei den davon Betroffenen gerade nicht zu den angenehmsten Dingen zählen, um wie viel weniger noch musste dies vor 200 Jahren der Fall sein, wo man der oft zügellosen Soldateska so ziemlich schutzlos preisgegeben war. Der Apologet musste

ausdrücklich versichern, es seien „die Quartier nicht so criminel, als man sie machen will, wann sie nach ihrem wahren Verstand genommen werden, und gleich wie die Stationes (die in Aussicht genommene Gruppierung der Truppen am Rhein) nichts als das blosse Obdach mit sich führen. Allein die Missgünstige wollen unsere Stationes gern in jene vorhinpflegliche unordentliche und ruinirliche Winterquartier verkehren". Wenn man vor einigen Jahren, meint der Autor, „also religiose vom Quartierwesen opinirt hätte, so würde der Rhein hie und da das traurige Andenken nicht noch bei sich führen".

Der Kurfürst von Brandenburg hatte sich in seiner Deklaration über die Partikularzusammensetzungen missbilligend ausgesprochen; dem entgegen stellt Hornick den Satz auf: „Salus Reipublicae suprema lex esto". Er verweist dabei seinem Gegner das wegwerfende Urteil über einen Bund, in dem der Kaiser mit eingeschlossen sei. Es folgen einige persönliche Ausfälle gegen Friedrich Wilhelm, die dessen Benehmen gegenüber Polen im Jahre 1656 tadeln. Damit hat der Verfasser nicht Unrecht; nur muss man dabei in Rechnung ziehen, dass der „einige Reichsstand", Brandenburg, damals schon bei weitem geordnetere Militärverhältnisse besass, als dies jetzt bei der bunt zusammengewürfelten Schar von kleinen und kleinsten Reichsständen der Fall war. „Hier gehet man defensive, dort wurde offensive verfahren. Hier ist es eine Nothwehr, dort war es ein gesuchter Angriff. Hier will man streiten, um sich selbst für dem Verderben zu verwahren, dort wurde gefochten, andere Unschuldige in das Verderben zu bringen: Hier gehorsamet man dem Buchstaben der Reichs-Constitutionen; dort war dergleichen allerdings nichts aufzuzeigen. Hier stimmet das höchste Oberhaupt mit vornehmen Kreisen zusammen; dort war es ein einzelner Reichsstand neben einer fremden Krone gegen das Interesse und Einwilligung des Oberhaupts"[1]).

Im März 1681 war zwischen Schweden, den Generalstaaten, dem Kaiser und Spanien eine Association zu Stande gekommen, eine gegenseitige Garantie des Westfälischen und Nymweger Friedens. Eine Universalgarantie war nicht in dieser Association enthalten, schon darum nicht, weil Frankreich fehlte. Die Laxen-

[1]) Graf Waldeck ist nicht selbst der Verfasser: er war mit der Polenpolitik seines früheren Herrn zwar nicht einverstanden, würde sie aber nicht so scharf verurteilt haben. Siehe Erdmannsdörffer, Graf Waldeck, S. 430.

burger Verbündeten schienen ihr Bestehen überhaupt nicht anerkennen zu wollen. Unter diesem Gesichtspunkte, sagt der Verfasser, sei die Waldeckische Allianz gegründet worden, eine Defensionsverfassung, die nicht den Universal-Reichskrieg beabsichtige. Wenn dieser notwendig würde, könne man nicht zurückbleiben.

Sowohl „ratione modi als scopi", hiess es in der brandenburgischen Deklaration, sei die Allianz überaus bedenklich. Darauf erwidert der Apologet, dass der modus des Recesses dem Buchstaben der Reichs-Konstitutionen, der Kreis- und Exekutionsordnungen, dem hergebrachten ius foederum der Reichsstände und dem Grunde des natürlichen Rechtes entnommen sei. „Sein scopus aber ist die in allen Rechten zugelassene, ja in aller Tier-Herzen eingeschriebene Nothwehr".

Gütliche Unterhandlungen werden vom Verfasser in richtiger Erkenntnis und Beurteilung der Lage der Dinge auf die Frankfurter Konferenz verwiesen. Wenn dort für das Reich etwas Segenbringendes nicht zu erlangen sei, — die Verhandlungen gingen ihrem Ende zu, und es hatte nicht den Anschein, als ob sie von Erfolg gekrönt sein sollten[1]) — und wenn ein allgemeiner Reichsschluss der Sache einen befriedigenden Abschluss zu geben nicht im Stande sein würde, dann, meint Hornick, hätte man ganz bestimmt mit einem Kriege zu rechnen. In diesem Falle sei das Quartierwesen nicht zu vermeiden; wer aber habe „weltberühmteste grosse Reichsfürsten" dahin beredet, dass ihre Lande besonders zu Quartierlasten herangezogen werden sollten?

Da nun wieder von den Quartieren die Rede ist, wird auch noch einmal „das anmasslich von einig Partikularständen arripirte ius belli in Imperio" besprochen. Dabei macht sich der ganze in Österreich schon lange gegen Brandenburg aufgehäufte Groll in den bittersten Worten Luft. Die Politik Friedrich Wilhelm's zur Zeit des zweiten Raubkrieges lernen wir in einer ganz anderen

[1]) Durch diese Angabe ist es ermöglicht, die Zeit der Abfassung der Apologie zu bestimmen. Das Votum für Magdeburg vom 26. Oktober wird darin erwähnt, und die Frankfurter Konferenz tagt noch. Am 1. Dezember verliessen die französischen Gesandten die Stadt Frankfurt, folglich ist für die Zeit der Abfassung der Monat November 1682 anzunehmen. In demselben Monat wird die Schrift auch noch zum Druck gelangt sein. (Die Verhandlungen von Frankfurt sind im „Fridens-Rath", Diar. Eur., 44. Bd., App. und noch sonst in einzelnen Sammelbänden zu finden.)

Beleuchtung kennen, als wir bisher gewohnt sind. Als damals, im Jahre 1672, heisst es, ein einzelner Kurfürst sich nur zu einem sehr geringen Teile von Frankreich beleidigt fühlen konnte, wurde der Kaiser „mit bekannter Heftigkeit“ in den Krieg getrieben, „dahingegen jetzund sich das gesammte Reich in ganzen Ländern, Fürstenthümern und Hauptstädten überfallen und vergewaltigt sehen muss? Warum wurde nicht dazumal ein so friedfertiges Evangelium wie nun gepredigt, als Ihre Kais. Maj. nicht eben allen übereilten consiliis fugen, sondern zu Vermeidung gefährlicher Präcipitation und Erinnerung in offenbare Kriegsfluth, ihre Waffen Anfangs auf dem Rhein mehr zeigen als gebrauchen wollte?“ Damals, als es sich nur um Rheinberg oder Borkeloe handelte, war die friedliebende Partei von heute gleich mit der Kriegserklärung bei der Hand; heute dagegen, wo man die beleidigten, bedrängten, unterdrückten, dem Reiche entrissenen und um ihre Freiheit gebrachten Stände beinahe schockweise zählen kann, will eben dieselbe Partei nichts für diese thun. Der Verfasser geht sogar so weit, den Kaiser aufzufordern, er solle sich an denen, die dem Reichsfeind das Wort reden, für die erlittene und noch zu erleidende Unbill schadlos halten. „Ja, wieviel befugter wäre man, sich gegen diejenige wegen alles dem Vaterland bevorstehenden Verlustes und dessen Ersetzung zu bedingen, die gegen die klare Reichs-Constitutiones und ohne dem schuldige Gebühr sich von der gemeinen Defension abziehen und einem Reichfeind, so viel an ihnen ist, freien Muth und Hand lassen?“

Bald aber wird der Ton wieder ruhiger, und der Verfasser denkt darüber nach, wie man am besten die Feinde, die von Westen und Osten — zu den letzteren haben die „güldenen Louisen“ der Franzosen den Weg gefunden — drohen, los werden könne. Die Vorschläge, die hier gemacht werden, zeugen davon, dass ihr Urheber einen klaren Blick und Verständnis für die Schäden, an denen das Reich krankt, und deren Heilung besitzt. Besonders dringt er auf eine richtige Verwendung der bedeutenden Streitkräfte des Reiches. Die Gegner des Bundes hatten die Lage Deutschlands in den schwärzesten Farben gemalt und dafür die Macht Frankreichs um so mehr herausgestrichen. Sie hatten auf die Schwäche des Reiches, auf die Uneinigkeit seiner Glieder, auf seine mehr zum Frieden als zum Kriege taugliche Verfassung und auf die Unannehmlichkeiten der Partikularconföderationen auf-

merksam gemacht. Dagegen war von denselben Gegnern die französische Macht, der Reichtum des Landes, das Genie seines Königs, dessen „unvergleichliche Conduite", das Glück, das ihm bei allen seinen Unternehmungen lächele, die Tugenden, die er besitze, in helles Licht gerückt worden. Dabei hatte man nicht vergessen, die von den Ungarn und den Türken drohende Gefahr möglichst gross erscheinen zu lassen. Kurz, man hatte auf brandenburgischer und französischer Seite alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Beginnen der Laxenburger Alliierten lächerlich zu machen. Dass diese trotzdem — für den Anfang wenigstens — nicht verzagten, das ist das Verdienst ihres Apologeten, der auf jeden Einwand der Gegner die rechte Antwort findet. Er sucht zu widerlegen und zu beruhigen, so viel es ihm möglich ist. Überall tritt seine Zuversicht und sein Vertrauen auf Gottes Hülfe zu Tage[1]).

Hornick kommt dem Schlusse näher, es wird ihm immer klarer, dass auf Grund der französischen Friedensbedingungen, wie sie in Frankfurt gestellt worden waren, eine reinliche Scheidung zwischen dem Reich und Frankreich nicht möglich sei. Seine kriegerische Stimmung wächst. Die Franzosen hatten am 2. Januar bei der Eröffnung der Reunionskonferenz Anerbietungen zum Frieden[2]) gemacht, nach deren Wortlaut der König geneigt war, das zurückzugeben, „so nach Abreise dero Herrn Gesandten von Paris reunirt worden (eine Stadt ausgenommen)"; ausserdem wolle er allen, auch den rechtmässigen Ansprüchen auf das Reich für die Zukunft ganz und gar entsagen, gewisse Grenzen mit Deutschland vereinbaren und diese nicht verletzen. Auch sei es ihm lieb, wenn er mit dem Reiche und seinen Ständen in Freundschaft leben könne. Dieses Offert nimmt Hornick Satz für Satz durch und kommt dabei zu dem Resultat, dass das „schändliche Friedensproject" für das Reich vollkommen unannehmbar sei, schon deshalb, weil man auf alle Fälle Strassburg[3]) in den Händen der Franzosen lassen müsse.

[1]) Hier ist der Brief Hornick's an Leibniz, dat. Berlin, 21. April / 1. Mai 1682 zur Vergleichung heranzuziehen. S. Klopp V, Einleitung, S. XXVII.

[2]) Droysen III, 3 S. 736.

[3]) Ebenso wie Graf Rebenac, der französische Gesandte in Berlin, dort über die Einnahme Strassburgs erklärt hatte, „man habe eilen müssen, Truppen hineinzuwerfen, weil Graf Mercy mit 6000 Mann Kaiserlichen auf dem Marsch gewesen, Strassburg in Besitz zu nehmen; der König sei im geringsten nicht gemeint, damit den Frieden des Reichs zu brechen" (Droysen III, 3. S. 725), so war im Haag von dem ausserordentlichen französischen Gesandten, Grafen d'Avaux, ein

Der Verlust dieser Stadt sei aber gleichbedeutend mit dem Verlust des ganzen Rheinstromes, des schwäbischen und des fränkischen Kreises. „Was man ausser solcher Stadt uns zurückzugeben anerbietet, ist in regard deren, und was sonst zurück bleibt, lauter Puppenwerk, womit man uns als Kinder schweigen will, um Strassburg darüber zu vergessen, und scheint es, man wolle recht Eulspieglich mit uns handeln und den unbezahlten Hahn für die unbezahlte Hennen hergeben.“ Allen anderen Verlockungen der Franzosen, die der Friedensvorschlag enthalte, sei ebensowenig zu trauen. Aus der Geschichte könne man lernen, was französische Versprechungen bedeuteten.

Hier hat der Verfasser seine Aufgabe, die Apologie der Waldeckischen Allianz zu schreiben, erfüllt. Am Schlusse fasst er noch einmal das Gesagte zusammen. Er betont, nur der Friede sei das Ziel, das sich die Alliierten gesteckt hätten, doch müsse es ein ehrenhafter Friede sein, andernfalls man den Krieg vorziehen sollte. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, dass alle Patrioten sich den Verbündeten anschliessen möchten; zu den Patrioten, zu den deutsch denkenden Männern gehört aber auch der Kurfürst von Brandenburg, obgleich er sich jetzt von der deutschen Sache zurückgezogen hat. Von seiner Haltung hing zu einem nicht geringen Teil Deutschlands Schicksal ab. Und darum fordert der Apologet den Kurfürsten Friedrich Wilhelm in bewegten Worten auf, der Politik der Verbitterung zu entsagen[1]), seine Verbindung mit Frankreich zu lösen und sich an die Spitze der vereinigten Bundesheere zu stellen, um so dem Reiche wieder zu Ruhm und Ehre zu verhelfen.

Der Ursprung der frankopolitischen Traktate ist, wie schon gesagt, in der Umgebung des Wiener Hofes zu suchen. Ebenso ist die „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess“ ein offiziöses Schriftstück, das Hornick in Berlin als diplomatischer Agent des Kaisers verfasst hat, höchstwahrscheinlich auf Waldeck's Veranlassung, zu dem Zwecke, der öffentlichen Meinung, die zum

beinahe gleichlautendes Memorial abgegeben worden (8. Oktober 1681). Über diese Denkschrift sind bald darauf politische Betrachtungen entstanden, die ihre Unrichtigkeiten scharf hernehmen. (Beides in einigen Exemplaren des Diar. Eur., 44. u. 45. Bd., Lundorp's Fortsetzer, Tom. XI, S. 142 ff. Als Flugblatt auf der Münch. Staatsbibl. noch 4mal vorhanden, die Bemerkungen allein noch 1 mal).

[1]) Vgl. das Schreiben Waldeck's vom 27. Juni 1681: „Gedancken über den jetzigen Zustand der Welt Sachen im Römischen Reich“, bei Erdmannsdörffer, Graf Waldeck erwähnt S. 447, abgedruckt Beilagen S. 472.

Kriege drängte, einen festen Halt zu geben, worauf sie sich stützen konnte Trotz aller friedlichen Versicherungen brechen immer wieder kriegerische Absichten durch Daneben hat die Schrift noch den anderen Zweck, die Verbindung des Brandenburgers mit Frankreich zu brandmarken. Zuversichtlich und sogar derb darf der Verfasser auftreten, weil der Kaiser, das Oberhaupt des Reiches, mit im Bunde war. Man sollte nun meinen, die Alliierten hätten sich unter der Führung des Kaisers stark genug fühlen müssen, ihre Aufgabe zu erfüllen. Doch dem war nicht so. Es fehlte ihnen noch immer der rechte Halt, das rechte Haupt. Dieses konnte nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg sein. Das hat der Apologet wohl eingesehen; so kommt es, dass er, der kurz vorher die gleichzeitige und frühere Brandenburgische Politik so scharf getadelt hat, sich nicht mehr anders zu helfen weiss, als dass er den geschmähten Brandenburger flehentlichst ersucht, die Führung des Bundes zu übernehmen, damit dieser dem Reiche und dem Auslande gegenüber nicht zu Schanden werde.

Der Abschluss der Laxenburger Allianz hat noch andere Flugschriften hervorgerufen, die auf jede nur irgend mögliche Weise dem Reich zu seinem Rècht verhelfen wollen und Vorschläge machen, Frankreichs Übermacht erfolgreich zu bekämpfen.

Ein „Patriot“ — so nennt Lundorp's Fortsetzer alle, die im kaiserlichen Sinne schreiben — fühlt sich bewogen, die deutschen Fürsten zum Eintritt in die Association, den Garantievertrag vom März 1681[1]), aufzufordern. Der Autor — ein guter Freund, der seine Gedanken mit einem andern guten Freund austauscht[2]) —, meint, wenn die Kurfürsten, zumal die von Bayern und Sachsen, dem Garantietraktat beigetreten wären, so hätten die Franzosen schon längst Strassburg wieder zurückgegeben und einen ordentlichen Frieden angeboten, besonders wenn sie gesehen hätten, dass

[1]) Siehe oben S. 67.

[2]) „Schreiben eines guten Freunds an einen andern vertrauten Freund, den heutigen Zustand dess Teutschlands, wegen des Königs in Franckreich betreffend.“ Auch lateinisch: „Literae Amici ad Amicum Statum hodiernum Germaniae cum Rege Galliae concernens. Quibus remonstratur, qui et quomodo ejusdem potentiae et injustis armis resisti possit.“ Diar. Eur., 44. Bd., Lundorp's Fortsetzer, Tom. XI, S. 401. Titel bei Zwiedineck, öff. Mein., S. 100. Auch unter dem Titel: „Kurtzer Jedoch gründlicher Bericht Warumb Chur- und Fürsten des Reichs zu Festhaltung des Münster: und Nimegischen Friedens in die Guarantie oder Associations Tractat mit denen Ausländischen dem Reich wohlgeneigten Staaden sich einlassen sollen, aussgefertiget durch Waremundum Treulieb.“ In 4°.

das Beispiel der Laxenburger Alliierten auch auf die noch übrigen Reichsstände von einigendem Einflusse gewesen wäre. Wie wenig Vertrauen auf die Beratung der neuen Reichskriegsverfassung gesetzt wurde, zeigt sich hier: Des Verfassers Vorschlag geht nur dahin, die Kreise möchten ihre Kriegsvölker zusammenziehen und Mittel finden, „dieselbe nebens dem Reichs-Contingent, vermittelst guter militarischer Oeconomi und Disciplin zu halten". Seit Januar 1681 war der Antrag über die Reichskriegsverfassung beim Reichstag eingebracht und manche neue nützliche Verordnung stand auf dem Papier[1]). Der Ausführung derselben jedoch stellten sich übermächtige Schwierigkeiten in den Weg. So erklärt es sich, dass der Verfasser unserer Schrift über alltäglich gehaltene Mahnungen zur Einigung nicht hinauskommt und einen wirklich positiven Rat zu erteilen nicht im Stande ist. Vielleicht war er auch nicht dazu berufen.

Bessere, erspriesslichere Pläne, — wenn sie ausgeführt worden wären, — verfolgt er auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Er sucht darauf hinzuwirken, dass man den Franzosen die Hilfsmittel aus Deutschland und der Schweiz, Soldaten und Pferde, entziehen solle. Auf 25000 Mann Schweizern und Deutschen beruhe die Kriegsmacht der Franzosen: die müssen da heran, „wo etwas sonderliches zu thun, oder die Lufft übel, dass die Frantzosen davon lauffen, als zu Casal und anderwärts". Von der französischen Tapferkeit hält also der Verfasser nicht viel.

Das System, welches Colbert in Frankreich gegenüber den Erzeugnissen fremder Länder befolgte, schlägt der Schreiber für das Reich vor. Er trägt auf ein Einfuhrverbot für französische Waaren in Deutschland an, besonders für Modewaaren, um so den Franzosen auf finanziellem Gebiete zu schaden[2]). Allein nach England und Holland führten die Franzosen jährlich für 32 Millionen Waaren aus. Wenn ihnen diese wichtige Hilfsquelle verstopft ist, so wird, wenn auch andere Staaten dem deutschen Beispiele folgen, in Frankreich bald Geldnot eintreten. Dadurch ist die Kriegführung ausserordentlich erschwert, und wenn alle Mächte

[1]) Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte I, S. 657.

[2]) Mit gleichen Gedanken trägt sich schon Eberhard Wassenberg's „Aurifodina Gallica", eine Denkschrift, die der Verfasser im Jahre 1672 an den Reichstag zu Regensburg richtete. Siehe darüber Erdmannsdörffer I, S. 585 ff.; Haller, S. 26 f.

Europa's sich gegen Franzosen und Türken verbündet haben, dann wird Ludwig XIV. und seinem Alliierten im Osten die Möglichkeit fehlen, mit Deutschland anzubinden, und die Festsetzungen der Friedensschlüsse von 1648 und 1679 werden demnach vor Verletzungen sicher sein.

Die Zeit war nicht arm an solchen politisch-ökonomischen Gedanken, wie wir sie soeben gefunden haben; nach Eberhard Wassenberg mit seiner „Französischen Goldgrube" war es besonders Hornick, der dasselbe Ziel, das der genannte Publizist verfolgte, das Merkantilsystem, für Österreich im Auge hatte, als er im Jahre 1684 sein Buch „Oesterreich Uber alles, wann es nur will" erscheinen liess[1]); die Grundzüge sind auch in einer Flugschrift unter dem Titel „Teutschland über Franckreich, wenn es klug seyn will" aufgezeichnet; davon wird in einem späteren Abschnitt die Rede sein.

Die Frist für die Annahme der französischen Propositionen, wie wir sie kennen, war bis zum 30. November 1682 verlängert worden: über den Friedensvorschlag ist ein „auffrichtiger Patriot", der offenbar die Apologie des Waldeckischen Recesses kennt und von ihr beeinflusst ist, in höchstem Grade entrüstet[2]). Das Projekt bedeute nur „Gib her, und frage nicht viel warumb, so bleiben wir gute Brüder". Er stellt den Kaiser als wahren Hort des Friedens hin, weil ihm der Universalfriede am Herzen liege. Der Franzosen Friedfertigkeit dagegen sei nicht echt, denn ihre Anerbietungen seien unannehmbar. Sie sagen: „Strassburg und das gesampte Elsass, Lothringen sampt dem Saarstrohm, und fast alles biss auff den Rhein ist unser. Warumb? Das hat uns niemand zu fragen,

[1]) „Oesterreich Uber alles, wann es nur will. Das ist: wohlmeinender Fürschlag Wie mittelst einer wolbestellten Landes-Oeconomie, die Kayserl. Erbland in kurzem über alle andere Staat von Europa zu erheben, und mehr als einiger derselben, in denen andern Independent zu machen. Durch einen Liebhaber der Kayserl. Erbland Wolfahrt. Gedruckt im Jahr Christi 1684." Die letzte Auflage erschien 1784.

[2]) Flugschrift in 4°: „Eines auffrichtigen Patriotens einfältige Gedancken über die Friedfertigkeit, so die Frantzosen in ihrem bekandten Project, und in der Declaration vom 28. Sept. zu Franckfurt am Mayn an den Tag gegeben." Auch Diar. Eur., 44. Bd., App. Ebenso bei Lundorp's Fortsetzer, Tom. XI, S. 358. Der Titel ist abgedruckt bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 101. Das französische Memorial vom 28. Sept. 1682 ist im Diar. Eur., 44. Bd., S. 235, enthalten. Darauf folgen direkt die genannten „Gedancken". Welche Verbreitung die Flugschrift gehabt haben muss, geht daraus hervor, dass sie ausser im Diar. Eur. noch in anderen Sammelbänden und auch einzeln sich findet, und zwar nicht weniger als 8 mal.

wäre auch viel zu langweilig, davon zu disputiren. Gebt Hand und Siegel darüber, ehe der letzte Novembr. kommt, so bleiben wir gute Freund. Wo nicht; so gebt das übrige herauss, und wir werden euch gleichwol weniger Danck dafür wissen als nun". Weshalb aber stellen die Franzosen solche Bedingungen? Weil ihr Ziel nicht der Universalfriede, sondern die Universalmonarchie ist. Diese Befürchtung teilt der Verfasser mit vielen Zeitgenossen. „Die Königl. Devise", sagt der Autor, „die Sonne, das hochträchtige nec pluribus Impar, athemet und schnauffet nichts anders". Die „Histoire de la décadence de l'Empire" des P. Maimbourg[1]) sei auch nur zum Zwecke der Erreichung der Kaiserkrone von dem französischen Jesuiten geschrieben worden. Das Schreiben ergeht sich in Abmahnungen vom Frieden, der kein Friede sei. Diesen annehmen, heisse so viel als die Franzosen in ihren Plänen begünstigen. Der Ausgang werde die Befürchtungen vor einem französischen Kaisertum bewahrheiten. „Nec erit Pax, Das ist das ärgste! Die arme Christenheit hat sich auch keines wahren Friedens zu getrösten, so lang Franckreich sich einbildet, Krieg und Fried in seinen Händen zu tragen, und so lang ihm noch ein Hoffnung zu der Universal-Monarchie übrig gelassen wird. Exitus acta probat".

Was dieser über die traurigen Zustände seines Vaterlandes mit Recht unzufriedene Mann schreibt, ist im allgemeinen richtig; jedenfalls war damals die Annahme weit verbreitet, dass Ludwig XIV. die deutsche Krone gewinnen wolle. Ganz unwahrscheinlich war es nicht: schon 24 Jahre früher, 1658, waren Gerüchte aufgetaucht, dass er sich um den erledigten Kaiserthron bewerben wolle. Die älteren französischen Hofhistoriographen, — wenn wir sie so nennen dürfen, — de Cassan und Aubery, hatten die Ansprüche ihres Königs in das rechte, ihnen passende Licht zu setzen gewusst; die neueren, erst 1680 erschienenen Werke des Jesuiten Maimbourg, die „Histoire du Luthéranisme" und die „Histoire de la décadence de l'Empire après Charlemagne", mussten in dem französischen Könige den Glauben befestigen und stärken, dass er zum Kaiserthum berufen sei. In Deutschland trugen die genannten Werke durchaus nicht dazu bei, beim Volke die Besorgnisse zu vermindern, dass ein französisches Kaisertum das habsburgische verdrängen werde.

[1]) Siehe oben Anm. 1, S. 37.

Ein anderes Flugblatt aus dem Kreise derer, die dem Grafen Waldeck nahe standen — vielleicht ist es von ihm selber verfasst —, ist über den langsamen Fortgang der Verhandlungen in Frankfurt sehr ungehalten und fordert, wenn auch nicht gerade offen, den Krieg. Seine Überschrift lautet: „Sinceri Antwort-Schreiben an Seinen guten Freund Constantinum. Im Jahr 1682". Bei Zwiedineck, öff. Mein. S 68 ist es in einem Auszuge behandelt, S. 100 ist der Titel abgedruckt mit der Bemerkung: „Nach Münster wahrscheinlich von Waldeck herrührend, jedenfalls nahezu gleichlautend mit einem bei Erdmannsdörffer abgedruckten Gutachten des Grafen". Dieses letztere habe ich nicht finden können aus einem doppelten Grunde: einmal, weil ich ursprünglich nur Zwiedineck's Auszug benutzt habe und nicht Dr. Emanuel Münzer's Publikation in den Märkischen Forschungen, Bd. XVIII., Berlin 1884, die einen Anhang zu desselben Autors brandenburgischer Publizistik unter dem Grossen Kurfürsten bildet (S. 223—S. 288, unsere Schrift S. 280 bis zum Schluss); zweitens, weil Zwiedineck's Bemerkung zwei Fehler aufweist: 1. wird Münzer irrtümlich Münster genannt; 2. sagt Münzer durchaus nicht, dass die Schrift nahezu gleichlautend sei mit einem bei Erdmannsdörffer abgedruckten Gutachten des Grafen (siehe oben Anm. 1, S. 71), sondern seine Worte lauten: „Äusserlich zwar besteht ein ungeheurer Unterschied zwischen dem streng sachlichen Tone des im Kanzleistil abgefassten Gutachtens und der behaglichen Breite der Flugschrift, zwischen dem an einen befreundeten, aber an Rang und Macht weit höher stehenden Fürsten adressierten Schriftstücke und dem auf die weitesten Kreise berechneten, mit den populärsten Mitteln wirkenden und von echter Begeisterung für Freiheit und Vaterland durchglühten publicistischen Produkte. Um so auffallender ist bei allen diesen Verschiedenheiten die Übereinstimmung des Sachinhaltes". So im Eingang S. 280. Dann gibt Münzer den Text der Flugschrift wieder und bemerkt im Schlusswort: „Entschliesst man sich, auf Grund der Gleichheiten in den Sachgründen und selbst hin und wieder in persönlichen Dingen in den beiden Produkten, Waldeck für den Verfasser der Flugschrift zu erklären, so hat man sich zu denken, dass Waldeck, da seinem Gutachten durch den Kurfürsten nicht entsprochen wurde, auf publicistischem Wege die Idee eines von Alldeutschland geführten Befreiungskrieges vom französischen

Joche zu verbreiten suchte, eine Idee, die allerdings erst vier Jahre darauf eine greifbare Gestalt gewann. Dass der Inhalt einer solchen Schrift sich theilweise mit dem eines Gutachtens decken musste, das an den patriotischen, aber aus manchen Gründen der Theilnahme an einem Reichskriege nicht eben sehr geneigten Kurfürsten gerichtet war, liegt nahe, wenn wir auch nicht annehmen dürfen, dass die Flugschrift eine populäre Verarbeitung des Gutachtens ist". S. 287. Münzer sagt hier so ziemlich das Gegenteil von dem, was Zwiedineck behauptet. Von einem Gleichlauten der beiden Schriftstücke kann niemals die Rede sein. Wenn wir Münzer's Darstellung der Flugschrift durchlesen, so muss es uns klar werden, dass Waldeck ihr Verfasser sein kann, aus Zwiedineck's Auszug geht eher das Gegenteil hervor; letzterer bringt einige Sätze, in denen unter anderem auch vom Raube Strassburgs die Rede ist:. hiervon enthält natürlich das vom 27. Juni 1681 datierte Gutachten nichts.

Die Frankfurter Konferenz war zu Ende gegangen, ohne dass sie, wie es der Wunsch des Kaisers gewesen war, Deutschland mit einem haltbaren Frieden beglückt hatte, aber auch ohne dass die Annahme der von Brandenburg so dringend empfohlenen „Accommodation", des französischen Friedensprojektes, erfolgt war. Die französischen Gesandten hatten am 1. Dezember Frankfurt verlassen, nachdem sie erklärt hatten, dass die weiteren Verhandlungen beim Reichstag geführt werden müssten. So war also nichts erreicht und in Deutschland sah es ebenso trostlos, vielleicht noch trostloser aus, als vorher, da wieder Gefahr von Osten her drohte. Aus dieser Zeit, aus dem letzten Monat des Jahres 1682, rührt ein an einen deutschen Fürsten gerichtetes Schreiben her, das wir vielleicht am besten mit dem Ausdruck „Offener Brief" bezeichnen. Während wir bisher gesehen haben, dass die Äusserungen der Offiziösen und die der öffentlichen Meinung sich meist mit dem Gedanken an einen bald beginnenden Krieg trugen, nehmen wir bei diesem Elaborat eine Ausnahme wahr: vorläufig, meint es, sei der Friede notwendig. Der Verfasser, — er nennt sich Cyriacus Lentulus — jedenfalls ein Gelehrter, hat lateinisch geschrieben[1]).

[1]) „Ad Serenissimum quendam Germaniae Principem Cyriaci Lentuli Sermo, de praesentibus Patriae rebus, et periculis, et salute." Lundorp's Fortsetzer, Tom. XI, S. 399.

Der „offene Brief“ enthält einen Überblick über die Geschicke Deutschlands seit den Zeiten Karl's des Dicken, als das Reich noch gross und mächtig war, weil es nur einem Szepter unterthan gewesen sei. Damals nannte es Lothringen, Burgund und Arelat sein eigen. Bald nach dieser Zeit begann Deutschlands Ansehen zu sinken, seine Grossen wurden zu mächtig und wollten nicht mehr dem Kaiser gehorchen. Einige der Letzteren suchten nun dem Verfall zu steuern; so wurde das Reich, um es besser zusammenhalten zu können, von Friedrich III. und Maximilian I. in Kreise eingeteilt. Diese Massregel, „quamvis, notante nostro Aristotele, noxia Civitati omnis sit distinctio“, meint der Verfasser, sei doch die beste gewesen, die man damals habe ausfindig machen können, um die deutschen Lande vor Schaden zu bewahren. Allein da kam die Reformation und spaltete die Fürsten und Völker des Reiches völlig. Diese Verwirrung machte sich Frankreich zu Nutze, riss im vergangenen Jahrhundert Metz, Toul und Verdun vom Reiche ab und vor kurzem erst hat es uns unser Elsass, unser Breisach und unser Strassburg geraubt.

Hier ist der Punkt, wo der Schreiber mit seinem Bedenken vor dem Kriege einsetzen kann. Er sagt: Was haben wir, die wir unsere frühere Stärke eingebüsst, zu hoffen gegenüber den Franzosen, die ihre Schwäche abgethan? Cyriacus Lentulus ist kein Freund vom Kriege, dessen Ausbruch er für die nächste Zeit befürchtet. Wenn wir eines Sinnes wären, ginge es vielleicht an, mit Frankreich jetzt den Strauss zu wagen, leider jedoch sind wir nicht einig und so in einen Krieg einzutreten, wäre eine grosse Thorheit.

Im übrigen leiden die mit Hinweisungen auf die hl. Schrift, auf griechische und römische Autoren geschmückten Ausführungen unsers Patrioten an Unklarheit: was sich aus ihnen entnehmen lässt, ist eine an die einzelnen Reichsglieder gerichtete Mahnung, so viel an ihnen ist, für das Wohl des Ganzen zu sorgen und das Band der Zusammengehörigkeit mit dem Kaiser, — den der Verfasser wohl mit seiner Anrede „Serenissime Princeps“ meint, — nicht zu lockern.

Cyriacus Lentulus sucht das Heil Deutschlands in einer festen Centralgewalt; jedes Streben nach Decentralisation hält er für schädlich: so kommt es, dass sogar die Einteiluug des Reiches in zehn Kreise, die doch in militärischer und finanzieller Hinsicht

von grosser Bedeutung war, nur bedingten Beifall bei ihm findet.

Das, was wir bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit hatten, waren Ratschläge für das Verhalten von Kaiser und Reich gegenüber den Annexionsansprüchen Frankreichs. Doch es fehlt auch nicht an einem Versuche, in gütlicher Weise auf Frankreich und seinen König einzuwirken, damit dieser nicht mehr die Grenzen Deutschlands in eigenmächtiger Weise verändere. Der Versuch ist für uns um so interessanter, weil er, wie Pfleiderer mit siegreichen Gründen dargethan hat, von Leibniz herrührt. Eine kleine, lateinisch geschriebene Broschüre vom Jahre 1682, die im folgenden Jahre schon eine neue Auflage erlebte und frei ins Deutsche übertragen wurde[1]), will Ludwig XIV. bestimmen, dem deutschen Reiche das Geraubte wiederzugeben, damit die endlosen Kriege in der Christenheit vermieden würden. Dagegen wird Frankreich anempfohlen, mit der übrigen Christenheit gemeinsame Sache gegen den schlimmsten Feind christlichen Glaubens und europäischer Bildung zu machen, gegen den Türken: alle seine Übelthaten könne Frankreich durch einen solchen Kriegszug auf einmal sühnen und dazu im reichen Orient „nicht geringe Beuten und Belohnungen" erlangen.

Diese Schrift steht in unverkennbarem Zusammenhang mit Leibnizens „Consilium Aegyptiacum", mit seinen dichterischen und prosaischen Ergüssen auf Strassburgs Fall[2]) und mit einigen seiner späteren Werke. Beinahe ein Jahrzehnt war verflossen seit dem Erscheinen des Consilium Aegyptiacum, mit dessen Gedanken

[1]) „Rationes quae permovere possunt Regem Christianissimum Ad reddenda, quae miles eius Sacro Imperio eripuit." Mit Motto: Seneca, in Octavia:

Pulchrum emicere est inter illustres viros,
Consulere patriae, parcere afflictis, fera
Caede abstinere, tempus atque irae dare
Orbi quietem, seculo pacem suo:
Hae summa virtus, petitur hac coelum via.

So als 1682 als Flugschrift in 4°. 1683 auch deutsch: „Ursachen, welche den Aller-Christlichsten König Bewegen können, dem Heiligen Römischen Reich Das jenige wieder abzutretten, was demselben bisshero durch dero Armeen abgenommen worden." Lateinisch und deutsch Diar. Eur., 44. Bd. Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 101. Die Autorschaft Leibnizens ist nachgewiesen bei Pfleiderer, Leibniz als Verfasser von 12 anonymen, meist deutsch politischen Flugschriften. Leipzig 1870, S. 51 ff.

[2]) Siehe darüber Pertz, L. gesammelte Werke I, Gesch. 4. S. 282 ff. Klopp, L. Werke V, S 151—300.

Leibniz sich bis zum Ende des Jahrhunderts trug; er hatte bereits seine Anagramme und sein „Epitaphium“ auf Strassburg geschrieben. Es ist nun möglich, ja sogar sicher, dass er noch einmal darauf hinarbeitete, das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland zu einem freundlichen zu gestalten, bevor er sich anschickte, mit dem „Mars Christianissimus“ an die Öffentlichkeit zu treten und dadurch Ludwig XIV. als den Störer des Weltfriedens in der schärfsten Weise zu brandmarken[1]).

Pfleiderer zieht an einzelnen Stellen Belege für Leibnizens Autorschaft heran; was er nachweisen wollte, ist, so können wir behaupten, ihm gelungen. Wie die Äusserungen Hornick's lassen die Schriften Leibnizens polititisches Urteil erkennen, das wir bei den meisten anderen gleichzeitigen Autoren vermissen[2]). Die einzige Möglichkeit, Ludwig XIV. von seinen unglückseligen Plänen, die er bezüglich Deutschlands hegte, abzubringen, lag in dem Hinweis auf den Kampf mit den Osmanen. Ludwig, meint Leibniz, möge den Orient dem Christentum wiedergewinnen, dort Religionsfreiheit aufrichten und Griechenland wieder zur Herrlichkeit erwecken. Torquato Tasso habe keinen würdigeren Stoff zu seinem Epos finden können als die Thaten Gottfried's von Bouillon; was Gottfried angefangen habe, möge Ludwig ausführen, da er von Gott hierzu ausersehen sei. So könne er sich Ruhm erwerben, einen besseren als den, der aus dem Raube fremden Gutes entspringe, und so würde die Christenheit ihn als ihren Retter preisen können. Zu diesem Ende solle er sich mit Kaiser und Reich vergleichen,

[1]) Klopp V, S. 201 ff.

[2]) Über solche Autoren besitzen wir folgendes Urteil von Leibniz in seinen „Anmerckungen über einen discours, so anno 1683 kurz nach entsezung der Stadt Wien aufgesetzet worden, dessen titel Curieuser Staats-Mercurius“: „Es kommen eine zeitlang sehr unterschiedene fliegende tractätlein, oder wie es die Holländer nennen, blaue boeckgens heraus, welche gemeiniglich so bewand, dass man entweder darüber lachen, oder sich ärgern muss. Lachen, wenn man die gar ungereimte grillen betrachtet, so diese vermeinte Staats-Leute sich beym bierglass oder bey der Tabackspfeiffe machen; ohne sich zu ärgern aber kan man nicht betrachten, dass eben diese leute, indem sie ihren zorn gegen Franckreich ausszugiessen und ihrem Vaterlande dienst zu thun vermeinen, hingegen Franckreich und andern feinden ihres vaterlandes grössen dienst thun, und durch ihre ungegründete Einbildungen nur bey dem gemeinen man einen hass und verbitterung gegen das Oberhaupt und andere Reichsglieder erwecken oder unterhalten.“ Solche Leute seien keine Staatsleute, oder doch nur solche, die von französischem Gelde verblendet seien. Also ein durchaus ungünstiges Urteil über die damaligen deutschen „Journalisten“ und ihre Erzeugnisse. Klopp V, S. 193.

die Waffen nicht mehr gegen sie erheben, sondern im Bunde mit den Deutschen den gemeinsamen Feind im Osten angreifen. Dazu wolle Gott ihm ein langes Leben verleihen. „Wo nicht (Ludwig die Waffen niederlege), dass Er endlich mit traurigen Aussgang erfahren müsse, dass ein gerechter Richter im Himmel, und GOTT grössere Gewalt als Menschen habe".

So der letzte Satz der Broschüre, der erkennen lässt, dass die Hoffnungen, die Leibniz auf Ludwig XIV. setzte, doch nicht allzu gross waren. Jedenfalls aber kann die Schrift als Leibnizens letzter Versuch gelten, die Politik des französischen Königs in andere Bahnen zu lenken, denn ein Jahr später, im „Mars Christianissimus", ist von friedlichen Auseinandersetzungen keine Rede mehr[1]).

In diesem „Meisterwerk staatlicher Satire" — so nennt sie Pfleiderer — werden die Thaten Ludwig's XIV. in so ironischer Weise behandelt und sie erfahren eine so schroffe Verurteilung, dass klar und deutlich daraus hervorgeht, wie tief Leibnizens Abneigung gegen den französischen Herrscher wurzelte. Nur Gedanken der bittersten Feindseligkeit kommen im „Mars" zum Ausdruck, eine friedliche Verständigung mit Frankreich hält Leibniz in seiner Erbitterung nicht mehr für möglich Aber trotz dieser prachtvollen Satire, trotz der Epi- und Anagramme auf die Stadt Strassburg muss er sich bald wieder zu einer ernsten und kalten Auffassung der Sachlage bestimmen lassen, weil er nur so seinem geliebten Vaterland helfen zu können glaubte. Es entstand seine „Consultation touchant la guerre ou l'accommodement avec la France" vom Jahre 1684[2]), in der er sich für Abschliessung eines Waffenstillstandes ausspricht, damit Deutschland einige Jahre Ruhe gewinne und sich besser für die Fortsetzung des Kampfes rüsten könne. Hoffentlich werde dann der Groll des früher so

---

[1]) „Mars Christianissimus autore Germano Gallo-Graeco (so hiessen damals die Anhänger der Franzosen in Deutschland) ou Apologie des armes du Roy Tres Chrestien contre les Chrestiens" bei Klopp V, S. 201—243. Ein guter deutscher Auszug bei Pfleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, Leipzig 1870, unter den Schriften auf Strassburg, die S. 135 ff. dortselbst dargestellt werden. Der Titel ist abgedruckt bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 104, nur mit der Jahreszahl 1685, während man schon 1683 oder 1684 als die Jahre der Entstehung und Herausgabe betrachten muss.

[2]) Klopp V, S. 246—300.

thätigen Kurfürsten von Brandenburg verschwunden sein[1]). Möge Friedrich Wilhelm seine Kraft wieder in den Dienst des Vaterlandes stellen! Das ist des grossen deutschen Denkers aufrichtiger und sehnlicher Wunsch: er ging jedoch damals nicht in Erfüllung.

Ein Jahr war schon verflossen, seit Strassburg dem Reiche nicht mehr angehörte. Die österreichische Politik hatte sich, man kann sagen, redlich bemüht, wenigstens in ihrer Art, die alte Reichsstadt wiederzugewinnen. Es war ihr gelungen, ein Partikularbündnis im Reiche zu Stande zu bringen, den Namen nach eine Defensionsverfassung, dem Wesen nach eine Allianz, deren Endzweck der Krieg mit Frankreich war. Die Sympathien des politisch denkenden Teiles des deutschen Volkes waren auf der Seite Österreichs und seiner Verbündeten: Krieg war ihre Losung[2]). Dagegen trat der Kurfürst von Brandenburg auf, der, mit Ludwig XIV. im Bunde, in jeder Weise und mit allen Mitteln auf eine gütliche Auseinandersetzung mit Frankreich hinarbeitete. Die so geschaffenen trostlosen Zustände im Reich kamen nun durch die Gefahr, die von den Türken her drohte, in noch grössere Verwirrung. Sehen wir, wie sich das deutsche Volk unter diesen veränderten Verhältnissen im Jahre 1683 mit dem Verluste Strassburgs abfand!

IV.

Deutsche Stimmen über Strassburgs Fall während des Jahres 1683.

1683! Welche Gedanken werden in uns wach, wenn wir uns die Ereignisse dieses für Deutschland so verhängnisvollen und doch so glücklichen Jahres vergegenwärtigen, dieses Jahres, das so trüb begann und so glorreich endete! Auf der einen Seite, mit den

[1]) Leibniz sucht schon im Mai 1683 begütigend auf den Kurfürsten einzuwirken in einem kleinen Aufsatz mit dem Titel: „Sur les plaintes de S. A. E. de Brandebourg si souvent, ad nauseam usque, reiterées de ce qu'on l'a delaissée en la guerre passée.“ Dieser Vorwurf, heisst es, treffe nicht den Kaiser und das Reich, sondern Holland, überhaupt die allgemeinen Verhältnisse. Der Kurfürst sei nicht berechtigt, sich jetzt zurückzuziehen und zu Frankreich hinzuneigen, wo es sich um die Rückgewinnung Strassburgs handle. Klopp V. S. 165—167.

[2]) Hier mag kurz eine Flugschrift in 4° Erwähnung finden: „Discours Eines Engeländers, den Nachdenklichen Zustand Gegenwärtiger Zeiten in dem gantz erregten Europa betreffend. Aus der Englischen in die Frantzösische und von

Franzosen, führten die Deutschen weder Krieg noch lebten sie im Frieden mit ihnen, und weitere „Reunionen“ waren zu befürchten; auf der anderen Seite befand sich Österreich und die mit ihm Verbündeten in vollem Kampfe mit den Türken, die damals zum letzten Male dem Abendland gefährlich werden sollten. Acht Monate des Jahres hindurch beherrschten sie die Situation, erst im neunten gelang es den christlichen Waffen, sie in dem ehrenvollen Kampfe zu besiegen, der zur Befreiung Wiens führte. Naturgemäss beschäftigt sich die publizistische Literatur dieses Jahres vorzugsweise mit den Türken und den rebellischen Ungarn; aber auch in den Stücken, die von Strassburg handeln, fehlt selten der Hinweis auf den Sturm im Osten.

Den Reigen der Strassburger Schriften eröffnet ein „Strassburger Vatter Unser“[1]), das als ein Neujahrswunsch zu gelten hat. Dass es als ein solcher betrachtet werden muss, geht aus den Schlussworten hervor, welche lauten: „Das werde wahr in diesem 1683 Jahr“. Es enthält 22 Strophen, die einem katholischen Bürger Strassburgs in den Mund gelegt werden. Dieser bittet, der Kaiser möge im kommenden Jahre die Stadt wieder unter seinen Schutz nehmen und sie in Milde regieren. Leopold solle die Strassburger ihre Untreue nicht entgelten lassen, da sie jetzt viel von Elend und Not zu leiden hätten. Nur das eine Gute habe die französische Herrschaft gebracht: das Münster, „so von Lutter ware fünster“, sei dem katholischen Gottesdienst wiedergegeben worden. Die Strassburger wollten jetzt nie mehr von Kaiser und Reich lassen; was geschehen sei, das habe der ehr- und pflichtvergessene Rat auf dem Gewissen. Die „verfluchte Obrigkeit“ habe sich so weit vergessen können, ihre Ehre, ihre Treue und ihren guten Namen um schnödes Geld an die Franzosen zu ver-

dieser in die Teutsche Sprache übergetragen. Anno 1682.“ Der Übersetzer, der, wie er sagt, sowohl mit der Feder als mit dem Degen umzugehen weiss, will mit seiner Arbeit zu Nutz und Frommen seines Vaterlandes wirken. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Machtstellung Frankreichs und seines Königs, die Massregeln, die Europa gegen ein Überhandnehmen seiner Gelüste zu ergreifen habe, darzulegen und König und Parlament die Sache dringend zu empfehlen. (Der Titel ist abgedruckt bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 100).

[1]) Handschriftlich vorhanden auf der Münch. Staatsbibl., Cod. germ. 1310, f. 146 a, durch M. G. Thomas herausgegeben Allg. Zeitung, 1871, Nr. 10, Beilage, und „Gegenwart“ (P. Lindau) 1872, II. Nr. 40. Der Text folgt in den Beilagen, ebenso wie der Text einiger anderer, nur handschriftlich vorhandener Stücke, deren Abfassungszeit nicht festzustellen ist.

kaufen. Nun thue schleunige Hilfe vom Kaiser not, ehe es zu spät sei. Um die Unterstützung aber bringen zu können, möge Gott Leopold Frieden mit Frankreich und den Türken senden.

Es war sehr ungerecht, den Rat der Stadt in so schroffen Ausdrücken des Hochverrats zu beschuldigen, wie es hier geschah. Weder die Bürgerschaft, die kaiserlich gesinnt war und ihre Freiheiten gewahrt wissen wollte, noch ihre Obrigkeit hat den Anteil am Übergang der Stadt an Frankreich gehabt, den man ihr hier zuschreiben möchte[1]). Allerdings gab es in Strassburg, wie auch anderwärts, zu Frankreich hinneigende Elemente, jedoch waren sie weder besonders zahlreich noch einflussreich. Strassburg ist nicht verkauft worden, noch hat es sich selbst verkauft, es ist nur durch einen Gewaltstreich in die Hände der Franzosen gekommen[2]). Aber im Reiche hielt man damals allgemein an der Ansicht fest, die Stadt sei um Geld an die Franzosen verraten worden. Dieser Meinung pflichtet auch der Verfasser unsers Poems bei, der ganz sicher ausserhalb der Mauern Strassburgs auf deutschem Boden zu suchen ist.

In Deutschland konnten sich die Gemüter nach dem ergebnislosen Ausgang der Frankfurter Konferenz selbstverständlich nicht beruhigen, und man begegnete den Franzosen mit demselben Misstrauen wie zuvor. Von dieser Stimmung giebt uns eine ziemlich umfangreiche Flugschrift Kunde, in welcher in der damals beliebten Weise die antike Götterwelt, besonders Apollo, mit den modernen

[1]) Die Theorie vom Verrat der Stadt vertritt übrigens auch der Franzose Courtilz de Sandras in seinem Buch „La conduite de la France depuis la paix de Nimegue“ 1683, das er jedoch nicht in Frankreich, sondern ausserhalb seines Vaterlandes erscheinen liess. Auf dem Titelblatte prangt die utopische Firma Pierre Marteau in Köln (siehe darüber R. Koser, Preuss. Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrich II. [1740—1745]. Einleitung, S. XII). Das Buch hat ganz antifranzösische Tendenzen; eine Widerlegung desselben, betitelt: „Réponse au livre intitulé: La conduite de la France depuis la paix de Nimegue“ ist gleichfalls bei P. Marteau herausgekommen. Die erste Schrift hat eine deutsche Übertragung erfahren: „Der Cron Franckreich Beginnen und Verfahren seithero dess zu Nimögen geschlossenen Friedens. Aus dem zu Cölln, bei Pierre Marteau gedrucktem Französischen Exemplar ins Teutsche übersetzet. 1684.“ So ehrlich wie dieser Autor, der offen sagt, woher er seine Weisheit hat, ist ein anderer nicht. Die Übersetzung findet sich nämlich auch noch unter dem Titel: „Franckreichs unter der Nimwegischen Friedens-Larven versteckte, aber seithero entdeckte Unfriedsamkeit, und Feindliche Gewaltthätigkeit. Gedruckt im Jahr Christi 1684.“ Münch. Staatsbibl. Geogr. univ. 8°. 471 d.

[2]) Vgl. Erdmannsdörffer I, S. 659 und 660.

Zeitereignissen in Verbindung gebracht wird[1]). Wesentlich Neues lernen wir nicht aus der Instruktion, mit der Seneca als Gesandter von Apoll an die deutschen Reichsstände geschickt wird. Es wird nur die alte Mahnung wiederholt, den listigen Worten der Franzosen keinen Glauben zu schenken.

Weit grösseres Interesse erregt eine Beschreibung der Stadt Strassburg, die daselbst, wie der Verfasser angiebt, am 3. Februar 1683 vollendet worden ist. Die Arbeit ist für eine Standesperson bestimmt, welche die Stadt kurz vorher verlassen hatte[2]). Wie es scheint, hat sich der Adressat für die von den Franzosen neu angelegten Festungswerke besonders interessiert. Demgemäss ist die Schrift eingeteilt. Sie besteht aus vier Abschnitten, wovon zwei hauptsächlich der Beschreibung der alten und der neuen Befestigung gewidmet sind. Die beiden anderen Teile handeln von den öffentlichen Gebäuden und von der Stadtverfassung. Eingeborener Strassburger ist der Autor nicht — wenigstens giebt er sich nicht den Anschein, als ob er es sei —, doch kennt er die dortigen Verhältnisse sehr genau; es ist ihm aber unmöglich, in allen Strassburger Angelegenheiten gut unterrichtet zu sein, da er weder selbst überall hinkommen kann, noch jederzeit fragen darf, „dann", so sagt er, „wer sich solches unterstehen wolte, den würde man allhie eines unzeitigen Fürwitzes, oder eines Special-Absehens beschuldigen".

Zunächst wird vom Namen der Stadt gesprochen; der Schreiber erwähnt hier die bekannten Ethymologien, die Strassburg von Arge Straate oder -Strasse, von Trebessburg oder Tyrassburg

[1]) Flugschrift in 4°: „Apollo consultirt in Parnasso über die vorgeweste Conferentz-Tractaten zu Franckfurt, entschliesset mit dem Consilio Regio eine Ambasciaria an die Löbl. Stände des Reichs abzuordnen, die wird dem Annaeo Seneca aufgetragen. Curios und nützlich zu lesen. Gedruckt ad Fontes Parnassi (Frankfurt) Anno 1683." Noch im gleichen Jahr erlebte die Schrift eine neue Auflage. Wie es scheint, war sie weit verbreitet: Auf der Münchner Staatsbibliothek ist sie 4mal vorhanden. Auch Diar. Eur., 44. Bd., App. (Warum v. Zwiedineck diese in München so oft vorkommende Flugschrift nicht in seiner „Öffentl. Mein." erwähnt, ist mir nicht recht klar.) „Relationes Auss Parnasso" waren schon seit 1655 bekannt, siehe Trajani Boccalini Relationes Auss Parnasso, Sampt dem Politischen Probierstein. Franckfurt bey Johann Beyern 1655", ein Büchlein, in dem Apollo wie oben über die politischen Zustände Europas befragt wird. Nach Weller (falsche und fingierte Druckorte) soll Christian Gryphius der Verfasser des „Apollo" sein. Die Allg. Deutsche Biogr. weiss nichts davon.

[2]) „Eigentlicher Bericht von Bevestigung der so weit-berühmten Stadt Strassburg u. s. w. Anno 1683. Mense Martio." Diar. Eur., 45. Bd., App.

herleiten[1]); er selbst weiss nicht anders, als dass die Bezeichnung Argentina soviel wie Silberthal bedeute[2]). Doch von den „Grillen", darüber nachzudenken, wie der Name der Stadt entstanden sei, hält er nicht viel; er verweist seinen Leser auf Martin Zeiler[3]) und auf M. Merian's „Topographia Alsatiae", wo man sich in dergleichen Fragen Rats erholen könne.

Was nun folgt, ist eine weitläufige Beschreibung der Stadt und der alten Befestigung.

Im zweiten Abschnitt wendet sich der Verfasser zu den vornehmsten geistlichen und weltlichen Gebäuden Strassburgs. Die ansehnlichste Kirche sei das Münster; nach der Schilderung desselben, wobei des Turmes mit besonderer Aufmerksamkeit gedacht wird, wird erzählt, dass seit 1561 die Lutheraner im Besitz der Kirche gewesen seien und sich bis zum 30. September 1681 darin behauptet hätten. Seitdem gehöre sie wieder den Katholiken; ihnen sei sie am 23. Oktober desselben Jahres durch den König Ludwig XIV. in feierlichster Weise wieder übergeben worden. Bei dieser Gelegenheit habe der Bischof die bekannte Ansprache an den König gerichtet, mit deren Wortlaut der Autor uns bekannt macht. Bis hierher ist er in seiner Darstellung ganz sachgemäss geblieben: nun aber kann er sich nicht enthalten, über die Ansprache einige ironische Bemerkungen zu machen und den bald darauf eingetretenen Tod des Bischofs — Franz Egon von Fürstenberg starb am 1. April 1682 — als eine Folge seiner Worte hinzustellen: „Ich will nicht die Künheit eines unzeitigen Richters auff mich nehmen, ob die Göttliche Barmhertzigkeit durch dieses frommen Mannes heiligen Ernst und Eifer zu Erhörung bewogen, und ihn, als einen getreuen Knecht, der alles gethan was ihm befohlen, bald darauff zu sich genommen; oder

[1]) Die letztere Benennung ist auch erwähnt in „Historischer Kern, oder kurtze Chronica der merckwürdigsten Geschichte des Jahres 1681", wo es einmal heisst: „. . . . . wiewohl einige andere diesen Nahmen (Strassburg) hernehmen von Tyras oder Trebes, ihrem Erbauer, nach welchem sie Tyrassburg und hernacher Strassburg genanndt worden". Mit der ethymologischen Forschung war es damals bei den Zeitungsschreibern schlecht bestellt; so leitet einer derselben im Jahre 1684 Luxemburg von luce und Burg ab. Vorher steht zu lesen, dass die Bezeichnung „Lüxen"- oder „Lützenburg" „ungründlich" sei. „Neueste . . . . . Kriegs- und Siegs- Wie auch Freud- Leid- und Streit-Händel u. s w. Nürnberg, zu finden bei Leonhard Loschge 1684." S. 4 und 6.

[2]) Siehe oben S. 8.

[3]) Vgl. über Z. von Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Österreich, Teil 59, Wien 1890. S. 281 ff.

ob vielleicht im Gegentheil der liebe GOTT böse geworden, dass der Bischoff bey dieser Begebenheit mit Sprüchen auss der Bibel umb sich geworffen, und dess guten ehrlichen Simeons Worte, ich weiss nicht ob ich sagen darf ungereimt appliciren, und vor eine überflüssige Complimente gebrauchen wollen." Jedenfalls müssen wir annehmen, dass unser Schreiber gemeint hat, Gott sei mit dem Bischof unzufrieden gewesen, denn als ein Zeichen der göttlichen Ungnade wird gewissenhaft notiert, „dass währenden hohen Ampts, ein schwartzer Hund, von oben herab, auff das Altar soll gefallen, und bald darauf verschwunden seyn[1])."

Da von den übrigen Kirchen und von den weltlichen Gebäuden solche unheimliche Dinge nicht zu berichten sind, wird deren Beschreibung in trockenem Tone abgemacht.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Verfassung der Stadt und mit der Bürgerschaft. Hier hat der Verfasser Gelegenheit, seinen Leser über die Stimmung der Einwohner aufzuklären. Einige derselben, sagt er, nennen den Übergang an Frankreich ein Unglück; viele glauben, dass das eine oder andere Mitglied des Rates sich mit einem französisch gesinnten Bürger, der den Hof zu Versailles über die Verhältnisse in der Stadt unterrichtet habe, zuvor verglichen haben müsse; andere wollen den ganzen Magistrat des Hochverrats beschuldigen. „Wer dabey gewesen ist, mag vielleicht davon aussführlichere Nachricht zu geben wissen."

Um darzuthun, wie sehr der gemeine Mann noch vor nicht gar zu langer Zeit von tiefstem Hass gegen die Franzosen erfüllt war[2]), bringt der Autor vor, „dass mancher vor etlichen Jahren gern ein Ohme Wein spendirt hätte, wenn man ihm die Zeitung gebracht, dass die Frantzosen von den Teutschen geschlagen wären."

---

[1]) Übrigens berichtet auch das Diar. Eur., 45. Bd., S. 397, von zwei üblen Anzeichen bei den Feierlichkeiten im Münster: „Sonsten ward, als etwas omineuses, erzehlet, dass, als sich der Bischoff von Strassburg auf einem Sessel nach dem Münster tragen lassen, die eine Stange daran zerbrochen, wie nicht weniger unter dem Geleute zur Mess, der Klöppel aus einer Glocken gefallen."

[2]) Dass die Bevölkerung im grossen und ganzen deutsch gesinnnt war und erst später (d. h. nachdem die Stadthäupter von den Franzosen bestochen waren) zu der Einsicht gelangte, dass man unter französischer Herrschaft besser fahre als unter der kaiserlichen, berichtet ein anderer Schreiber in einer Broschüre mit dem Titel: „Neu Eröffnetes geheimes Staats-Cabinet, der Europäischen Welt u. s. w. Franckfurt, In Verlegung des Autoris, und zu finden in Leipzig bey Christian Weidmannen. Gedruckt im 1683. Jahr." S. 65 f. Ein Abdruck ist 1684 erschienen. In Dialogform. Der Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 102.

Dann wird ein Beispiel von der Freiheitsliebe der Städter erzählt. „Vor etwa 5 Jahren, wie die Stadt noch Neutral gewesen, soll einsmals eine zimbliche Anzahl Frantzösischer Offizier vor das Thor gekommen seyn, umb Victualien und andere Nothdurfft umbs Geld einzukauffen, weil man sie aber gar zu lang warten lassen, dass sie darüber ungedultig worden, haben etliche vermeynt mit Gewalt hineinzudringen, was geschicht? Die Bürger verstunden den Handel unrecht, und fuhren mit ihren umbgekehrten Mussqueten auff diese vornehme Cavalliere loss, worunter etliche Marquis und Graffen waren, was? sagten sie ihr welschen D. . ., wolt ihr gegen Freye Reichs-Bürger Gewalt brauchen, und trieben sie mit aller Macht und vielen Streichen wieder zurück. Damit musten die Herren Frantzosen dazumal, biss auff weitern Bescheid, abziehen: ob aber hierin der Sache auch nicht zu viel geschehen, wil ich nicht reden, sondern bleibe bey dem einen Exempel, damit ich mich in dieser materie nicht zu weit vertieffe."

Wie schon oben bei Erörterung der Frage, wer die Stadt an die Franzosen verraten habe — dass sie verraten worden sei, steht bei ihm fest —, drückt sich der Verfasser auch hier sehr vorsichtig aus, um ja nicht etwa unter den neuen Verhältnissen verdächtig zu werden und Nachstellungen zum Opfer zu fallen.

Am Schlusse des Abschnittes schildert er seinem Auftraggeber die Einnahme der Stadt durch die Franzosen. Es berührt ihn schmerzlich, dass den sonst so tapferen und wohlgeübten Einwohnern der Mut so bald entfallen ist. Von den übrigen Nachrichten über die Überrumpelung, namentlich von der Erzählung in Franciscus Reisseissen's Chronik, weicht die Darstellung unsers Gewährsmannes in einigen unwesentlichen Punkten ab. Er ist gut deutsch gesinnt: die Entschuldigungen derer, die sagen, die Stadt habe sich aus verschiedenen Gründen — er führt deren sechs an — nicht halten können, lässt er nicht gelten. Er meint: „Ob es verantwortlich, dass diese Stadt, als eine importirliche Vormauer Teutschlandes solcher gestalt vom Reiche abgewichen, da noch keine Belägerung angefangen, keine Approchen gemacht, noch an keine Batterien gedacht, vielweniger der Feind im Graben oder auff der Contr'escarpe gewesen; ja noch nichts, was zu einer Belägerung gehöret, herbey gebracht, und man sich also der Extremitäten noch lange nicht zu befahren gehabt, lasse ich an seinen Orth gestellet seyn: wünsche vielmehr von Hertzen, dass sie dessen,

was ihnen GOtt in Ruhe und Sicherheit bescheret, unter einer gesegneten Protection geniessen mögen."

Mit dem, was der Schreiber über die Möglichkeit einer Verteidigung der Stadt sagt, sind wir einverstanden: doch was meint er mit dem Satze, der mit den Worten „wünsche vielmehr" u.s.w. beginnt? Zweifellos kann er sich nur auf die Bürger Strassburgs beziehen. Befremdlich erscheint er auf jeden Fall: für ironisch gemeint können wir die Worte nicht halten — bei den Bemerkungen über die Rede des Bischofs lag die Sache anders —, und ob der Verfasser wirklich wünscht, dass Strassburg französisch bleiben möge, ist zum mindesten zweifelhaft. Ich glaube annehmen zu müssen, dass er hier wieder, wie schon öfters, von der Besorgnis geleitet wurde, es möchten ihm, falls sein Elaborat an die Öffentlichkeit gelange, wegen seiner deutschen Gesinnung Schwierigkeiten erwachsen, die ihn zwingen würden, seinen Aufenthalt in Strassburg abzubrechen. In diesem Falle würde er seinen Auftrag, die neuen Festungsanlagen gründlich anzusehen — von diesen handelt der vierte Abschnitt — nicht erledigen können. Nur unter dieser Voraussetzung ist die plötzliche Sinnesänderung des Autors begreiflich.

Wie aber kam es, dass die freie Reichsstadt Strassburg ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen fallen konnte? Was war die Ursache von Frankreichs Stärke und was trug die Schuld an Deutschlands Schwäche? Diese Fragen legt sich ein anderer Autor vor und sucht sie dadurch zu beantworten, dass er uns die Grundsätze der französischen Herrscher darstellt und dagegen die zerfahrenen Verhältnisse in Deutschland hält. Der Verfasser gehört zu den Bewunderern der französischen Staatsordnung[1]).

Der Ursprung der französischen Macht, heisst es, sei auf Katharina von Medici zurückzuführen. Diese „eine auffgeblasene,

[1]) Flugschrift in 4°: „Gründliche Anzeige, Warum die Krohn Franckreich in so mächtigem Flor das Römische Reich auf dem Falle und die vereinigte Niederlande auf dem Verlust durch einen übel getroffenen Frieden stehen, entdekket durch Polidorum Warmund. Freiburg, Gedruckt im Jahr 1683." (Wir brauchen hier nicht an ein bestimmtes Freiburg zu denken; höchstwahrscheinlich ist es nur ein fingierter Druckort und soll soviel heissen als Stätte, wo man freimütig denken und schreiben kann.) Bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 69, ausführlich behandelt, Titel S. 102. Ich folge hier im wesentlichen v. Zwiedineck's Darstellung. Auch französisch vorhanden: „La Source véritable de la grandeur de France. L'Empire en danger de cheoir. Et la Hollande sur le point de perte par une paix mal Concertée. Par Pollidore de Warmond. An. 1683." Auch Diar. Eur., 44. Bd., App.

stoltze und Gewalt übende Königin", habe sich durch den Legationssekretär du Poncet die Maximen der Ottomanischen Pforte ausspüren lassen, welcher dieselben in folgende vier Hauptregeln gefasst habe:

1. Alle Fürsten von Geblüt und alle Grossen, welche einigermassen dem Thron Gefahr bringen und darnach streben können, sind zu dämpfen.

2. Nur eine Religion ist insgemein zu dulden, die anderen sind dergestalt zu unterdrücken, dass sie ohnmächtig bleiben müssen.

3. Der Adel ist zu erniedrigen und dahin zu bringen, dass er entweder einen bürgerlichen Beruf ergreifen oder dem König im Kriege dienen muss.

4. Alle Unterthanen sind zu Sklaven zu machen, nichts Eigentümliches soll man ihnen lassen, sondern alle Güter ihnen in Pacht geben, alle fünf Jahre den Pächter wechseln lassen und einen hohen Zins erheben.

Die Königin habe diese Maximen auch einführen wollen, sei aber durch die Schrift des Admirals de Châtillon daran gehindert und genötigt worden, ihre Absicht zu verleugnen [1]). König Heinrich IV. und der Minister seines Nachfolgers, Richelieu, hätten das Werk

---

[1]) Der Admiral de Châtillon ist gewöhnlich unter dem Namen Coligni bekannt; er stammte aus der Familie der Herren von Châtillon-sur-Loing. Welche Schrift Coligni's meint nun unser Autor? Nach den Angaben muss es eine Schrift sein, die die Entwicklung der absoluten Monarchie in Frankreich um ein Menschenalter oder noch länger aufgehalten hat. Die Nouv. Biogr. Génér. Tom. XI, Sp. 137 ff. weiss nichts von einer solchen Schrift. Sollte vielleicht Coligni's Forderung gemeint sein, die er am 2. August 1560 in Fontainebleau stellte, „la liberté d'avoir des temples publics et le licenciement de la garde du roi?" Seine hinterlassenen Papiere liess die Königin-Mutter verbrennen. Brantôme (discours sur l'amiral 1740) behauptet, dass ein sehr schönes Buch darunter gewesen sei, das der Admiral selbst verfasst habe, über die merkwürdigsten Ereignisse seiner Zeit und die Bürgerkriege; „que ce livre fut apporté au roi, et qu'aulcuns le trouvèrent très-beau et très-bien faict, et digne d'estre imprimé", jedoch der Marschall de Retz habe es dem König entwunden und ins Feuer geworfen. Vielleicht hat unser Autor einmal von diesem Buche gehört und glaubt nun in seiner journalistischen Unkenntnis, dies sei das Buch, welches bei seinem Erscheinen so grosse Sensation hervorgerufen habe, dass selbst die Königin, davon betroffen, ihre staatsumwälzenden Pläne habe aufgeben müssen. E. Marcks in seinem Buche „Gaspard von Coligny" u. s. w., I. Bd., 1. Hälfte, Stuttgart 1892, weiss nichts von einer solchen Schrift; vgl. übrigens über eine Denkschrift Colignys daselbst S. 369, über protestantische Flugschriften S. 375, über die Beratungen von Fontainebleau S. 399 ff.

aufgenommen, und ihnen sei der Ruhm geblieben, ihr Vorhaben zur höchsten Vollkommenheit zu führen.

Wenn man nun die wahre Politik im Auge habe und ohne Passion und Interesse urteile, müsse man zugeben, dass der grosse Erfolg Frankreichs daher rühre, dass die Wurzeln aller innerlichen Staatskrankheiten ausgerottet, der unruhige Geist des Adels gedämpft, das Volk bezwungen und der zur Fortführung der Kriege notwendige Geldvorrat aufgebracht worden wäre. Dieses, besonders bezüglich der beiden letzten Punkte harte und schroffe Vorgehen ist nach des Verfassers Ansicht durchaus nicht verwerflich.

Es ist wahr, fährt derselbe fort, dass der französische Adel in engeren Schranken gehalten wird als ehedem, und dass seine Glieder nicht mehr die Freiheit besitzen, sich untereinander aufzureiben. Allein dafür lässt sie der König die Annehmlichkeit geniessen, steuerfrei zu sein; ausserdem verschaffen ihnen die vielen Kriege, welche der König mit seinen Nachbarn führt, Gelegenheit, sich mit Ruhm zu bedecken. Es kann sich kein Edelmann beklagen, dass ihn sein Herr unbelohnt lasse, da der König denen grosse Pensionen aussetzt, die sich um die Krone verdient gemacht haben. Der Kaufmann wie der Handwerker haben keinen Grund zu murren, weil kein König von Frankreich jemals so grosse Sorgfalt für die Besserung der Industrie, für Handel und Wandel und für die Schiffahrt auf allen Meeren gezeigt hat, wie der jetzt regierende. Sehr bezeichnend ist, was von den Bewohnern des platten Landes gesagt wird: Der Bauersmann hat so wie so nichts zu sagen, „weil er zum Gehorsam und Last gebohren ist“. Er hat sein Auskommen und wird vom Könige geschützt. „Denn das Geld in des Bauren Beutel ist nichts anders als ein in der Erde vergrabener Schatz, der nichts erwirbt, der Printz aber kan ihn gewinnen lassen.“ Nur der Gehorsam der Völker ist der Grund, worauf alle Monarchien ruhen; hierauf müssen sie bestehen und, wenn sie ihr Gebiet vergrössern wollen, müssen sie daher ihre Kraft schöpfen.

Diesem musterhaften Staatswesen gegenüber, wie es in der französischen Monarchie verkörpert ist, wird uns die Unordnung in Deutschland geschildert. Acht Hauptmängel trügen Schuld, dass das Reich nicht zur Ruhe komme: die Menge so vieler grosser und kleiner Fürsten, welche insgesamt nur einen Oberen erkennen, die Vermehrung der Familien, woraus so viele arme Fürsten abstammen, die Heiraten mit auswärtigen Prinzessinnen, die Ver-

schiedenheit der Konfessionen, die freien Reichsstädte, die schlechten Münzverhältnisse und der Niedergang der Gewerbe, die Bestechlichkeit der Staatsdiener, die Zuchtlosigkeit der Soldaten und zuletzt noch der schlechte Zustand der festen Plätze.

Was den ersten Punkt anlangt, so ist es sehr traurig, dass die kleinen Souveräne den Kaiser zwar als Oberhaupt anerkennen, jedoch von ihm sich nichts befehlen lassen wollen. „Drumb giebts in diesem Reiche immer Unruhe.“ Wird es von einem fremden Potentaten angegriffen, so vereinigen sich die Glieder nicht, sondern es kämpfen Deutsche gegen Deutsche und fördern das Bestreben ihrer Feinde, nach Unterdrückung der kleinen Partikularherren die Universalmonarchie anzubahnen.

In der weiteren Aufzählung der Fehler des Reiches kommen die Reichsstädte besonders schlecht weg. „Die freyen Reichs-Städte sind die Blut-Igel des Volcks. Sie saugen das Marck der Lande, und lassen niemand nichts dargegen geniessen. Der Reichs-Städtische Bürger Tyrannisiret über die arme Bauren, knicket ihme die Wahren ab, und verkaufft hergegen die Manufacturen mit grossem Wucher. Zur Kriegs-Zeit schliessen die Städte ihre Thore zu, und lassen niemand aus und ein, da hergegen das platte Land voller Soldaten liegt, und unter der unerträglichen Quartiers und Contributions-Last seuffzet“. Den Bauern ist der Verfasser besonders zugethan; es sei sehr ungerecht, meint er, dass nur sie immer zu den Quartierlasten herangezogen würden, während die Städte frei ausgingen oder doch nur sehr wenig zur Vermeidung dieses Übelstandes beitrügen. Dann wird die alte und doch immer neue Klage wiederholt, dass es an ländlichen Arbeitern fehle. Die Ursache dieses Mangels wird aber nur einseitig den Reichsstädten zugeschrieben, „welche das Land gleichsam erwürgen“. Handel und Wandel müsse allgemein werden, und zwar so, dass nicht die freien Städte allein den Nutzen davon haben dürften.

Weiter wird einmal das Reich eine baufällige Mauer genannt, welche denen auf den Hals fallen wird, die sie stützen wollen. Nichtsdestoweniger aber wird Deutschland empfohlen, zu rüsten und keinen schlechten Frieden zu machen, weil sich mit gewaffneter Hand bessere Bedingungen erlangen liessen und ein Schwert das andere in der Scheide halte. Vor einer Abrüstung, während man über den Frieden berate, sei zu warnen.

Werfen wir einen Rückblick auf das eben besprochene journalistische Produkt, so müssen wir gestehen, dass sein Inhalt, insofern er deutsche Verhältnisse betrifft, teilweise auch auf Zustände des ausgehenden 19. Jahrhunderts anwendbar ist Wenn wir z. B. einmal das, was von den Reichsstädten und der durch sie bewerkstelligten Aussaugung des platten Landes gesagt wird, verallgemeinern auf unsere heutigen grossen Städte, besonders auf die vorwiegend industriellen, so sehen wir dieselbe Kalamität vor uns, die schon der Autor des 17. Jahrhunderts geisselt. Könnte man nicht einiges von dem, was er sagt, aus dem Munde eines „Agrariers" oder eines Bauernbündlers hören, ohne daran Anstoss nehmen zu müssen?

Während man so einerseits für das Wohl des Landmannes, der nur im Frieden seine Rechnung finden kann, die Feder ansetzte, wurde andererseits für den schlimmsten Feind des Bauern, für den Krieg, eifrig plaidiert. Rüsten, armieren war die Parole für Deutschland, seitdem am 17. Januar 1681 der kaiserliche Prinzipalkommissar, Bischof Marquard von Eichstädt, ein Kommissionsdekret, betreffend Reichskriegsverfassung, beim Reichstag eingebracht hatte[1]), noch mehr aber, seitdem am 10. Juni 1682 die Laxenburger Allianz zu Stande gekommen war. Doch nicht in allen Gegenden des Reiches fanden die Rüstungsvorschläge gleich freundliche Aufnahme. Besonders der schwäbische Kreis war anfangs der Armierung abgeneigt, dagegen war der fränkische bereit, seine Truppen zur Verteidigung und Sicherung des Reiches zur Verfügung zu stellen. Eine Flugschrift[2]) führt einen Schwaben und einen Franken gesprächsweise ein. Der Schwabe vertritt die Neutralität, der Franke setzt die Notwendigkeit auseinander, dass man sich gegen Frankreichs Gelüste wappnen müsse. Er steht mit seinen Anschauungen vollständig auf dem Boden der Apologie des Waldeckischen Recesses. Der Schwabe hält voreilige Kriegsrüstungen für schädlich, meint, der König von Frankreich habe

---

[1]) Fester, Die armirten Stände und die Reichskriegsverfassung (1681—1697). Frankfurt a. M. 1886. S. 29.

[2]) Flugschrift in 4°: „Politische Staats- und Raths-Klugheit, Von dem heutigen Zustand der verwirreten Kriegs-Troublen u. s. w. Vorgestellet In einem wolgefassten, wolmeinenden, sinnreichen und freundlichen Discurs, Zwischen einem Schwaben und Francken .... Durch den unpartheyischen Poliphilum Wolraht, aus Veritanien. 1683." Besprochen bei Fester, S. 50, Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 102.

genugsam Garantie gegeben, dass er den Rhein nicht überschreiten wolle. Es sei besser, neutral zu sein, als nach ungenügenden Vorbereitungen mit einem so mächtigen Gegner den Kampf aufzunehmen. Man müsse von einem Fürsten erwarten, dass er sein Wort halte; Ludwig XIV. sei moralisch gezwungen, den Nimwegischen Frieden zu respektieren. Ausserdem verursachten die Rüstungen grosse Kosten und seien durchaus unnötig, da der schwäbische Kreis noch nicht von Frankreich angegriffen werde. An dieser Stelle unterbricht der Franke energisch seinen Gegner: „Ihr discurirt zwar wol von der Sachen Aber wann jeder Stand und Creiss so denket, wo bleibet salus populi, und wer wird dann zur Zeit der Noth dem Feind Widerstand thun? Gedencket, wie es euch zu Muthe wäre, wann euch ein Mörder auf der Strassen anfiele, und umbbringen wolte, ihr rufftet aber einen vorübergehenden um Hülffe an, der schlüge es euch ab, und wolte neutral seyn, aus Beysorg, er möchte alsdann selbst attaquiret (vermordet) werden: Würdet ihr nicht sagen: Er könnte solche Neutralisirung weder in der Welt, noch vor Gott in seinem Gewissen verantworten?“ Der ruheliebende und friedfertige Schwabe aber lässt sich nicht einschüchtern, sondern er weist darauf hin, eine frühzeitige Assistenz bringe mancherlei Ungemach mit sich und besonders noch das, dass man nicht zugleich sich, seine Person und sein eigenes Land genugsam schützen und dabei den Feinden Abbruch thun oder den Bundesgenossen Hülfe leisten könne. Ebenso wenig sei es, wenn man bei diesen Bemühungen ins Unglück geraten sei, statthaft, gleich aus der Allianz auszutreten. Zur Bekräftigung seiner Worte führt der Schwabe an, dass im Schmalkaldischen Kriege die neutralen Stände unbehelligt und ohne Schaden zu leiden davon gekommen seien. Allmählich jedoch geht er von seinem Standpunkt mehr und mehr ab, schon halb und halb überzeugt von den Gegengründen, die der Franke unermüdlich vorbringt. Es sei nicht gut, meint dieser, wenn sich schwache Fürsten und Stände neutral halten wollten, wo alles ringsum in Flammen auflodere: „stehest du einer Parthey bey, so hast du dich nur allein zu befürchten und vorzusehen, dass du mit dieser nicht mögest überwunden werden: hältest du dich aber neutral, so bist du jedermans Raub“. Der Schwabe will noch zögern, da man nicht wisse, wie der bevorstehende Krieg ausgehen werde. Man möge warten, bis das Spiel angehe, „sonsten wird man vergebens kugeln,

wann noch nicht ist aufgesetzt". Da weist der Franke darauf hin, dass der Franzose nach dem Könige, nach Strassburg, gezielt und bereits gar wohl getroffen habe. Also nicht lange besinnen, was man thun soll! Schliesslich stimmt der Schwabe unter der Bedingung dem Franken zu, dass sich das ganze Reich armiere „und ihren perpetuum militem, wiewol mit geringerer Last und Unkosten, auf den Beinen hielte. So könte ja kein Potentat uns einigen Sieg abgewinnen. Allein wir müssens gehen lassen wie es gehet, und will ich eurer geführten guten Rationen und Motiven, bey bevorstehenden unserm Craisstag wol eingedenck seyn und zu Marckt bringen helffen".

Der Kreistag, von dem hier die Rede ist, wurde zu Ulm abgehalten. Es ging jedoch dort nicht, wie bei unserm Gespräch, alles glatt ab. Bayern und der fränkische Kreis bemühten sich vorerst umsonst um die Schwaben; im September allerdings, vor Wien, erhielten Franken und Schwaben zusammen, unter der Führung des Grafen Waldeck, die Feuertaufe[1]).

So stritten sich die deutschen Stände wegen ihrer Wehrhaftmachung. Unterdessen hatte fern im Osten der Waffentanz bereits begonnen. Der Stillstand, den im Jahre 1664 der Kaiser mit den Türken zu Vasvar vereinbart hatte, war nicht erneuert worden. Unaufhaltsam rückten die Osmanen vor, das Gefecht von Petronell in der Nähe von Hainburg konnte ihnen nicht mehr Halt gebieten: ihre Vorhut erreichte am 12. Juli Wien. Am Tage des Treffens von Petronell, am 7. Juli, hatte der Kaiser Leopold seine Hauptstadt verlassen und war nach Passau geflohen. Hinter den Türken aber standen die Franzosen. Unter diesen Verhältnissen erschien das ehemals deutsche, nunmehr französische Bollwerk am Rhein mit der neuen Befestigung Vaubans uneinnehmbarer denn je. Die Hoffnung auf die Wiedererlangung Strassburgs ist nur noch eine sehr schwache. Gänzlich entmutigt äussert sich eine ziemlich umfangreiche Schrift, die zweifellos einer sächsischen Feder entstammt[2]). Der Verfasser knüpft direkt an den Fall Strassburgs an. Als er eines Morgens, so lässt er sich vernehmen, über das Geschick der Stadt nachdachte, die ehedem eine so sorgsame Wächterin des römischen Reiches gewesen, jetzt aber an ihrem „vorhin genug be-

[1]) Vgl. Erdmannsdörffer I, S. 686.

[2]) „Politisches Helden-Gespräch über das von Frankreich beunruhigte Teutschland u. s. w. Gedruckt im Jahr Christi 1683." In 8°.

drängten“ Vaterland treubrüchig geworden sei und dem Feinde Thür und Angel geöffnet habe, sei er über diesen Meditationen in Schlaf gefallen. Im Traume erscheinen ihm nun deutsche Kaiser, Fürsten und Helden aus besseren Zeiten des Reiches. Unter ihnen fehlen nicht Albert (der durch den Prinzenraub bekannte) und Moritz von Sachsen. Später kommen noch andere berühmte Leute aus der jüngsten Vergangenheit hinzu, Wallenstein, Tilly, Pappenheim und einige andere. Sie alle erzählen von alter deutscher Tapferkeit und können es nicht begreifen, dass das Reich jetzt so tief gesunken sei, dass die ehemals so verächtlich behandelten Gallier sogar Strassburg hätten an sich reissen können. Die französischen Moden, die fremden Gebräuche seien in Deutschland eingedrungen und so seien die guten alten deutschen Sitten verschwunden. Mercur erscheint in der Versammlung und beglückt die Anwesenden mit einem langen Gedicht, in dem über den französischen Einfluss auf allen Gebieten laute Klage geführt wird.

Wie oben in dem Stücke des Polidorus Warmund, so macht sich auch hier eine starke Animosität gegen die Reichsstädte geltend, besonders gegen solche, welche nahe an der Grenze liegen. Einmal wird die Ansicht laut, es sei durchaus falsch, wenn man Grenzfestungen, wie Strassburg, zu freien Reichsstädten mache und sie mit Privilegien ausstatte. Ihre Freiheit werde nur missbraucht, wie man an dem Beispiel von Strassburg erlebt habe. Der Verfasser übersieht den Umstand, dass zu der Zeit, als Strassburg freie Reichsstadt wurde, es durchaus nicht Grenzfestung war, sondern dass noch weite Länderstrecken zwischen ihm und der französischen Grenze lagen. Es heisst dann weiter: wenn die Stadt noch einmal zurückerobert würde, — wozu allerdings bei dem jetzigen Stande der Sachen wenig Hoffnung vorhanden ist — so muss sie ihrer Unabhängigkeit und Freiheit beraubt werden, und nur eine Citadelle soll daran erinnern, wie der Kaiser treulose Reichsglieder straft. Eine recht radikale Massregel!

Endlich erwacht der Schläfer durch den Waffenlärm, den der Türkenkrieg erregt hat, und die deutschen Helden sind verschwunden.

Ja, sie schienen ihrem Volke entrückt zu sein und ganz besonders einer, auf den man grosse Hoffnungen gesetzt hatte, Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Wie hätte es in diesen schlimmen Zeiten an Versuchen fehlen können, ihn zur Hilfeleistung gegen die Türken aufzufordern! Eine Broschüre dieser Art, die von einem

„Polnischen Edelmann“ herrührt, der sich Stanislaus Lysimachus nennt, trägt das Datum: 1. September 1683, also wenige Tage vor der Entsetzung Wiens und der Türkenkatastrophe[1]). Sie ist gerichtet an den brandenburgischen Edelmann Claudius Lentulus. Unschwer lässt sich erkennen, dass mit dem „langsamen, schwankenden“ Manne Friedrich Wilhelm gemeint ist. Ob der Autor wirklich ein Pole ist, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist es möglich, da er mit den polnischen Verhältnissen gut bekannt ist.

Die Franzosen, so sagt er, fallen von Westen über das Reich her, Ungarn und Türken bedrohen es von Osten. Was soll es nun thun? Soll es einem seiner Feinde, Frankreich, Konzessionen machen? Nein. „Wann du mir wirst hierauff das alte Sprichwort entgegen setzen, dass auch der Hercules nicht zweyen zugleich gewachsen seye: und meynest, man solte mit den Frantzosen Frieden machen, auf was Weise, und mit was Werth es auch geschehen möchte; Es sey mehr an dem Königreich Ungarn, einer Vormauer der Christenheit, als an der Stadt Strassburg gelegen: Ein kluger Schiffmann opffere dem wütenden Meer seine Waaren auff, man müsse den Verlust für Gewinn schätzen, damit man der Gefahr des Ungewitters entgehe. Aber ich halte, es liege ein ander Haas im Pfeffer, Franckreich hat die Türcken aufgereitzet, diese, nachdem sie die Oesterr. Länder wie eine Sündfluth werden überschwemmet haben, wann sie Wien mit der Belägerung werden geängstiget haben, und die benachbarte Länder mit Mord und Raub werden erfüllet haben, alsdann allererst wird es mit dem Zustand in Teutschland auf die Neige und fast zur Verzweifflung gekommen seyn.“ Seid einig, ihr Deutschen, schiebt den Streit um euer Recht und euere eitlen Titel auf, seid zum Heile eures Vaterlandes keine Curiatier, sondern Horatier, lasst die Parteilichkeit bei Seite! „Endlich werden die abgesonderten Glieder von dem Haubt ein Todtenaass. Ach haltet die geschworne Treu euerem recht-

[1]) Flugschrift in 4°: „Stanislai Lysimachi, Eines Polnischen Edelmans Send-Schreiben An Claudium Lentulum Einen Edelman aus der Marck, In welchem der Frantzosen heimliche Practiquen bey Friedens- und Kriegs-Zeiten, wie auch derselben mit den Türcken und aufrührischen Hungern gepflogene Conspirationes und Bündnisse entdecket werden. Gedruckt in Christianstadt (Nürnberg), An. 1683.“ So auf der Münch. Staatsbibl. 2mal vorhanden. Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 102. In einem Oktavbande habe ich neben anderem auch eine lateinische Ausgabe des „Send-Schreibens“ gefunden: „Epistula in qua tectae Gallorum artes etc. reteguntur. 1683.“

mässigen und einigen Herrn, welcher von euch selbsten in dem Reich auf den höchsten Thron nach alten Recht und Brauch erhöhet worden, wann ihr anderst haben wollet, dass euch GOTT genädig seyn solle, und ihr der göttlichen Raach entfliehen wollet.“ Ihr dürft nicht den Hahn dem Adler vorziehen! Es giebt eine alte, schon lange auf euch gemünzte Spottrede: „Die Teutsche allein seyen aus Begierde an frembden Völckern zu hängen, keine Liebhaber ihres Vatterlandes, welches doch von allen mit aller Liebe solte geliebet werden.“

Solche laute Mahnrufe wurden dazumal an die Adresse des Brandenburgers gerichtet, den wider die Türken Verbündeten mit seinem trefflichen Heere Beistand zu leisten. Allein der Kurfürst war noch zu eng mit Frankreich verknüpft, als dass er auf derartige Notschreie hätte hören können. Friedrich Wilhelm erklärte sich allerdings bereit, 16000 Mann oder mehr zur kaiserlichen Armee in Ungarn stossen zu lassen, wenn der von Frankreich neuerdings angebotene Waffenstillstand angenommen würde[1]). Dabei verlangte er — sehr zur Unzeit — die Herausgabe von Jägerndorf; ebenso verwerflich war es, wenn er jetzt für die ungarischen Protestanten eintrat, die damals zusammen mit den Katholiken gegen Österreich rebellierten. An diesen Forderungen scheiterte einerseits die Annahme des Waffenstillstandes, andererseits blieb das Hilfscorps gegen die Türken aus. Schliesslich ging es auch ohne Brandenburg; am 12. September besiegten kaiserliche Truppen, die Bayern, die Truppen des fränkischen und schwäbischen Kreises und die Polen die Türken am Kahlenberg, und Wien war befreit. Der Kurfürst von Brandenburg dagegen verband sich noch fester mit Ludwig XIV.

Bald nach der Entsetzung Wiens fühlte sich ein protestantischer Zeitungsschreiber bewogen, seinen Gedanken über die Lage Europa's

[1]) Vgl. Erdmannsdörffer I, S. 680. Bis zum 31. August, so lautete die Forderung Ludwigs XIV., sollte der Waffenstillstand abgeschlossen sein. Der Termin verstrich, ohne dass es geschehen war. Der Autor unsers Sendschreibens hat sicher davon gewusst. Dem Kurfürsten war es nicht gelungen, das beim Kaiser durchzusetzen, was er verlangt hatte. Nehmen wir an, der Schreiber habe im Heere der Verbündeten gestanden, wenn er auch sagt, er habe die Schrift auf seinem Landgut verfasst, — möglich ist das immerhin, — so kann er wohl von der ablehnenden Haltung des Kaisers Kunde erhalten haben. So datiert er seine Schrift mit dem 1. September, um damit zu zeigen, dass er trotz des Fehlgehens der kurfürstlichen Bitten es noch einmal wagen will, den Brandenburger zur Sendung eines Hilfscorps zu veranlassen.

in einem „curieusen Staats-Mercurius“ freien Lauf zu lassen. Der Verfasser trägt eine stark antiösterreichische Gesinnung zur Schau[1]). Dieses Elaborat ist an und für sich nicht gerade anziehend, es gewinnt aber dadurch an Bedeutung, dass Leibniz sich veranlasst gesehen hat, es zu rezensieren; diese Rezension ist aber nicht zu Gunsten des „Staats-Mercurius“ ausgefallen[2]), im Gegenteil, sie beweist uns, dass Leibniz mit den journalistischen Leistungen seiner Zeit wenig zufrieden war.

Von besonderem Interesse für uns sind nur wenige Kapitel der weit angelegten Schrift. In einem derselben werden Vorschläge gemacht für eine bessere Verfassung der Militärmacht des Reiches. Neun von den ehemaligen zehn Kreisen seien noch übrig: wenn jeder 10000 Mann aufbringe (vom ober- und niederrheinischen Kreise zusammen werden nur 10000 verlangt, „weil solche im Frantzösischen Krieg ziemlich mitgenommen“), so mache die Summe 80000 Mann. Dazu sammele der Kaiser seine Truppen aus den Erblanden, 24000 Mann. Die Gesamtsumme also betrage 104000 Mann. Davon seien 40000 Mann am Rhein zu verwenden, 64000 sollen gegen die Türken marschieren. Um diese Massen unterhalten zu können, müsse man die Türkensteuer bewilligen; jede Person habe einen Thaler (!) zu erlegen. Zehn Tage vor einer Schlacht sei das Heer wohl zu mustern; wie der Autor dies meint, darüber scheint er sich selber nicht klar gewesen zu sein. Begreiflich, wenn Leibniz bemerkt: „Hier redet unser autor von krieges verfassungen, wie der blinde von der Farbe“. Magazine für die Ostarmee seien zu Wien, Raab und Caschau zu errichten, für die Westarmee zu Trier, Frankfurt und Heidelberg, und Philippsburg solle „sedes belli“ sein. Im Verein mit den Brandenburger und Braunschweig-Lüneburger Truppen könnten dann die Reichsvölker mit Erfolg Strassburg blokieren, die Stadt dem Reiche wieder gewinnen, und die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten müssten dann einen Frieden wie den von Aachen oder

[1]) Flugschrift in 4°: „Curieuser Staats-Mercurius, Welcher der vornehmsten Staate in Europa weit ausssehende Maximen u. s. w. entdecket durch Fridericum Sincerum. Auf dessen eigene Unkosten Gedruckt im 1684sten Jahr.“ Die Schrift ist jedenfalls schon am Ende des Jahres 1683 im Druck verbreitet gewesen, nach Leibnizens Angaben ist sie „kurz nach entsezung der Stadt Wien“ entstanden. Auf der Münch. Staatsbibl. 3mal vorhanden. Der Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 102.

[2]) Siehe Leibnizens „Anmerckungen“ bei Klopp V., S. 193—200. Vgl. auch oben S. 80, Anm. 2.

Münster, aber keinen Nimweger Frieden mit den Franzosen schliessen. Zuvor allerdings habe der Kaiser einen Waffenstillstand mit den Türken zu vereinbaren, wozu jetzt diese die Hand bieten würden, nach der für sie so empfindlichen Niederlage bei Wien.

Wenn wir nicht einig Frankreich entgegentreten, so fährt der Verfasser in einem weiteren Kapitel fort, so wird es das alte Königreich Austrasien[1]) ganz sicher an sich reissen: fürs erste allerdings ist es noch höflich und verlangt nur Köln, Philippsburg und das Gebiet bis an die Stadt Trier als Depedenzen vom Elsass. Wer aber garantiert dafür, dass die Franzosen dabei stehen bleiben und nicht auch Anspruch erheben auf Trier, Speyer und Frankfurt? Darauf hat nämlich Ludwig XIV. schon spekuliert, doch der Sieg der deutschen Waffen über seinen Verbündeten, den „orientalischen Ketten Hund", hat ihm einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Diesen Sieg haben wir eifrig auszunützen, um mit den Türken zu einem Waffenstillstand[2]) und dem ungarischen Rebellenführer Tököly zu einem Frieden zu kommen. Wenn wir so weit sind, dann muss die ganze verfügbare deutsche Streitmacht gegen die Franzosen verwandt werden, die dadurch gezwungen sind, auf ihr Neustrien sich zu beschränken und auf Austrasien Verzicht zu leisten.

Soweit sind die Vorschläge unsers Autors ganz annehmbar; dann aber spricht er von der Kandidatur des Dauphins für den Kaiserthron in einer Weise, die uns nicht recht einleuchten will. Allen Ernstes nämlich wird die Frage erörtert, „ob man den Dauphin ohne höchsten nachtheil der teutschen Freyheit zum Röm. Könige erwehlen könne oder nicht". Bei den Deutschen, die den Kaisern aus dem Hause Habsburg grollten, hat man öfters von einer solchen Möglichkeit gesprochen[3]). Zu diesen Feinden Österreichs gehört auch unser Autor. Eine solche Wahl, spricht er sich aus, geht wider die goldene Bulle Karl's IV., nach deren Bestimmungen nur ein Deutscher zur kaiserlichen Würde erhoben werden kann. Ebenso wenig darf man einen Feind der Privilegien und Immunitäten des

[1]) Hier folgt der Autor dem Bericht Hornick's vom Königreich Austrasien.

[2]) Der Vorschlag eines Friedens mit den Türken kommt dem Schreiber noch nicht in den Sinn, er spricht nur von einem Waffenstillstand.

[3]) Auch der Vertrag des Kurfürsten von Brandenburg mit Ludwig XIV. vom 25. Oktober 1679 spricht davon.

Reiches erkiesen. „Denn mann erwäge nur alle Frantzösische Actiones, ob sie nicht bloss zu des H. Rom. Reichs Untergang gerichtet seyn. Man betrachte den Niemägischen Frieden, wie schon der König solch Pactum, gehalten. Man frage die eroberten Städte im Elsass, und fürnehmlich die Stadt Strassburg ob er sie bey ihren Privilegiis geschützet, und denen Capitulationibus auffrichtig nachgelebet. Sie werden alle mit weinender Stimme ihr Elende bekennen, und den unsäglichen Verlust des unschätzbaren Kleinods der Freyheit bejammern. Solte man nun einen solchen Potentaten erwehlen, der mehr wieder als vor die Teutsche Freyheit stritte? Nein keines weges". Nur die Angst, es möchten die Privilegien der deutschen Fürsten und Städte nach französischem Muster arg beschnitten werden, und die Befürchtung, dass die Bekenner des Protestantismus unter schlimmer Bedrückung zu leiden haben würden unter der Herrschaft eines französischen Prinzen, halten den Verfasser davon ab, den Dauphin zur Wahl zum römischen König zu empfehlen, der als solcher „viel gnädiger und gütiger als sein Herr Vatter gegen die Teutschen Fürsten" sich benehmen müsste. Übrigens sei er ein „tyrannischer, eigensinniger und malicieuser Herr", der vor einem Staatsstreich nicht zurückschrecken würde.

Solchergestalt sind die Gründe, die dafür vorgebracht werden, dass der Franzose nicht auf den Kaiserthron kommen dürfe; vom nationalen Standpunkt geht der Schreiber gewiss nicht aus.

Man darf nicht glauben, dass Leibniz über dieses Kapitel hinweggegangen sei, ohne Kritik daran zu üben. Aber was tadelt er? Einmal, dass gesagt wird, Ludwig XIV. habe 1658 bei der letzten Kaiserwahl verschiedene Stimmen sich gekauft; zweitens, dass dem französischen Kronprinzen üble Eigenschaften angedichtet werden; sonst nichts. Auffallen muss immerhin, dass der grosse deutsche Denker sich nicht darüber ausgesprochen hat, ob eine derartige Abweichung von den bisher geltenden Bestimmungen, die bei der Wahl eines römischen Königs zu beobachten waren, überhaupt möglich sei. Die Meinung, dass ein französischer Kaiser in Deutschland herrschen werde nach dem Ableben des Habsburgers Leopold, war weit verbreitet[1]); hatte das Gerücht von der bevorstehenden Wahl des Dauphins zum römischen König einen so festen Rückhalt, dass selbst ein Mann wie Leibniz daran glauben konnte?

[1]) Vgl. oben S. 75.

So neigte sich auch das Jahr 1683 seinem Ende zu, ohne dass die österreichische Politik in der Strassburgischen Angelegenheit etwas erreicht hätte, ja ohne dass nur ein Waffenstillstand mit den Franzosen zu Stande gekommen wäre; denn den von ihnen angebotenen hatte der Kaiser trotz des Drängens Brandenburgs nicht angenommen, und eine Entscheidung mit den Waffen hatte Friedrich Wilhelm geschickt zu hintertreiben gewusst. Am 30. April 1683 war zwischen ihm, Dänemark und Frankreich eine Allianz geschlossen worden. Nur auf dem östlichen Kriegsschauplatze hatte Österreich Erfolge errungen. Allein Ludwig XIV. fasste die Entsetzung Wiens als eine Niederlage Frankreichs auf; „er beeilte sich, seine Revanche in den spanischen Niederlanden zu nehmen; für das nicht eroberte Wien sollte ihm das eroberte Luxemburg das Gegengewicht bilden[1])". Die Franzosen begannen sofort wieder den Kampf. Die allgemeine Lage war demnach am Ausgang des Jahres 1683 durchaus nicht geklärt: nicht mit frohem Mute blickten die deutschen Politiker in die Zukunft.

V.

Spätere deutsche Schriften auf Strassburg bis zum 15. August 1684.

Das anbrechende neue Jahr 1684 sah Franzosen und Spanier in offenem Kampfe einander gegenüberstehen. Spanien war bereits Ende Oktober 1683 zur Kriegserklärung gezwungen worden; es hoffte auf die Hülfe Österreichs und Hollands; Österreich aber war zu sehr im Osten in Anspruch genommen und konnte nicht den Krieg nach zwei Seiten wagen, und die Generalstaaten schlossen bald einen Waffenstillstand mit Ludwig XIV. Europa konnte sich mit nichten „getröstet" fühlen, wie ein Autor des Jahres 1684 meint[2]), indem er auf die Verbindungen der Potentaten gegen Frankreich blickt: Zündstoff war genug vorhanden. Dazu wurde die unnatürliche Vereinigung Brandenburgs mit Frankreich im Februar aufs neue befestigt; der österreichische Bevollmächtigte,

[1]) Erdmannsdörffer I, S. 689.

[2]) Flugschrift in 4°: „Das getröstete Europa. Oder die Bündnissen und Kriegs-Geschäffte, geschehen beim Aussgang des 1683. und Anfang des 1684. Jahrs." Titel bei Zwiedineck, öffentl. Meinung, S. 103.

Graf Lamberg, bemühte sich umsonst in Berlin, den Kurfürsten umzustimmen.

Diese Unsicherheit der Lage spricht sich auch in der journalistischen Litteratur des Jahres aus. Eine politische Rundschau will die Pläne Frankreichs seit dem Nimweger Frieden aufdecken. In Wahrheit geht sie weiter zurück als auf das Jahr 1679. Das Ganze besteht aus drei Teilen, wovon sich der erste allgemein mit den Anschlägen der Krone Frankreich bei den europäischen Höfen beschäftigt; der zweite spezialisiert die französischen Pläne, und im dritten Teil werden uns „Politische Gedancken" über die französischen Prätensionen mitgeteilt[1]).

Der Verfasser kennt Aubery's Traktat von den Ansprüchen Frankreichs auf das Reich, jedoch nur aus dem lateinischen Extrakt „Axiomata politica Gallicana"[2]). Die Bücher dieser Prophezeiungen seien durch einen gewissen Hottinger nach Paris gekommen: ebenderselbe habe auf die hl. Schrift hingewiesen als auf die Grundlage der französischen Ansprüche und habe auch die Verse Vergils hervorgesucht, die schon die zukünftige Grösse Frankreichs andeuten[3]). Alle diese „Allusiones ad nomina", aus denen Aubery Beziehungen der altrömischen Poesie zur Grösse Frankreichs herauszuklügeln versucht habe, hält unser Autor für unsicher. „Jedoch wäre der Auberus (sic!) insoweit noch erträglich, und könte man dise Allusiones noch für discret und spitzfindig erachten, wann

---

[1]) In 4°: 1. Teil: „Wieder-Schall dess Frantzösischen Cabinets Auss dem klingenden Pallast Der sausenden Fama u. s. w. Gedruckt zu Constantinopel, 1684." Auf der Münch. Staatsbibl. in 6 Exemplaren. Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103. Einem Leser hat die Schrift so gut gefallen, dass er sie im nächsten Jahre wörtlich abdruckte und unter folgendem Titel herausgab: „Franckreich schäme Dich! Das ist, Heimlich und unverhoffte Entdeckung derer frantzösischen .... Rathschläge" u. s. w. 1685. Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103. 2. Teil: „Continuation Dess Frantzösischen Cabinets, Worinnen Begriffen sind die Anschläge auff die Lombardey u. s. w. Gedruckt zu Constantinopel, 1684." Auch einzeln vorhanden. 3. Teil: „Politische Gedancken Uber die Praetensiones Von Franckreich Auff die Regalien" u. s. w.

[2]) Siehe oben S. 13, Anm. 3.

[3]) Ecl. III. 106:

Dic quibus in terris inscripti nomina regum
Nascantur flores; etc.

Französisch:

Devinez, si vous le pouvez, en quel pays naissent les Fleurs qui expriment les noms des Roys.

diser Author hinwider in seinem Buch so spötlich und vermessentlich von andern Reichen und Potentaten nicht gesprochen hätte, und die Macht, Herrlichkeit, gegenwärtige, und zukünfftige Glori der Frantzosen mit einer prostituirten Schmeicheley so gar übermässig erhoben hätte, das billich alle vernünfftige und discrete Leuthe einen Eckel darvor haben."

Dann wird von einer Sage erzählt, die ein gewisser Rothé besonders in Holland verbreitet habe, nach der die Türken in Deutschland siegreich bis Augsburg dringen würden; die Franzosen werden sie zurücktreiben und dann die Universalmonarchie aufrichten [1]).

Schliesslich kommt der Schreiber auf die Vergewaltigung Strassburgs zu sprechen. Dem Bischof Franz Egon von Fürstenberg schreibt er einen grossen Anteil am Verrat zu. So wie der Bischof Strassburg den Franzosen überantwortet hatte, wollte er es auch mit Köln und Lüttich machen, aber hier war die Bürgerschaft nicht geneigt, französisch zu werden. „Insonderheit sahen die Cölner gar unwillig drein, dass er sich immerdar bey dem Churfürsten in dem Closter von Pantaleon auffhielte". Alle diese Bestrebungen hängen zusammen mit den französischen Ansprüchen

[1]) Hier ist von einer franzosenfreundlichen Kaiserprophezeiung die Rede, wie solche besonders seit dem 14. Jahrhundert umliefen. Ein Vertreter dieser Anschauung ist der französische Minorit Johannes de Rupescissa (vgl. über ihn Kampers, Über die Prophezeiungen des J. d. R. im hist. Jahrbuch XV., 1894, S. 796 ff.). Diese Prophezeiungen sind sehr alt, sie gehen auf Methodius und Adso zurück. An einer Stelle bei dem bekannten Johann Lichtenberger (inc. der Münchner Staatsbibliothek vom Jahre 1488) heisst es im XXVI. cap., die Türken würden „bey dem gülden Apffel zu Cöln am Rhein" erwürgt werden (Ausg. von 1689, S. 31), und bei den Türken selber ging, wie Pierre Bayle erzählt (Pensées diverses, écrites à un docteur de Sorbonne, à l'occasion de la Cométe qui parut au mois de Decembre 1680, à Rotterdam 1683, S. 765), eine alte Sage, „qui menace leur Empire d'être détruit par les François." Er spricht dann davon, dass Einige meinten, Ludwig XIV. sei der geeignetste, die Mission der Zerstörung des Türkenreiches zu erfüllen; doch er tritt dieser Anschauung scharf entgegen. Übrigens hat er (S. 783) von einer Prophezeiung der Osmanen gehört (stellt sie jedoch nicht als sicher dar), „qui portoit que leur Empire seroit détruit par une Nation Chrysogenos, c'est à dire blonde." Hätten die Griechen, die diese Nachricht verbreitet hatten, setzt er hinzu, nichts von der anderen Prophezeihung gewusst, die für unsere Nation so günstig aussagte? „Il est assez évident que cette Nation blonde fatale à l'Empire du Turc, n'est pas la nôtre. Mr. Spon (ein Reisender, der diese Sagen aus dem Orient mitgebracht hatte) croit que ce sont les Moscovites: à lui permis." Vgl. Kampers, die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, München 1896, S. 136.

auf das alte Königreich Austrasien. Hermann Conring — von dem der Verfasser übrigens weiss, dass er eine Pension von Ludwig XIV. erhielt — soll dieses Reich den Franzosen zugesichert haben.

Bald nach dem Frieden von Nimwegen, heisst es weiter, hörte man viel von französischen Truppenbewegungen in der Richtung nach der deutschen Grenze und Italien. Es galt Strassburg und Casale. Beider Städte hatten die Franzosen sich vorher versichert. „Also dass kurtz hernach die Zeitung kame, wie dise beyde hochberühmte Städte das Frantzösische Joch hätten angenommen, wodurch Franckreich zween Haupt Schlissel, einen zu Italien, und den andern zu Teutschland bekommen hat: Wobey das prächtigste und galanteste ist zu beobachten. Dass der Herr de Louvois, welcher dise beyde Eroberungen oder Erkauffungen dirigiert hatte, die Sachen dahin disponirt, dass die Curier von Casal und Strassburg in einem Tag zugleich dise angenehme Zeitung gebracht haben."

Soweit der Bericht von der Überrumpelung Strassburgs und Casales. Der Verfasser schildert jetzt den Eindruck, den die Ereignisse in Deutschland herorgerufen haben; er polemisiert sofort heftig gegen Kurbrandenburg. Die Fürsten, so sagt er, welche von französischem Gelde sich hatten blenden lassen „und auss Süssigkeit der Rach Teutschland disen Streich wol gönneten", schienen zwar äusserlich befriedigt, innerlich aber hatten sie wohl Ursache, die weitere Vergrösserung Frankreichs zu befürchten und zu hassen, doch trösteten sie sich mit der Hoffnung, dass man mit der Zeit notwendig sie um Hülfe werde angehen müssen und dass sie dadurch Grund gewinnen würden, durch vorteilhafte Bedingungen den Schaden, welchen sie angeblich erlitten hatten, zu ersetzen. „Und könte man wol Höfe nennen, wo die Frantzösische Gesandten an dem Tag der gekommenen Zeitung sind beschenckt worden." Eine sehr deutliche Anspielung auf den diamantenbesetzten Degen, den Graf Rebenac drei Tage nach dem Eintreffen der Nachricht von Strassburgs Fall in Berlin vom Kurfürsten erhalten hatte[1]).

Wem die französischen Intriguen nicht bekannt waren, fährt der Autor fort, der musste billig darüber erstaunen, dass sich die Stadt Strassburg so rasch dem Feinde ergab in einer Zeit, wo ganz Europa und besonders das Reich sich eines dauernden Friedens zu erfreuen glaubte. Wer aber wohl wusste, dass Strassburg und

[1]) Erdmannsdörffer I, S. 672.

Köln, „welches aber noch nicht hat können geliffert werden“ bereits vor vierzehn Jahren verkauft waren, dem kam die Begebenheit des 30. September 1681 nicht unerwartet. Haben ja sogar die französischen Gesandten selber ihren guten Freunden gegenüber bekannt, sie hätten Strassburg 12 Jahre vor der Übergabe „schon in ihrer zuversicht gehabt“. Das kann richtig sein, meint der Schreiber, da der Rat der Stadt allezeit den Franzosen mehr zugethan war als dem Kaiser; so hat auch der französische Resident Du Prez den Strassburger Magistrat nach seiner Pfeife tanzen lassen. Wunderlich und lächerlich erscheint es dem Verfasser, dass nach dieser „subtilen Eroberung“ die französischen Gesandten bei den deutschen Höfen sich vermessen haben, zu behaupten, „dass dise Action zu dess Römischen Reichs höchster Wohlfahrt und Ruhe gereiche, als welche dadurch wären befordert worden, dann sonsten Teutschland unfehlbarlich in einen neuen Krieg hätte verfallen müssen. Ich meines Theils“, sagt resigniert unser Journalist, „bin in disem Fall ein blinder Tiresias; dann ich kan im geringsten nicht erblicken, was für eine Ruhe und Wohlfahrt der Verlust von Strassburg dem Reich schaffen mag.“ Hier wird eine Äusserung des verstorbenen Herzogs von Lothringen, Karl's IV., erwähnt, der bezüglich der Städte Strassburg und Köln gesagt habe, „dass sie im rothen Buch gezeichnet wären“[1]).

Am Schlusse des ersten Teiles verbreitet sich der Verfasser über die versuchte Überrumpelung Kölns und den Putsch auf Ehrenbreitstein, der im Winter 1681 auf 82 unternommen werden sollte, aber misslang.

Die Übersicht schliesst mit den Worten: „Ende für dises mahl. Bald aber wird das übrige sambt einigen Tractaten folgen“.

Der zweite Teil bringt die „Continuation Dess Frantzösischen Cabinets“, worin sich der Verfasser über die weiteren französischen Absichten bezüglich des Reiches ausspricht. Es würde zu weit vom Ziele abführen, wenn wir hier dem Autor auf seinem ganzen Wege folgen wollten. Der letzte Abschnitt dieser Fortsetzung erst bietet wieder mehr für uns Interessantes; es wird nämlich eine Liste von dem gegeben, was der dritte Teil behandeln soll: unter den sechs aufgezählten Abschnitten soll der fünfte die Ursachen aufdecken, „warumb der Securs eines grossen Fürsten ist zuruck

[1]) Wahrscheinlich soll damit angedeutet werden, dass die beiden Städte in den leitenden Kreisen Frankreichs zur Annexion vorgemerkt waren.

geblieben". Natürlich sind die Truppen gemeint, mit denen Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Kaiser wider die Türken unterstützen wollte, wenn Leopold sich bereit zeigte, dem Kurfürsten Schlesien abzutreten und die ungarischen Protestanten besser zu behandeln als bisher. Infolge des ungünstigen Resultates der Verhandlungen zwischen Berlin und Wien erschien aber das brandenburgische Hilfscorps nicht auf dem Kampfplatz[1]). Im sechsten Abschnitt verspricht der Schreiber, von der „Importanz der Städten Casal und Strassburg" zu reden und die Unmöglichkeit darzuthun, diese festen Plätze in den Händen der Franzosen zu lassen.

Versprechen ist allerdings leicht, das Halten jedoch ist oft schwer. Auf dem Titelblatt des dritten Teiles prangen zwar die erwähnten Abschnitte, wenn wir aber nachsehen und erfahren wollen, warum der Brandenburger dem Kaiser nicht wider die Türken zu Hülfe gekommen ist, und warum das Reich Casale und Strassburg wieder erobern muss, so finden wir anstatt des Aufschlusses darüber ganz am Ende einen Satz, in dem trocken erklärt wird: „Im übrigen schliesse ich das Cabinet, und dieweilen dises mahlen mir die Zeit verfehlet, von Casal, Strassburg, und einem gewissen Securs zureden, überlasse ichs anderen. Ist hiemit das Ende".

Ob der Autor nun wirklich keine Zeit mehr gehabt hat, gegen Brandenburg zu polemisieren wie im ersten Teile, oder ob es andere Gründe gewesen sind, die ihn veranlasst haben, seine Betrachtungen vor der Zeit zu beenden, darüber können wir nur Vermutungen hegen. Der erste Teil, der „Wieder-Schall dess Frantzösischen Cabinets", ist auch für sich, ohne seine Fortsetzungen, erschienen. Es ist nun möglich, dass die Schrift auch im kurbrandenburgischen Staatsgebiet Verbreitung gefunden hatte und dass man selbst in Frankreich nicht ohne Kenntnis davon geblieben war. Wahrscheinlich haben die Stellen, in denen auf den Kurfürsten angespielt und der Fall oder der „Verrat" Strassburgs besprochen wird, an massgebendem Orte Missfallen erregt. Dies hat der Verfasser möglicherweise erfahren und so ist er gezwungen worden, seinen losen Mund im Zaum zu halten und die Fortsetzung des Federkrieges anderen, geschickteren Publizisten zu überlassen.

Seit den Tagen, da die Wiener Bürgerschaft unter dem Befehl des Grafen Rüdiger von Starhemberg den türkischen Be-

[1]) Vgl. oben S. 98.

lagerern so heldenmütigen Widerstand geleistet hatte, erwachten im deutschen Volke wieder Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein, Eigenschaften, die infolge der unwürdigen Haltung der Strassburger in den Septembertagen des Jahres 1681 einen starken Stoss erlitten hatten. Nach der Entsetzung Wiens stellte man Vergleiche an zwischen dem Benehmen der Bewohner dieser Stadt gegenüber den Osmanen und dem der Strassburger gegenüber den Franzosen. Es ist uns ein kleines Flugblatt überliefert, das einen in lateinischer Sprache abgefassten Brief des Strassburger Turmes an den von Wien enthält und zugleich uns die Antwort des Stephansturmes an den Münsterturm, ebenfalls in lateinischer Sprache, wiedergiebt[1]). Die Schreiben sind reich an Wortspielen und Andeutungen auf leitende Persönlichkeiten. Die Korrespondenz ist folgendermassen gedacht: der Strassburgische Turm schreibt am Tage nach der Unterwerfung der Stadt; der Wiener Turm lässt beinahe zwei Jahre verstreichen und sendet dann erst, einen Tag nach seiner Befreiung, die Antwort. Gehen wir nun zum Inhalt der Briefe selbst über. Der Münsterturm schreibt etwa so:

Der Strassburger Turm sendet dem Wiener seinen Gruss! Ich habe immer in dem guten Glauben gelebt, dass, wie du als Warte Deutschlands dienst gegen die Türken, ich nach den Franzosen Ausschau halten müsse. Und weil du, wie ich vernommen habe, einst deiner Treue wegen das Zeichen des türkischen Mondes tragen durftest, so könnte ich nicht weniger die Lilie der Stadt, meiner Pflegetochter, als Zier und Zeichen des mehr besiegten als siegreichen Frankreich, an der Stirne führen, besonders noch deshalb, weil vor nicht zu langer Zeit der Ruf erscholl, dein Kaiser und Erzherzog habe unsern Stösser mit dem Beinamen „Lilienfeld“ „et liliata Corona“ geehrt wegen seiner trefflichen That um die Erhaltung der Bürger[2]). In der That brauchst du nicht

[1]) Flugschrift in 4°: „Responsio Turris Viennensis ad epistolam Turris Argentinensis, nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata. Anno Christi 1684.“ Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103. Auch handschriftlich auf der Münch. Staatsbibl. Cod lat. 10415, f. 456 und 457. Die beiden Schreiben sind nicht von einer Hand geschrieben; die Wiener Antwort ist in der Handschrift eine ganz andere, viel kürzere als die uns gedruckt überlieferte.

[2]) Sowohl Strobel V, S. 229, als auch Rud. Reuss in der Ausgabe von Reisseissen's Chronik, S. 8, geben nur an, dass der Rechtsgelehrte Gottfried Stösser den Beinamen „Edler von Lilienfeld“ geführt habe. Er war öfters als Gesandter der Stadt in Regensburg und Wien. So wirkte er im Jahre 1674 für die Wiederaufrichtung der Neutralität der Stadt Strassburg, die durch Turenne verletzt

durch mein Beispiel darüber belehrt zu werden, dass grosse Dinge bei den Türmen ihren Anfang nehmen, denn schon der babylonische Turm hat einst die Verwirrung der Völker und Sprachen gezeigt, und von dem Turm Siloë[1]) ist durch ein Weiblein ein König getötet worden, und bereits lange sagen die Traumdeuter, dass im Traume eines Turmes sich das Geschick grosser Fürsten offenbare. Um die Wahrheit zu sagen, uns Türmen droht hauptsächlich Gefahr von Winden und Wirbeln: ich bin dem Westen unterlegen, daher kam der Wind, wohin sich mein Kreuz wendet[2]). Dir ist das Verhängnis bekannt, oder richtiger, es ist dir durch Fremde bekannt, und daher wird es vielleicht kommen, wohin dein Mond zeigt. Eines[3]) giebt es, was ich dir insgeheim schreibe: wie mein Strassburg Geldklemme gehabt hat, so ist für dein künftiges Verderben mir der Umstand ein um so bedeutenderes Merkmal, dass deine Hofleute an derselben Krankheit leiden. Und neulich hat, wenn ich nicht irre, Seppeville[4]) eine grosse Summe baaren Geldes deinem Verräter entrichtet. O ich bejammernswerter! Ich, der ich um so viel Stufen höher bin als du, habe mein Unglück nicht voraussehen können, aber ich habe einen höheren „Episcopus“ und Aufseher gehabt; dass du das nicht kannst, sehe ich von meiner Höhe aus nicht weniger voraus. Daher fürchte die „Episcopos“, nicht nur die nüchternen, sondern auch die berauschten, nicht nur die klugen, sondern auch die dummen, die nicht allein Österreich

worden war. Es ist möglich, dass er damals in den Adelstand erhoben worden ist. Seine Regensburger Thätigkeit kann ganz gut als „treffliche That um die Erhaltung der Bürger“ bezeichnet werden. — Für einen bewaffneten Widerstand gegen die Franzosen trat er zusammen mit Schrag ein am 16. Februar 1681. (Vgl. E. Marcks, Strassburgs Fall 1681, in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Neue Folge V, 1. S. 7.)

[1]) Ein „Turm Siloah“ ist nur Luk. 13, 4 erwähnt, aber es wird nicht gesagt, dass ein König dort das Leben verloren hat.

[2]) Anspielung auf die Kreuzform der Lilie, des Strassburger Wappens.

[3]) Ich folge bei diesem Satze mehr der Handschrift als dem Gedruckten, weil das Gefüge dort mir klarer zu sein scheint als das hier; in der Handschrift heisst es: „Unum est, quod tibi clam scribo, sicut Argentina mea Argentanginam habuit, ita tuae perditionis futurae tanto mihi maius argumentum est, quod“ etc., während das Gedruckte hat: „Unum est etc., sicut Argentina mea Argyranchen habuit tuae perditionis futurae, tanto magis mihi argumentum est, quod“ etc. Hier fehlt der Nachsatz zu sicut; es ist auch nicht recht ersichtlich, weshalb Strassburg für das Verderben Wiens Geldklemme gehabt haben soll. Dann noch das schöne Wortspiel Argentina-Argentangina der Handschrift!

[4]) Der französische Gesandte in Wien.

verderben, sondern mit Österreich auch Ungarn und Deutschland. Möge nur kein unglückliches Vorzeichen kommen! Bis jetzt seufze ich unter der Knechtschaft: unter welcher du in Zukunft leiden musst, wird die Zeit lehren. Das ist ja unser, der Türme, Geschick, dass wir, wie wir einst herrschten, jetzt zu dienen beginnen. Das kannst du als sicher annehmen, dass ein bedeutender Astrolog, der dies alles von mir aus mit dem Astroskop vorausgesehen, verkündet hat, das nächste Jahr werde für Österreich verhängnisvoll sein, so sehr, dass ich fürchte, dass, wenn du nicht eilig antwortest, sich uns keine Gelegenheit mehr bieten wird, uns unter unserm alten Herrscher wieder zusammenzufinden. Lebe wohl! Gegeben am Tage nach meiner Unterwerfung, im letzten Jahre der Freiheit, im ersten der Knechtschaft. Der Turm von Strassburg, einst dein Reichsgenosse, jetzt dein Nachbar.

Doch so bald, wie es der Münsterturm zu Strassburg gewünscht hatte, erhielt er aus Wien keine Antwort auf seine wehmütigen Zeilen. Der Stephansturm liess das ganze Jahr 1682 verstreichen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, und dann, im folgenden Jahre, brauste der Sturm aus Osten über ihn hin: erst als die Stunde der Befreiung für seine Stadt geschlagen hatte, erinnerte er sich des Strassburger Schreibens, und er sandte einen eindringlichen Brief, der in beredten Worten Strassburgs Schmach seiner Stadt und des Reiches Bürgern kundmachen sollte, über den Rhein.

Der Turm von Wien sendet dem von Strassburg ebenfalls seinen Gruss! Zwei Jahre sind es schon her, dass ich dir eine Antwort schuldig bin, und ich hätte nicht bis heute geschwiegen, wenn ich nicht mit dem Geschick so mannigfach zu kämpfen gehabt hätte, wie du mir, in welchem Geiste weiss ich nicht, geweissagt hast. Selbst bei dieser unglückseligen Verknüpfung der Umstände aber hättest du vielmehr, wenn nicht aus dem Beispiele, das ich jüngst gegeben, so doch aus dem früherer Zeiten lernen müssen, dass durch Beständigkeit und Treue alles Unglück, wie gross es auch immer sein mag, überwunden werden kann. Zwar gestehst du im Eingange deines Briefes offen zu, dass es deine Pflicht sei, als Warte gegen die Franzosen zu dienen, wie es mir anstehe, für Deutschland gegen die Türken Wache zu halten, und dass du deiner Treue wegen die Lilie der Stadt, die Zier des einst besiegten Frankreich, bis dahin an der Stirn getragen habest: was

aber das Zeichen der Treue nur auf der Stirn zu bedeuten hat, wenn nicht das Herz in der Brust in der That sich seiner würdig erweist und sie nur in ruhigen Zeiten, nicht aber in Sturm und Not bewährt, das ist allgemein bekannt. Das erst ist das Lob der wahren Treue, eher zu sterben als ein entsetzliches Unglück, das nicht wieder gut zu machen ist, über das Vaterland zu bringen; zumal da unabänderlich und einmütig aller hochherzig Gesinnten Stimme sich dahin vernehmen lässt, dass es nichts Lieblicheres gäbe als den Tod für's Vaterland, und dass man jede Krisis und Gefahr für sein Wohlergehen und für die Glaubensfreiheit eifrig aufsuchen müsse, und zwar in einem Masse, dass die Philosophie derer nicht mit Unrecht allzu weibisch genannt werden kann, die da meinen, wenn die Gefahr sich noch nicht offen gezeigt habe, sei niemand verpflichtet, sie zu Gunsten eines andern auf sich zu nehmen; bei weitem gesunder ist die Sinnesart bei anderen, und ein gerechterer Würdiger der menschlichen Gesellschaft „et exinde derivatae obligationis" ist der noch nicht lange verstorbene Präses deiner Akademie[1]), wenn er schreibt: „Wenn eine Stadt vom Feinde — doch was rede ich hier von Gewalt, die nur Schein war — belagert oder bestürmt wird, so besteht kein Zweifel darüber, dass sie gegenüber der Gesamtheit ihrer Bürgerschaft die Verpflichtung hat, sich dem Feinde zu widersetzen und einer Entfremdung vorzubeugen, solange noch irgend eine Hoffnung vorhanden ist, sich und das Seinige durch Widerstand zu retten", denn man sagt, dass die, welche in der Schlacht gefallen sind und für den Staat den Tod erlitten haben, in ewigem Ruhmesglanze dahinleben. Die Beobachtung der Traumdeuter, dass in unseren, der Türme, Träumen das Geschick grosser Fürsten sich offenbare, bekämpfe ich nicht: ich möchte sie lieber bestätigen und hinzufügen, es sei bei dir der Umstand am meisten zu vermissen und schmerzlich zu empfinden, dass du deiner Stellung in einem so leichtsinnigen Beschluss und auf eine so bedenkliche Anregung hin vergessen hast; du hättest dich nicht so leicht erschrecken lassen dürfen, einem standhaften Sinn ziemt nicht die Furcht. Freilich konntest du nicht allzufest auf die Sitten und Mauern deiner Bürger bauen, viel dagegen erwartete von dir unser Deutschland, unser beider treue Mutter; und weil du schon vor mehr als anderthalb Jahrtausenden von den ersten römischen

[1]) Habe ich nicht eruieren können.

Cäsaren gegründet, von den folgenden Kaisern und Königen geschmückt und so herrlich beschenkt worden warst, so stand es dir nicht an, etwas wider das unschätzbare Kleinod der Freiheit zu thun, die mit sorgender Wachsamkeit so viele Jahrhunderte bewahrt wurde. Das Glück, das dir gelächelt hat, und deine Höhe, die mich um so viele Stufen überragt, haben dir den Stempel einer grossen Persönlichkeit aufgedrückt. Diese hättest du in eifriger und treuer Sorge um die Sicherheit und den Ruhm des Vaterlandes schützen müssen, damit nicht jetzt aller Augen auf dich sich richteten und man nicht so viele ungünstige Urteile und sonst noch wenig Rühmliches von dir hören müsse. Freilich glaubst du, dass etwas „exceptione necessitatis" dir zu verzeihen sei, doch wird das einzig und allein damit zurückgewiesen, dass niemand dir erlaubt hat, so furchtsam zu sein, und dass durch solche Angst das Recht des Vaterlandes nicht aufgehoben wird. Mir ist zwar nicht verborgen, dass schreckliche Ereignisse das mit sich bringen, dass sie nicht dulden, auf etwas anderes Rücksicht zu nehmen als auf das, was unter solchen Umständen den Geist beschäftigt, zumal, wenn das Unglück mit solcher Wucht auf uns eindringt, dass wir keine Zeit mehr haben, einen Entschluss zu fassen: doch es ist kein unbestimmtes Gerücht, sondern es ist mir von zuverlässigen Männern überbracht worden, es hätten einige von deinen Ammeistern[1]) ein Auge darüber zugedrückt, dass der kluge König, der dir so nahe war, die Kriegsvölker des Kaisers, die der Stadt als Besatzung dienen sollten, von deinen Mauern entfernt wissen wollte, in derselben Absicht, in der in der bekannten Fabel die Wölfe verlangten, dass des Friedens halber die Hunde ihnen ausgeliefert würden. Das erhellet auch noch genugsam aus dem Umstande, dass deine ersten Bürgermeister, als sie von dem gallischen, aus klingendem Silber und bestechendem Golde bereiteten Liebestrank[2]) genossen hatten, so sehr allen Sinnes und Verstandes beraubt waren, dass sie einen Fremden eingesetzt haben zum Erben aller deiner Güter, der beweglichen sowohl als der unbeweglichen, der Befestigungen, des Staatsschatzes und des Zeug-

[1]) Ammeister hiessen in Strassburg die Bürgermeister. Jedes Jahr wurde ein neuer erwählt. „Der Ammeister convociret und regieret den Rath, und giebt zu erst sein Votum. Dieser Ammeister sind 6 und folgen einander nach ihrer Wahl-Ordnung in der Regierung, so, dass, wenn 6 Jahr um sind, der erste wieder dran kommt." Zedler, Universallexikon, 40 Bd., Sp. 687.

[2]) Von einem aus Gold und Silber bereiteten Liebestrank spricht auch Leibniz in seinem „Epitaphium Argentinae".

hauses. Deinen Bürgern haben sie kaum einen Schatten von Freiheit gelassen. Aus diesem Grunde muss ich wohl endlich eine Ansteckung der Krankheit annehmen, die schon lange die klügeren bei dir geheilt wissen wollten, und um deswillen muss ich mich schon mehr vor der Gemeinschaft mit dir hüten, zumal da dein Brief in freiwilligem Bekenntnis aussagt, dass die Ursache deines Verderbens ein nicht weniger gefährliches Übel, die Geldklemme, gewesen sei; dabei aber fällst du ein ungünstiges Urteil, das du dir aus deinen verdorbenen Sitten herausgebildet hast, indem du dich nicht scheust, auch die Sitten meiner Hofleute ohne Unterschied zu beschimpfen, gleichsam als ob die Nachahmung einer fremden Schuld Schuldlosigkeit bedeute, während doch niemand unter deinen höhergestellten Bürgern weiss, dass man nach den Gesetzen leben muss, die das Wohl des Ganzen zur obersten Richtschnur machen. Dass Seppeville eine grosse Summe baaren Geldes meinen Verrätern, den Ungarn, ausbezahlt hat und dass er unter der Maske eines Allerchristlichen Gesandten weniger christliche, ja für meine Lage äusserst gefährliche Pläne und noch dazu innerhalb meiner vier Wände geschmiedet hat, wird niemand billigen, ausser wer ein glücklich abgelaufenes Verbrechen eine Tugend nennt. Wenn ich frei reden und dem Gerücht Glauben schenken darf, so drohte nicht dir allein von Westen her Unglück, sondern auch mir werden von dort aus noch täglich Stürme und Nachstellungen bereitet; dir ist das Verhängnis bekannt, und allzu bekannt ist die Denkschrift aus den Akten des Reiches vom Jahre 1544, die den Feind des christlichen Staates selbst, der schlimmer ist als jener Feind, zu den Waffen rief, obwohl ein schlimmeres Heilmittel für eine Krankheit anzuwenden und die Waffen der Ungläubigen gegen die Gläubigen anzurufen immer die Bezeichnung einer Rettung mit den verruchtesten Mitteln verdient. Ich kann nicht leugnen, dass ich selbst unter so vielen schmerzlichen Leiden, denen ich ausgesetzt war, und insbesondere während der engen Belagerung von so vielen Tausenden grausamer Feinde von meiner Höhe herab alle Übel meines Unglücks und des bedrängenden Feindes nicht völlig überzählen konnte. Doch ich will jetzt schweigen von den heimlichen schwarzen Plänen meiner anderen feindlichen Nachbarn, die gleichsam verzweifelten darüber, was sie mit mir machen sollten, und von den Gedanken, die noch Verderblicheres in sich verbergen. Allerdings bin ich um einige Stufen niedriger als du,

doch bin ich in der Hinsicht glücklicher, weil ich selbst von meiner Höhe aus nicht nur gesehen habe, dass endlich eine Wendung zum Bessern eingetreten ist und dass mit Hülfe des allmächtigen Gottes die alte deutsche Tapferkeit wieder auflebt und zusammen mit ihren Verbündeten eifrig und mit siegreicher Hand für mich kämpft, sondern auch darin habe ich den höchsten Preis für meine Treue erhalten, dass durch die Zerstreuung der Belagerer mein alter Ruhm wieder zu mir zurückgekehrt ist. Wer möchte daher nicht mit mir die Führer und Krieger, die ihrer Ahnen sich würdig gezeigt, mit den höchsten Ehren zieren? Wer möchte zweifeln, dass Ariovist, Widukind, die Karle, Ottonen, Friedriche, Rudolphe, Maximiliane und Ferdinande und andere Fürsten, die sich nicht weniger durch ihren Ruhm der Nachwelt empfohlen haben, gleichsam auferstanden sind? Wer möchte nicht mit mir freudigen Herzens und aus voller Brust jauchzen darüber, dass alle bei dieser Gelegenheit sich unvergänglichen Ruhm erworben haben, und wer möchte nicht mit mir wünschen, sie in unseren Annalen aufzuzeichnen? Zumal da ich nicht mehr der Knechtschaft Fesseln zu fürchten brauche, die mir schon bereitet waren, sondern wie es unsere, der Türme, Stellung fordert, über andere herrschen und unverkürzter Freiheit mich erfreuen kann; bei dir wird die Zeit lehren, unter welchem Joche du in Zukunft seufzen musst oder ob du von meinen Helden und aus der Freiheit, die ich neuerdings errungen, neuen Trost hoffen darfst. Dass man sonst nicht allein vor deinen „Episcopi", sondern auch vor anderen Leuten, nüchternen und berauschten, klugen und dummen, wegen ihrer Treulosigkeit, die den elsässischen Adel und dich selbst unter das Joch der Knechtschaft gebracht hat[1]), sich hüten muss, dass sie nicht gleichsam mit ihrem verderbenbringenden Gestirn[2]) andere, die noch in der Treue fest sind, anstecken, das war mir schon bekannt, bevor es erlaubt war, mit einem klügeren Mittel diesem Übel zeitig zu steuern, und ich habe leider nicht ohne grossen Schaden gelernt,

[1]) Der Autor meint hier wahrscheinlich die Fürstenberge, die erst 1664 vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren, und den Freiherrn Johann Friedrich von Wangen-Geroldseck, den erst 1678 Leopold I. in der Würde eines Reichsfreiherrn bestätigt hatte, der aber sehr bald zu Ludwig XIV. überging. Beide, die Fürstenberge sowohl als der Herr von Wangen, belohnten die kaiserliche Gnade mit schnödem Undank. Vgl. „Zur Geschichte der Strassburger Kapitulation von 1681", S. 63, Anm.

[2]) Ist hier in astrologischer Beziehung gemeint.

dass man mit solchen Leuten für die Zukunft vorsichtiger umgehen muss. Übrigens kannst du entgegen deinen Mitteilungen versichert sein, dass ein Mann, der in der Kunst der Astrologie sehr bewandert ist, wenn ich auch, wie du, von der Spielerei Gebrauch machen soll, nämlich M Fr.: [1]) mir geweissagt hat, es werde mir gerade in diesem Jahr und gerade in diesem Monat unter dem furchtbarsten Unglück etwas Glückliches begegnen: andere, Fremde, haben dies aus deinem Astroskop heraus, berauscht vom Liebestrank, in ihrer irren Auffassung in schlimmem Sinne ausgelegt. So viel stärker als alles Menschliche ist die göttliche Macht.

Mehr noch würde ich dir und den Deinen schreiben, so sehr du auch meinem Briefe Langsamkeit und schädliche Trägheit vorwerfen magst, wenn nicht dir selbst schon mehr bekannt würde und bereits bekannt ist. Ich hoffe aber, dass mein grosser und glorwürdigster Kaiser nicht nur gegen Westen, sondern auch gegen Osten Gewalt mit Gewalt, Intriguen mit offenem Krieg, einen Feind, der sich den Anschein eines Freundes giebt, wie einen persönlichen Feind und Treulosigkeit mit deutscher Treue zu vertreiben stark genug sein wird.

Ich will schliessen mit der Mahnung des Claudianus, die allen gilt, denen ein besseres Los beschieden ist:

Desinat elatis quisquam confidere rebus.
Instabilesque Deos et lubrica Numina discat.

Gegeben am Tage nach meiner Befreiung, in dem durch einen glorreichen Sieg berühmten Jahre, im ersten der gefährdeten und bald wieder gewonnenen Freiheit. Der Turm von Wien, der durch das Recht der Zusammengehörigkeit und durch das Reich so fest mit dir verbunden ist, wie du mit mir, so dass du dich nicht auf eigene Faust, ohne mein Vorwissen, mit anderen als Genossen hast verbinden können, der dir aber inzwischen in dieser und in besserer Lage als Nachbar gefälligst entgegenkommt.

[1]) Vielleicht ist damit Johann Frischmann gemeint, ein geborener Strassburger der von 1658 bis 1674 und von 1679 bis 1681 französischer Resident in Strassburg, war. Nach der Kapitulation wurde er französischer Legationssekretär in Regensburg. Vgl. das oben, S. 114, Anm. 1 erwähnte Buch von Rathgeber, S. 19. Das M. vor dem Namen lässt sich vielleicht daraus erklären, dass der Verfasser des Briefes Kenntnis von einem Briefe des Gesandten in Regensburg, Verjus, an Louvois gehabt hat, in dem von Frischmann die Rede ist. Es steht da M. Frischmann, also Monsieur Frischmann, a. a. O. S. 84. Ob er in der Astrologie bewandert war, ist eine andere Frage.

So der Erguss des Stephansturmes zu Wien an seinen Kollegen in Strassburg. Dem Reichsgenossen, wie dem der Reichsgemeinschaft Entrissenen, will er immer dienstbereit sein: „tua in hac et meliori fortuna vicina officiosissima". Diese Äusserung des Österreichers lautet etwas anders als das Verlangen des Sachsen, der, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, von der wieder eroberten Stadt Strassburg nur mehr eine Citadelle übrig lassen will[1]).

Befremdender Weise wird in dem ganzen Stücke der Name des Grafen Rüdiger von Starhemberg, des eigentlichen Leiters der Verteidigung Wiens, mit keiner Silbe erwähnt, während der nur handschriftlich erhaltene Brief dem wackeren Manne Gerechtigkeit widerfahren lässt. In der Handschrift wird er „turris nostrae decus et praesidium" genannt.

So schwülstig und schlecht das Latein ist, das der oder die Verfasser der beiden Briefe verbrochen haben, so geschmacklos oft die darin enthaltenen Anspielungen auf hochstehende Persönlichkeiten sind, so gehört doch die Flugschrift unzweifelhaft zu den interessantesten Stücken, die wir über Strassburgs Fall besitzen.

Eine Frage bleibt offen: Rühren die beiden Schreiben von einem Autor her oder haben sie verschiedene Verfasser? Nach der Handschrift dürfte man wohl zwei Autoren annehmen, denn dort weichen die Briefe in ihrem Gedankengang völlig von einander ab. Die Antwort des Wiener Turmes bringt gar keine Replik auf die Insinuationen seines Kollegen in Strassburg und geht überhaupt nicht auf dessen Gedanken ein. Die gedruckten Briefe dagegen lassen ihre Zusammengehörigkeit auf den ersten Blick erkennen. Der Wiener Turm geht das Strassburger Schreiben Punkt für Punkt durch und weist alle Verdächtigungen einzeln zurück. Nehmen wir an, der Autor des Flugblattes sei ein guter deutscher Patriot: nach dem Falle Strassburgs glaubt er, es sei auch um die Freiheit Wiens geschehen, zumal Franzosen, Ungarn und Türken mit einander conspirieren; eine Rettung der österreichischen Hauptstadt hält er nicht mehr für möglich. So schreibt er resigniert den aus Strassburg datierten Brief. Doch plötzlich tritt das unerwartete Ereignis ein, Wien wird befreit, und naturgemäss will der Autor das wieder gutmachen, was er in seinem Strassburger Schreiben gegen die Wiener gesagt hat. Er sucht ihre Heldenthat möglichst herauszustreichen und die Strassburger als schwere

[1]) Vgl. oben S. 96.

Verbrecher gegen Kaiser und Reich hinzustellen. Nur wenn wir die beiden Schreiben von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, können wir einen und denselben Autor vermuten, von den Handschriften, — an denen überdies zwei Schreiber beteiligt sind — können wir das durchaus nicht sagen.

Allerdings durfte Deutschland auf die rühmenswerte Haltung der Wiener und auf den Erfolg seiner Waffen am Kahlenberge stolz sein, doch allzu rosig durfte ihm trotzdem die Zukunft nicht erscheinen. Zwar hatte vor dem Beginn der Belagerung Wiens Ludwig XIV. die Blokade von Luxemburg aufgehoben, doch im Frühjahr 1684 standen die Franzosen wieder vor seinen Thoren. Die Möglichkeit eines Doppelkrieges nach Osten, wo die Türken wieder neue Streitkräfte sammelten, und Westen war damit nicht ausgeschlossen.

Diese Möglichkeit behandelt ein „Europäisches Staats-Perspectiv" ausführlich in 18 Kapiteln[1]). Der Verfasser, der, wie es scheint, Protestant ist, lässt einen Franzosen, einen Deutschen und einen Spanier sich über den Zustand Europas unterhalten. Der Franzose prahlt mit den Thaten seiner Herrscher und mit der Macht seines Staates, der Deutsche und der Spanier machen ihm kräftig Opposition.

Eine Einleitung wird vorausgeschickt, in der von der Regiersucht und Ländergier sowohl christlicher als unchristlicher Fürsten die Rede ist, und von blutigen Kriegen, durch die Europa viel zu leiden hatte. „Sonderlich aber hat das gute und friedliebende Teutschland, so fast in der Mitten lieget, der schöne und zugleich blutige Zank-Apfel seyn müssen, worum sich von vielen Zeiten her, auswärtige Monarchen entweder durch List oder mit Gewalt eiferig bemühet, und so grausame Kriegsflammen deswegen angezündet haben, in vermessener Hoffnung, sich dessen dennoch endlich zu bemächtigen, und dadurch nicht nur, die Gränzen sondern auch die Hoheit ihrer Königreiche und ehrsüchtigen Herrschafften zu vergrössern." Der Grund dafür wird uns auch angegeben: es ist „der Welt-erhöhete Reichs-Adler mit dem güldenen Apffel", der so manchen ländergierigen Potentaten in die Augen sticht: sie wollen

[1]) Flugschrift in 4°: „Europäisches Staats-Perspectiv, Worinnen, Diejenigen Conjuncturen Der Potentaten in Europa, Deroselben weitaussehende Kriegs-Rüstungen . . . . unpartheyisch vorgestellet werden, von dem Authore. Auf eigene Kosten Gedruckt im 1684. Jahr." Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103.

ihn Deutschland nicht mehr gönnen, obwohl es ihn seit Karl's des Grossen Zeiten beständig besessen hat. Die grössten und mächtigsten Missgönner, meint der Verfasser, seien der Türke und der Franzose.

Nun beginnen die drei Vertreter der Nationen ihre Unterhaltung. Der Spanier spricht als der Erste von dem Schaden, den sein Vaterland durch die Franzosen erlitten habe und noch erleiden müsse; dann erzählt der Franzose von seinen Königen, von der Tüchtigkeit des ersten Franz, von der Tapferkeit und dem Glücke Heinrich's II., der die Grenzen seines Reiches erweitert habe durch die Eroberung der schönen Städte Metz, Toul und Verdun, von den Plänen Heinrich's IV., von Ludwig XIII. und von Ludwig XIV., dem Grossen. Wie viele herrliche Thaten wird dieser König noch thun, nachdem er die gewaltige und feste Stadt Strassburg, die ein Zügel und ein Hemmnis für unsere Fortschritte war, unter seine Botmässigkeit gebracht hat. Wir werden jetzt im Elsass, in Lothringen und in den angrenzenden Rheinlanden leicht den Meister spielen können, da der Strassburger Rheinpass in unseren Händen und die Stadt uns nicht mehr wie früher „ein Dorn im Auge und gleichsam ein Stein im Rücken" ist. Wir haben eine starke Citadelle daselbst aufgeführt, welche die Stadt vor einer Eroberung durch die Deutschen schützen wird und uns vor einem Einfall ihrerseits bewahrt: doch ich glaube kaum, dass die Deutschen einen Krieg beginnen werden. Unser König weiss sich der türkischen Maximen recht wohl zu bedienen, wenn es sich um so wichtige Festungen handelt. Wenn er einmal irgendwo sich festgesetzt hat, so lässt er sich den Platz nicht wieder abnehmen. Es ist unserm König durchaus nicht angenehm, dass so viele Städte und Festungen sich ihm ohne Schwertstreich ergeben haben. Viel lieber hätte er gesehen, wenn Strassburg dem heiligen Römischen Reiche erhalten geblieben wäre. Es ist ja ein herrlicher Vorteil für unsere Nation, dass wir andere Länder vermittelst ihrer eigenen Festungen unserm Lilienbanner unterwerfen können. Es hat — besonders in den Niederlanden — ein mächtiger Ort dem andern gleichsam die Hand gereicht, und sie haben sich unter des grossen Ludwig welterhabenes Szepter begeben, entweder aus Furcht vor unserer grossen Macht, oder schon von dieser überwältigt und bezwungen. Unserm König ist nichts lieber, als wenn er seinen Ruhm und die Grenzen seines Reiches durch ungemeine Tapferkeit und

mächtige Eroberungen vergrössern kann. Daher war es ihm im jüngst verflossenen holländischen Kriege meist zuwider, in kurzem mehr unterworfene Städte und Festungen als Tage des Feldzuges zählen zu können, und zwar deswegen, weil so viele uns entweder die Schlüssel selbst auf etliche Meilen Weges entgegenbrachten, oder ohne dass wir einen Kanonenschuss abgegeben hatten, die Thore öffneten und sich unserer Macht ergaben. Dadurch ist aber sowohl dem heldenmütigen Louis als auch der streitbaren französischen Nation die Gelegenheit abgeschnitten und das Feld der rittermässigen Tugend gleichsam versperrt worden, dass wir unsere tapferen Fäuste und wackeren Degen nicht recht haben gebrauchen können, wie wir gerne gewünscht hätten.

In dieser Weise lässt der Verfasser den Franzosen renommieren; hie und da flicht er auch ironische Bemerkungen ein, besonders über die Unbeholfenheit und Langsamkeit der Deutschen gegenüber dem schnellen Vordringen der Franzosen.

Der Deutsche muss nun auch zu Worte kommen und seine Meinung äussern. Missmutig hatte er nebst dem Spanier dem „prahlerischen Eisenbeisser" zugehört, endlich bricht er sein Schweigen. Er erinnert den Franzosen daran, dass im holländischen Feldzuge doch nicht alles so glücklich abgelaufen sei, wie sein Gegner meine. Er gedenkt besonders der Eroberung von Maastricht und der neuntausend Franzosen, die vor seinen Thoren hatten bleiben müssen[1]). Der Vergleich zwischen Maastricht und Strassburg liegt nahe. „Hätte sich das verzagte Strassburg wie Mastricht gehalten, ich würdet schlechte Seide davor gesponnen, viel weniger euch so bald dieses starken Schlüssels zu Teutschland bemächtiget haben. Alleine weiln diese Stadt, welche doch vormahls so viel Wesens von ihrem groben Geschütz und Wehrhafftigkeit gemachet, dazumal wider Verhoffen zur verrätherischen Ubergabe Lust, und ihr auch nicht einen geringen Theil der Vornehmsten darinnen mit eurem Französischen Geld bestochen hattet; Als war es freylich leichte zu thun, diesen sonst importanten Ort dem Römischen Reich hinterlistig abzuzwacken; welches euch einen schlechten Ruhm eurer grossen Tapferkeit verursachen kan; zu geschweigen wie schön der Nimägische Frieden, welchen ihr nur vor kurzer Zeit beschworen, solcher gestalt von euch beobachtet worden sey".

[1]) Die Kapitulation von Maastricht fand am 30. Juni 1673 statt. Vgl. Erdmannsdörffer I, S. 589.

Also wieder muss das Wort Verrat herhalten, weil der Verfasser keine andere Erklärung für das betrübende Ereignis der Übergabe Strassburgs an die Franzosen finden kann.

Der Spanier mischt sich nun wieder ins Gespräch; er hält die französische „raison de guerre“ für unverträglich mit dem Völkerrecht. Das Bestechen von Festungskommandanten sei bei den Franzosen sehr im Schwange. Darauf meint der Angegriffene, die Deutschen und Spanier sollten es auch einmal damit in Frankreich versuchen, doch das Geld werde sie reuen. Übrigens zieht der Franzose in dem Wortgefecht bald den Kürzeren: seine Gegner setzen ihm heftig zu, besonders wegen der Wortbrüchigkeit seiner Regierung, so dass er sich nicht mehr zu helfen weiss, „seine Paruqve indessen bald zu hinterst bald zu föderst“ kämmt und „ihm die Hitze ziemlich unter die Augen“ läuft. Dann kommt man auf das Dependenzenrecht zu sprechen, dessen Existenz besonders dem Spanier nicht einleuchten will. Der Deutsche giebt seiner Verwunderung Ausdruck, dass sich noch immer deutsche Fürsten fänden, die sich unter den Schutz Frankreichs begäben. Das führe immer zum Verlust von Land und Leuten, wie man es ja im verflossenen Jahrhundert bei dem französischen Könige Heinrich II. und den protestantischen deutschen Fürsten habe erleben können. Jetzt thue Einigkeit unter allen Reichsgliedern not, ohne Ansehen der Partikularinteressen, gegen die Feinde von Morgen und Abend. Denn wenn man jetzt die Franzosen weit ins Innere des Reiches vordringen lasse, in der Meinung, sie nach beendetem Türkenkriege schon wieder hinaustreiben zu können, so dürfte man sich schwer irren, und es werde viele und grosse Mühe kosten, diese einmal eingenisteten Feinde wieder loszuwerden. Desto leichter aber werde Frankreich sein regiersüchtiges Vorhaben ausführen können.

Der trostlose Zustand des Reiches geht unserm Patrioten sehr zu Herzen; er stimmt ein Klagelied an über die verlorenen Städte:

„Man sehe Metz, Briesach, Freyburg, und nunmehro Strassburg an, derer importanten Vestungen in Spanischen Niederlanden jetzo zu geschweigen, ingleichen Nancy in Lothringen, Tull, Espinal, und viel anderer. Wenn wird der Reichs-Adler sich die Hoffnung machen dürfen, diese mächtigen und herrlichen Städte wieder unter seinen Flügeln zu sehen, und mit diesen ausgerupften starken Federn seine Hoheit zu zieren, oder vielmehr seine geschwächete

Blöse wieder zu bedecken? Und so lange er diese nicht wieder erlanget, wird es ihm mit der Zeit schwer fallen, in Ruhe zu sitzen, und die übrigen zu erhalten, dass ihme derselben nach und nach nicht mehr sollten ausgerupfet werden.

Man siehet, wie gering ein so einzeler Verlust anfangs von denen Unserigen geachtet und so kaltsinnige Anstalt gemachet wird, das Verlohrne wieder zu gewinnen, wie schwer und langsam gieng es zu, dass man nur die einzige Vestung Philippsburg denen Franzosen wieder abnehmen kunte? Wegen Strassburg aber, woran doch dem ganzen Rheinstrom und Römischen Reiche so viel gelegen, hat man noch keinen Degen zucken, viel weniger andere Mittel ergreiffen wollen, diesen hocheinträglichen Ort denen Franzosen zu entziehen, ehe sie sich darinnen recht veste setzen möchten. Da es denn nachmals dreymal so schwer ist, denselben wieder zu erobern".

Wie viele Publizisten, so empfindet auch unser Artikelschreiber den Verlust Strassburgs sehr hart und es betrübt ihn, dass das Reich so wenig, oder, wie er meint, gar nichts zu seiner Wiedergewinnung gethan hat. Von dem Laxenburger Bündnis scheint er nichts zu wissen oder er setzt vielleicht Zweifel in den guten Willen und die Ausdauer der Alliierten. Allerdings ist es auch nur einmal in Aktion getreten, aber nicht gegen die Franzosen, sondern nur gegen die Türken.

An all dem Unglück, meint der Verfasser, sei zum grossen Teile auch Spanien schuld, weil diese Macht im verflossenen Jahrhundert eine „grosse Monarchie ausbrüten" wollte und einen fanatischen Religionseifer entwickelte. Dagegen habe man den König von Frankreich, Heinrich II., zu Hülfe rufen müssen (!). Seit der Zeit sei man die Franzosen nicht mehr losgeworden. Dann habe Karl V. den burgundischen Kreis vom Reiche eximiert und der Krone Spanien einverleibt, diese aber habe das Erworbene nicht genügend schützen können, und so sei es den Franzosen wehrlos preisgegeben worden.

Der Autor lässt die drei noch lange über die Konjunkturen in Europa diskutieren. Zum Schlusse wird den Franzosen vorgeworfen, dass sie es mit dem Frieden nicht ernst meinten. Sie hätten es immer noch darauf abgesehen, wenn nicht Luxemburg, so doch Trier zu überrumpeln. Daher dürfe man auf die Glaubwürdigkeit ihrer jetzigen Friedensvorschläge nicht eher vertrauen,

„biss man selbige würcklich und in der That vollzogen siehet, welche nicht minder zu wünschen als heilig zu beobachten stehen".

Leider sollte der Verfasser mit seinen düsteren Ahnungen Recht behalten: erst kapitulierte Luxemburg am 4. Juni, gleich darauf besetzte Crequi auch Trier und liess die Festungswerke schleifen. So fielen die beiden wichtigen Plätze den Franzosen in die Hände, und es half nichts, wenn man auch zur Zeit wenig Lust hatte, das „hocheinträgliche" Luxemburg den Franzosen zu überlassen: sie wurden mit Gewalt der Festung Meister. Und dann schloss Spanien mit Ludwig XIV. Frieden, kraft dessen Frankreich Luxemburg behielt. Das Reich aber musste Ja und Amen dazu sagen und Strassburg fallen lassen. Alles Dinge, welche die Stimmung unsers Patrioten noch mehr trüben mussten, als es schon der Fall war, vorausgesetzt, dass er die Ereignisse noch miterlebte.

Eine anderer Journalist hat nach dem Beispiel des „Europäischen Staats-Perspectivs" Veranlassung genommen, seinem Herzen über das „regiersüchtige Franckreich" Luft zu machen[1]). Von seinem Vorgänger hat er die Dialogform entlehnt: während aber dieser nur einen Franzosen, einen Deutschen und einen Spanier mit einander diskutieren lässt, führt er fünf Personen redend ein; anstatt des einen Deutschen im „Staats-Perspectiv" finden wir hier drei Deutsche, einen Geistlichen, einen Politikus und einen Soldaten. Diese unterhalten sich über die Berechtigung des Krieges überhaupt. Es werden besonders die staats- und völkerrechtlichen Missgriffe der Krone Frankreich beleuchtet. Während sonst, in anderen Flugschriften, überhaupt die Politik Frankreichs gegenüber den anderen europäischen Staaten der Kritik unterzogen wird, stellt man sich hier mehr auf die Seite des Juristen[2]), und es wird der Nachweis versucht, dass Ludwig XIV. kein Recht hatte, Europa mit Krieg zu überziehen.

Die drei genannten Leute sprechen über verschiedene Begebenheiten des vergangenen und des laufenden Jahrhunderts. Der Streit wird erst lebhaft, nachdem der Franzose und der Spanier hinzuge-

[1]) Flugschrift in 4°: „Das Regiersüchtige Franckreich. Worinnen der Europäischen Welt, sonderlich aber Franckreichs Regiersucht ..... von langen Zeiten her unpartheyisch vorgestellet werden etc. In Verlegung des Autoris, Anno 1684." Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103. Einzeln, in Sammelbänden, auch zusammen mit dem „Europäischen Staats-Perspectiv."

[2]) Es wird öfters Hugo Grotius' Hauptwerk „de iure belli et pacis" erwähnt.

kommen sind. Der Politikus erzählt von der Wegnahme von Metz, Toul und Verdun, vom Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit und vom dreissigjährigen Kriege. Darauf geraten der Spanier und der Franzose in einen heftigen Wortwechsel über den Frieden von Nimwegen und seine Folgen. Der Spanier spricht: „Habt ihr so denn euch auf dieses Gewissenlose principium (auf die Wortbrüchigkeit) beruffen, woraus wenig Ehre und Reputation zu vermuthen stehet. Dieses hat man auch gesehen an dem Nimwägischen Frieden, welchen ihr so betheurlich bekräfftiget, aber schlecht genug beobachtet, indem kaum das aufrichtige Teutschland sich zur Ruhe begeben, und die Waffen, wiewol etwas leicht-trauig oder sicher, hingeleget, nahmet ihr wider gegebene Parol, den Frieden nicht zu kräncken, durch Verrätherey und Bestechung den mächtigen Pass und Schlüssel des Römischen Reichs, welcher euch noch bisshero im Wege gestanden, nemlich Strassburg, hinweg.

Dieses unrechtmässige Verfahren aber dennoch zu beschönen, kam man mit der Aftergeburt neuer Dependentien aufgezogen, weil Strassburg eine Stadt im Elsass gelegen; dahero mit der Landgrafschafft an Franckreich gehörig sey, als eine von Elsas, welches der Cron Franckreich schon von dem Ossnabrugischen und Münsterischen Friedenschluss her zustehet, dependirende Stadt: So unverschämt, sagt der Spanier weiter, dürffet ihr nun seyn, und wider den klaren Buchstaben gemeldter Friedenschlüsse eure unrechtmässigen Attentata und Actiones behaupten wollen".

Zur Bekräftigung seiner Worte führt der Spanier den bekannten 87. Paragraphen des Münsterischen Friedens an, der den reichsunmittelbaren Städten im Elsass die Reichsfreiheit garantiert, aber er verschweigt vorsichtigerweise den Schlusssatz, der an Klarheit zu wünschen übrig liess, und den die Franzosen zu ihren Gunsten auslegten. Ebenso wenig ist im Frieden von Nimwegen davon die Rede, dass Strassburg von der im Münsterischen Friedensinstrument ausdrücklich vorbehaltenen Reichsunmittelbarkeit ausgenommen und Frankreich zugeteilt worden sei, sondern eher das Gegenteil. Der Verfasser, der hier durch den Mund des Spaniers spricht, bleibt sich klarer über die Bestimmung des ominösen § 87 bezüglich der zehn Reichsstädte im Elsass als Hornick, eben weil er den Schlusspassus weglässt. Während Hornick einerseits trotz aller Versicherungen, dass die Sache an sich vollkommen klar sei und keiner weiteren Auslegung bedürfe, doch nicht recht mit der

Sprache herausrückt, wie er das Verhältnis der Dekapolis zum Kaiser und zu Frankreich auffasst[1]), so sagt unser Schreiber andererseits offen, das Vorgehen Frankreichs gegen die zehn Reichsstädte, ihre Unterwerfung unter die französische Herrschaft, sei unbillig, weil sie wider den klaren Buchstaben des Münsterischen Friedens verstosse laut der Worte: „Teneatur Rex Christianissimus . . . . praedictas decem Civitates Imperiales, quae praefecturam Hagenoensem agnoscunt, in ea libertate et possessione immedietatis erga Imperium Romanum, qua hactenus gavisae sunt, relinquere".

Kehren wir wieder zu dem Streite zurück, der sich in unserer Schrift zwischen dem Spanier und dem Franzosen entsponnen hat. Wie in der vorhin besprochenen Broschüre, so kann sich auch hier der Franzose der Vorwürfe nicht mehr erwehren, er kämmt in der Verlegenheit seine Perücke „wol zehenmal" hin und wieder, und dann weiss er nur die „raison de guerre" als Entschuldigung anzuführen.

Man darf aber nun nicht glauben, der Verfasser sei dem Spanier, als dem Verbündeten des Kaisers, besonders hold, im Gegenteil, ihm wird genau dieselbe Regiersucht zur Last gelegt wie dem Franzosen. Aus dieser üblen Eigenschaft entspringen grosse, blutige Kriege, die der christlichen Lehre durchaus zuwiderlaufen. An diese Auseinandersetzungen schliesst sich eine lange Debatte über die Leichtfertigkeit und Frivolität, mit der manche Potentaten — selbstverständlich ist Ludwig XIV. gemeint — Kriege vom Zaune brechen. Nachdem dieses Thema erschöpft ist, geht man zu der Türkenfrage über. Die christlichen Völker, heisst es, müssen sich wider den Erbfeind aus Osten zusammenthun. Leider aber steht Frankreich mit ihm, den es zur Demütigung des Hauses Habsburg und zur Erlangung der Kaiserkrone benutzen will, im Bunde. Der Franzose in unserm Stücke erzählt von der Prädestination des Dauphins zum Weltmonarchen. Der Pariser Parlamentsrat Aubery hat dem französischen Kronprinzen künftige Herrlichkeit geweissagt[2]). Es entsteht natürlich unter den Anwesenden ein lebhafter Disput über diese Frage, und der Franzose wird mit den Waffen des eigenen Landsmannes David

[1]) Vgl. oben S. 29 und 30.

[2]) Der Verfasser kennt Aubery, ebenso wie der Autor des „Wieder-Schalles dess Frantzösischen Cabinets", nur aus den „Axiomata politica Gallicana".

Blondel geschlagen[1]). Er will sich aber noch nicht für besiegt erklären, sondern er sucht nach Argumenten für die Hegemonie Frankreichs in Europa. Die französischen Könige, sagt er, führen ihren Stammbaum auf Karl den Grossen zurück, der ein Franzose gewesen ist. Dagegen behaupten die Deutschen, er müsse ihrem Stamme angehört haben: 1. weil man ihn jederzeit für einen Deutschen gehalten habe; 2. weil er auf der Pfalz zu Ingelheim, deren Trümmer noch zu sehen sind, geboren und erzogen worden sein soll. So erzählen die dortigen Einwohner. Der historischen Forschung gegenüber würden diese beiden Gründe für das Deutschtum Karl's des Grossen wohl kaum standhalten können.

„Und gesetzet auch", fährt der Verfasser fort, „dass Carolus Magnus in Frankreich gebohrn und erzogen, so seyn doch dessen Vorfahren Teutsche gewesen, welche ihre Güter an dem Rheinstrohm und an der Maas sollen vor diesen bewohnt haben, deren Gebiet sich durch Brabant, das Herzogthum Jülich, und dort herum erstrecket: Nach diesem haben sie sich zum Theil in Frankreich begeben, und daselbst unter der Merovaner Familie die vornemste Reichs-Aemter bedienet. Dessen aber ohngeachtet, so hat Carolus Magnus sich der Teutschen Sprache, Sitten, und Kleidung gebrauchet, auch bey seiner Regierung meist in Teutschland, sonderlich zu Aachen, residiret und daselbst begraben worden.

Ja, was das meiste und vornemste, so ist das Römische Kayserthum und desselben Würde auf die Teutschen gebracht, deroselben Reiche einverleibet, so viel hundert Jahr, wider alle Ansprüche, und Feindseligkeiten behauptet, und bis jetzo beständig erhalten worden, welches genugsam ist, alle euere (der Franzosen) vermeynten Praetensiones zu widerlegen und umzustossen. Dannenhero ist es umsonst und vergebens, was ihr auch noch so hefftig darwider suchet und einwendet."

An dieser ganzen Darlegung können wir den Einfluss von Hornicks frankopolitischen Traktaten und der Schriftsteller, die der österreichische Politiker benutzt hat, besonders den Lupolds von Bebenburg, deutlich wahrnehmen. Wenn unser Autor erzählt, die Vorfahren Karls des Grossen seien zum Teil nach Frankreich gewandert, so sagt dasselbe Hornick in seinem „Bericht vom alten Königreich Austrasien" und in seinem „Wahren Franckreich" von

[1]) Vgl. Hornick's „Wahres Franckreich", oben S. 36 ff.

den Franken überhaupt. Die Worte, deren er sich in der Einleitung zu der letzteren Schrift bedient, um die französischen Ansprüche zurückzuweisen, sind nicht sehr verschieden von denen unsers Schreibers.

Sonst enthält das „Regiersüchtige Franckreich" noch einen Überblick über die französische Geschichte seit Ludwig XI. bis zum Frieden von Nimwegen. Die drei letzten Jahre des holländischen Krieges, 1675 bis 1678, sind auffallend kurz behandelt. Turenne's Tod sei die Ursache gewesen nach der Ansicht des Verfassers, dass Frankreich zum Frieden geneigt war, der zwar zu Nimwegen geschlossen, doch „wegen aufgesuchter Depententien bald wieder zerlöchert worden" sei. Zum Schlusse spricht der Schreiber den Wunsch aus, dass Frankreich „diese regiersüchtige Crone durch List, Gewalt und Geld, Teutschland nicht ferner beunruhigen möge", ein Wunsch, der bei den damaligen politischen Konjunkturen noch recht lange ein frommer bleiben sollte.

Der 30. September 1681 war für Ludwig XIV. ein Glückstag: zwei starke Festungen, Strassburg und Casale, fielen an demselben Tage in die Hände seiner Truppen. Am königlichen Hofe herrschte grosse Freude: Ludwig XIV. liess zur Erinnerung an die Einnahme von Strassburg eine Denkmünze prägen, in Frankreich wurde die „Heldenthat" laut gepriesen, ja bis in den Himmel erhoben, obwohl man unrecht Gut genommen hatte. In einem „Curiösen Staats-Gespräch"[1]) hält ein Holländer einem Franzosen eben das vor mit den Worten: „Solches verdreust GOtt, weil er verbeut eines andern Gut hinwegzunehmen, solches verdreust die Menschen, weil ein jeder weiss, dass der König hatte seine parole gegeben nichts wieder die Freyheit dieser Stadt anzufangen, und gleichwohl bemächtiget er sich selber nicht allein mitten im Friede, sondern läst noch dazu eine Citadella da bauen, gleich als wenn das erste Verbrechen nicht gross genug wäre, sondern man müsse es noch denckwürdiger durch ein anders machen." Der Franzose wendet dagegen ein, Strassburg gehöre zum Elsass, und das Elsass sei durch den Frieden von Münster an Frankreich abgetreten

[1]) Flugschrift in 4°: „Curiös Staats-Gespräch eines Frantzosen und Holländers, In welchem ..... des Königs in Franckreich Machiavellische Politiqve und unverantwortliche Proceduren im Reich erwiesen werden ..... Aus dem Frantzösischen ins Deutsch übersetzet. Im Jahr 1684." Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103. Auf der Münch. Staatsbibl. in zwei Exemplaren.

worden. Der Holländer giebt das zwar zu, aber er bestreitet, dass das ganze Elsass den Franzosen gehöre; die zehn freien Reichsstädte seien ausgenommen. Der Verfasser verfällt in den Irrtum, zu glauben, dass Strassburg eine dieser zehn sei. „Nun hat der Käyser durchaus nicht durch die Münsterischen Tractaten diese Städte dem König abzutretten, denn sie gehöreten ihm nicht.“ Dagegen wird niemand etwas einwenden. Aber die Franzosen haben doch ein gewisses Recht an den zehn Städten. „Allein was sie belanget, sie haben sich gleich den Augenblick da sie selbige gesehen, da (muss wohl heissen weil) sie ihnen anstünden, eingebildet, sie kämen ihnen zu, und wären auch mächtig genug ihnen ihre Freyheit zu unterdrücken.“ Der Verfasser hat ganz Recht: Die Dekapolis im Elsass „steht“ den Franzosen „an“, d. h. sie haben etwas darin zu befehlen, aber sehr wenig. In der That war das Amt des Landvogts über die zehn Städte, das infolge des westfälischen Friedens von den Habsburgern an die Krone Frankreich übergegangen war, nur eine sehr wenig bedeutende Schutzherrschaft; sonst „gelten die zehn Städte als ebenso reichsunmittelbar, wie Nürnberg oder Augsburg“[1]). Also: weitere Ansprüche hat der König von Frankreich nicht. Dieses Moment des „Anstehens“ oder des Zustehens der Dekapolis an Frankreich verschweigen sowohl der Autor des „Regiersüchtigen Franckreich“ als auch Hornick.

Sonst enthält die Broschüre nichts Neues. Sie beschäftigt sich allerdings noch mit den Dependenzen, sagt aber dasselbe, was wir schon in anderem Zusammenhange haben kennen lernen.

Während man so einerseits sich bemühte, das Verwerfliche an der äusseren Politik Frankreichs ins rechte Licht zu setzen, und während man darnach strebte, seine „regiersüchtigen“ Pläne zu durchschauen, suchte man andererseits aus den Maximen seiner inneren Politik für Deutschland Nutzen zu ziehen und besonders die Grundsätze der französischen Finanzverwaltung im Reiche, oder wenigstens in einzelnen Teilen desselben, geltend zu machen. Unser alter Bekannter, Philipp Wilhelm von Hornick, trat im Jahre 1684 mit einem wirtschaftspolitischen Programm auf, das er in seinem Hauptwerke „Österreich über alles, wann es nur will“ usw. niedergelegt hatte[2]). Das Buch ist, wie Inama sagt, „in der That als

[1]) Erdmannsdörffer I, S. 43.

[2]) Vgl. oben S. 74.

präcisester, abgeklärtester Ausdruck des deutschen Merkantilismus von bleibendem Werte für die Geschichte der Nationalökonomik“[1]). Die Grundgedanken dieses Werkes nun, das erst nach hundert Jahren, 1784, seine letzte Auflage erlebte, finden sich in einer Schrift, die als Flugblatt Verbreitung gefunden hat, aufgezeichnet[2]).

Wie in den frankopolitischen Traktaten, wie in der Apologie der Waldeckischen Allianz, wie in „Österreich über alles, wann es nur will“, so spricht auch hier der Verfasser die Hoffnung auf einen baldigen, siegreichen Krieg mit Frankreich aus, um diese Nation für das Unrecht, das Deutschland schon so lange von ihr erlitten, endgültig zu strafen.

Man könnte nun leicht auf den Gedanken kommen, Hornick selbst habe die Flugschrift abgefasst; doch das trifft nicht zu, obwohl sich im Vorwort ein starkes Selbstbewusstsein ausspricht, der Verfasser von der Richtigkeit dessen, was er schreiben will, völlig überzeugt ist und nichts sehnlicher wünscht, als seine Vorschläge verwirklicht zu sehen; Hornick ist nur, wie er im 2. Kapitel seines Werkes sagt[3]), durch die Schrift angeregt worden, den dort für ganz Deutschland ins Auge gefassten Merkantilismus zunächst auf Österreich zu beschränken, damit Deutschland „in Erhebung inländischer Manufacturen und Commercien einen Vorgänger“ habe.

Es sei leicht, meint der Autor, von Frankreichs Thaten zu schreiben, weil diese meist unvergleichlich sein sollen; den Zustand

[1]) Allg. deutsche Biogr. Bd. XIII, S. 157.

[2]) Flugschrift in 4°: „Teutschland über Franckreich, Wenn es klug seyn will. Gedruckt im Jahr Christi 1684.“ Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103. Auch in Sammelbänden. Der Verfasser unserer Broschüre sucht, wie Hornick, das Gute am französischen Merkantilismus hervorzuheben, die geordneten Finanzen und die dadurch bedingte Stärke des Staates. Ein Gegner Colbert's zeigt uns die Kehrseite der französischen Finanzverwaltung, das entsetzliche Elend des Volkes, das unter dem Drucke der Auflagen und Abgaben seufzte. Für seine Schandthaten erhält Colbert einen Platz in der Hölle neben dem Propheten Muhamed in einer Flugschrift, die zwar in italienischer Sprache abgefasst, aber in Deutschland entstanden zu sein scheint. „Dialogo Tra Maometo et Colbert. Colon. 1683.“ Auch in französischer und deutscher Sprache findet sich die Schrift, deutsch unter dem Titel: „Unterredung In dem Reich der Fünsternuss, Zwischen Mahomet, und ..... Colbert, Uber die jetzmahlige Läuffe der Zeiten. Allen recht Teutschen Freunden zur Nachricht, und zugleich für eine Kurtzweil auss dem Frantzösischen ins Teutsche gantz eylfertig übersetzet Im Jahr 1684.“ Der Verfasser verfolgt die Absicht, Ludwig XIV. von allen Vorwürfen zu befreien und seine Minister für die Fehler der Regierung verantwortlich zu machen. Muhamed bespricht in ziemlich geschmackloser Weise die Entsetzung Wiens.

[3]) a. a. O. S. 4.

von Deutschland dagegen zu halten, ist mühsam und fast vergebens, weil es seine eigenen Kräfte nicht verstehen, aus Schaden nicht klug werden und sich selbst nichts sagen noch helfen lassen will. Haben die Deutschen mit auswärtigen Kronen und Republiken zu thun, so ist es entweder mit Freunden oder mit Feinden oder mit einer dritten Art, die mit der Sprache nicht recht heraus will. „Gegen die Freunde sind sie allzu verträulich und ehrlich, andere aber heissen es, aus dem effect und Würckung, einfältig: Gegen die offentlichen oder doch gewissen Feinde sind sie nachlässig, meynen, es könne nicht fehlen, oder werde zum wenigsten, ausser ihr Zuthun, durch eine offt beschehene Schickung GOttes, eine Revolution oder Enderung bey ihren Feinden entstehen: Gegen die dritte Art sind sie mit ihrer Hoffnung allzu gütig und leichtglaubig, bereden sich gar leicht, es werden aus ihren Principiis und Politischen Sätzen andere auch mit der Zeit zu ihrem interesse und Vortheil sich bequemen, und also die gantze grosse Machine und Last derer Herrschafften in ihre vorige Regierungs-Arth einschrencken, und darinnen halten helffen; alldieweil die guten Teutschen jetzo nichts mehr suchen zu gewinnen, sondern sich glückseelig achten, wenn sie nur ihren Uberrest, biss auf den grossen Tag, da der Stein, ohne Hände, herabgerissen, aller Herrschafften Throne und Stühle zerschmettern wird, geruhig anbringen und erhalten möchten."

Ein recht gutes Bild von den Deutschen der damaligen Zeit, das uns hier entworfen wird! Das könnte schon Hornick geschrieben haben; etwas von seiner feinen Beobachtungsgabe steckt darin. Auch er hat die Fehler der Deutschen richtig erkannt: denken wir nur an die wohlgelungene Schilderung des Reichszustandes im Eingang der „Apologia dess so genannten Waldeckischen Recess" [1]).

Ihr Deutschen, so ruft der Patriot seinen Landsleuten zu, ihr wollt doch in Frieden leben. Um dieses Ziel zu erreichen, müsst ihr vor Frankreich Ruhe haben. Nur ein Sieg, aber auch nur ein vollständiger, kann euere Sehnsucht befriedigen. Ihr müsst demnach von Frankreich lernen, ihr müsst beobachten, wie die Franzosen ihren Staat gestaltet haben, um mit den Mitteln, die sie gebrauchen, dem Erbfeind entgegentreten zu können. Aber das wollt ihr meist nicht gern hören:

[1]) Vgl. oben S. 64 und 65.

„Viele sind, wenn sie nur von Franckreichs Thaten reden hören, ereyfern sie sich biss in die Seele hinein, heissen es Aufschneiderey oder Betrug, und wollen die Tugenden und Tapfferkeit, welche dieser grosse König in seiner Regierungs-Art so lange Zeit erwiesen hat, durchaus nicht annehmen; da doch die Tugend auch in dem ärgsten Feinde zu lieben und zu loben, und viel besser wäre nachthun, als übel reden."

Dann giebt es wieder andere, die meinen, dieser König sei zu sehr vom Glück begünstigt, man müsse warten, bis sich die Zeiten änderten. „Diese sind gleich denen, so sich über das unglückliche Gestirn beklagen, und tragen einen traurigen Cometen in ihrem eigenen Gehirn."[1])

Etliche gar sind so geblendet vom „Roy Soleil", dass sie nur in hyperbolischen Lobsprüchen von Frankreich reden. Etliche geben sich den Anschein, als hielten sie es mit den Franzosen; das thun sie aber nicht aus wahrer Liebe, sondern aus Rücksicht auf die Convenienz und den Nutzen gegenüber einem andern.

Der Verfasser wendet nach diesen einleitenden Bemerkungen seinem Gegenstande volle Aufmerksamkeit zu. Zunächst spricht er von den Streitkräften einzelner deutscher Fürsten; er lobt die Armeen von Kurbayern, Kursachsen, Kurbrandenburg und Braunschweig-Lüneburg. „Der Römischen Käyserlichen Majestät ist es die gröste Ehre, ein Käyser und Herr über solche Chur- und Fürsten, so in effectu Könige sind, zu seyn ..... solte es denn nicht möglich seyn, so hoch verständige vor dess Reichs Wohlfart sorgende Fürsten, durch eine allgemeine Vereinbahrung derer Waffen und Gemüther, zu der höchsten Ehre der Teutschen Glorie und Glückseeligkeit, zu gewinnen? Ist man doch offtmals überaus bemühet, Ausländische Machten theils an sich zu bringen, theils sie mit anderen streitenden Parteyen zu vergleichen; Warum sorget man nicht vor die Teutsche Einigkeit, deren eigen interesse sie hierzu gantz willig machen solte?"

Ein stehendes Heer von 100000 Mann könnte das Reich wohl unterhalten; doch davon will der Autor gar nicht schreiben, obwohl man damit offensive vorgehen und das Verlorene wieder erlangen könnte; vor der Hand mögen die Deutschen in der Defensive bleiben. Aber Eines müssen sie thun, um sich zu erhalten

[1]) Hier denkt der Verfasser an den Cometen vom December 1680; vgl. oben S. 104, Anm. 1.

und zu stärken und Frankreich zu demütigen. Die Deutschen sollen keine Manufakturen von den Fremden nehmen — wenn der Schreiber von Fremden spricht, hat er nur die Franzosen im Auge — und das Geld nicht aus dem Lande lassen.

Der Verfasser glaubt seine Vorschläge verteidigen zu müssen, ein Beweis dafür, dass er mit gegnerischen Bestrebungen in Deutschland rechnete. Er sagt, das Mittel der Abschliessung widerstrebe nicht dem Völkerrecht, denn jeder sei sich selbst der Nächste. Das Band der Gemeinschaft unter den Deutschen werde dadurch um so mehr gefestigt.

Es folgt nun eine Empfehlung des französischen Finanz- und Merkantilsystems auf allen wirtschaftlichen Gebieten. Unser Nationalökonom bedauert tief, dass in Deutschland so wenig Manufakturen eingerichtet werden. „Franckreich, Spanien, Engelland, Holland, Italien, alles fabriciret und schicket uns zu, nur der einfältige Teutsche fabriciret nichts, oder wenig; giebet lieber seine schönen Thaler und Ducaten denen Frembden, biss er selbst keine mehr hat, ohne etliche abgewetzte Geld-Sorten, mit welchen es wohl heisset: Wo der beste Wein wächset, wird der geringste getruncken.“

Handel und Wandel sollen blühen und gedeihen, aber nur durch Kauf und Verkauf im Inlande. Die Waaren bekommen wir schon ebenso gut wie in Paris, London oder Leyden durch die Fremden, die sich im Lande niedergelassen haben. Übrigens hängt unser Heil und unsere Wohlfahrt durchaus nicht davon ab, ob wir feine Seide tragen und nach der neuesten französischen Mode gekleidet sind, oder nicht. Unsere Vorfahren sind ehrliche Leute gewesen und waren keine Modegecken: die haben ihren Stolz darein gesetzt, Schlösser, Kirchen, Türme und Brücken zu bauen, die wir jetzt kaum mehr zu bauen verstehen. „Wir gehen, als Pfauen, umb unserer Väter Gräber herumb, weiss aber nicht, ob sie uns oder wir sie mit ihren Moden auslachen. Es muss jedoch alles bey uns Französisch seyn.“

Der Verfasser weist auf die Manufakturen in Österreich, Sachsen und Brandenburg hin als auf einen guten Anfang, nur im Lande selbst verfertigte Waaren im Lande abzusetzen. Es fehle noch an der Bestimmung, die fremden Waaren gänzlich zu verbieten und den Kauf einheimischer zu erzwingen.

Diesem „herrlichen“ Vorhaben aber sind die meisten fürstlichen Kammern und „die, so mit Matthaeo am Zoll sitzen“, ent-

gegen, weil die Steuer auf die fremden Waaren viel Geld einträgt, das die hohen Herrschaften für sich verwenden. Der Patriot äussert sehr freimütig: „Ob dieser Wahren Preiss etliche hundert tausend Reichsthaler aus dem Lande hinaus ziehet, das mercket oder achtet wohl keiner bey Hofe“. Es ist von Interesse für einen Staat, wenn er reiche Bürger hat, und die Fürsten können nicht leben, wenn das Land verarmt ist. Als Grund für ihre ablehnende Haltung führen die Gegner an, dass aus Deutschland viel Getreide Garn, Wolle und Quecksilber nach Holland, und viele Pferde nach Frankreich ausgeführt werden. Der Verfasser widerlegt die Einwürfe, indem er auseinandersetzt, dass die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse lange nicht so viel Geld einbringt als die Einfuhr fremder Produkte dem Lande entzieht. Deutschland ist reich genug, um seinen Bedarf im Inlande selbst decken zu können. Man darf nur nicht eitel sein und der Ansicht huldigen, es gehöre zum guten Ton, in Frankreich gewesen zu sein, sich nach der französischen Mode zu kleiden und französisch zu sprechen. Gerade die letztgenannte üble Gewohnheit hat schon viel Unheil im Gefolge gehabt. Wenn jemand französisch spricht vor einem, der dieser Sprache nicht mächtig ist, so steckt ein heimlich Gift dahinter. Dieses Gift schleicht sich durch französische Diener, durch Korrespondenzen, Romane und dergleichen nach Deutschland hinein, zugleich damit auch die Liebe und Anhänglichkeit an die fremde Nation bis tief ins Herz und verdunkelt die Augen und Sinne, dass sie den Betrug nicht merken.

Eine wohlthuende Philippika gegen den Gebrauch der französischen Sprache in Deutschland. Selbstverständlich wird für die deutsche Sprache eine Lanze gebrochen, daneben aber auch der lateinischen nicht vergessen: „Niemand aber bekümmert sich nunmehro umb die Nettigkeit der Teutschen und Lateinischen Sprache, welches doch Hauptsprachen sind; wenn einer nur schön Französisch spricht, wenn uns gleich der Französische Hahn offentlichen Hohn spricht, dass einem Ehrlichen Teutschen möchte das Hertz zerspringen; wann wir nur die Sprache können, damit wir unsere Ehren-Titul desto besser verstehen können. . . . . Bey Gelegenheit der Sprache muss ich noch dieses erinnern; man streitet auf Reichs- und Deputation-Tagen lange Zeit über den Idiotismum und Sprache; Unsere eigene Teutsche aber verachten wir, und dadurch die Nation, indem es Herkommens heisset, dass alle unsere Gesandten zu Paris müssen Französisch reden, und hat er den

rechten accent nicht, heisset man ihn einen Gasconier; Hingegen die Französischen Gesandten dürffen überall, per Excellentiam, ihr Französisch reden, und kein Teutsch.“

Zum Schlusse empfiehlt der Verfasser noch einmal völlige Abschliessung gegenüber französischen Waaren und Moden, sowie gegenüber der französischen Sprache. Er endigt mit den Worten: „Aequitas astu saginata viget, sed Salus Populi suprema Lex esto.“

Das Wohl des Staates soll das oberste Gesetz sein: Das waren die Worte, die Hornick in der Apologie der Laxenburger Allianz dem Brandenburger entgegenhielt, als dieser sich über die Partikularzusammensetzungen im Reiche zum Zwecke eines Krieges mit Frankreich missbilligend ausgesprochen hatte[1]); das Wohl des Staates soll das oberste Gesetz sein: Das sind die Worte, die unser Patriot den Gegnern eines Friedenswerkes zuruft, das nach der Demütigung Frankreichs in Angriff genommen werden sollte. Strenggenommen gehört diese Schrift mit ihren politisch-ökonomischen Inhalt nicht in den Rahmen unserer Aufgabe, weil darin Dinge besprochen werden, die für unsere Frage nicht in Betracht kommen; allein erinnert sie nicht einmal daran, „offensive das verlohrne“ wiederzugewinnen, und können wir nicht zwischen den Zeilen die Forderung des Reichskrieges gegen Frankreich herauslesen? Und gegen wen ist die Spitze der Schrift gerichtet? Gegen die Franzosen. Gegen welche Einflüsse soll Deutschland gesichert werden? Gegen französische! „Fremd“ ist bei dem Verfasser gleichbedeutend mit „französisch“. Dass spanische, englische und italienische Erzeugnisse den Weg nach Deutschland gefunden haben, das will der Autor durchaus nicht tadeln, dass Deutschland aber von französischen Produkten überschwemmt wird, das betrübt ihn. Auch Holland gegenüber tritt eine gewisse Animosität zu Tage. Die Franzosen schliessen ihr Land gegen deutsche Erzeugnisse ab, weshalb sollen die Deutschen es nicht ebenso mit französischen Erzeugnissen machen? Und da in Frankreich das Absperrungssystem sich bewährt hat, warum sollte dasselbe System nicht auch in Deutschland sich Geltung verschaffen?

Doch der Reichskrieg gegen Frankreich wurde nicht beschlossen, obwohl es die Wiener Kriegspartei, zu deren eifrigen Anhängern auch Hornick nach allem, was wir von ihm wissen,

[1]) Vgl. oben S. 67.

zählte, dringend gewünscht hatte, aber auch ein Universalfriede sollte Deutschland nicht beglücken. Zweimal schon, 1682 und 1683, hatte Österreich die französisch-brandenburgischen Friedensvorschläge zurückgewiesen, endlich, 1684, drang Ludwig XIV. mit seinen Forderungen durch, weil sein Bundesgenosse, der Brandenburger, im Kurfürstenkolleg zu Regensburg über die Mehrzahl der Stimmen verfügte.

In dieser erregten Zeit, wo die Parteien im Reich hart miteinander stritten[1]), konnten die Deutschen die Stimme eines, wie es scheint, deutsch gesinnten Bürgers von Strassburg vernehmen, der seine Vaterstadt von ganzem Herzen liebte und sie deshalb dem Reich erhalten wissen wollte. Als „Staats-Simplicius" hat er verschiedene Höfe und Hauptstädte besucht, um die herrschenden Stimmungen bezüglich der Restitution der freien Reichsstadt Strassburg zu erforschen. In zwölf Reiserelationen, denen noch ein politisches Prognostikon angehängt ist, berichtet er uns von den Ansichten der Diplomaten über Frankreich, Deutschland und Strassburg. Er hat einen offenen Blick für die Schäden seiner Zeit und er sucht seine Aufzeichnungen mit feinem Humor und beissender Ironie zu würzen; er begnügt sich nicht mit trockener Prosa, hin und wieder flicht er auch Verse ein, die freilich auf vollendete Form keinen Anspruch erheben können, aber gerade deshalb zur Erheiterung des Lesers beitragen; auch soll das Publikum mit Klageliedern über das verlorene Strassburg verschont bleiben, da ja frohe Hoffnung bestehe, dass das Reich nicht mehr lange um die geraubte Tochter zu trauern brauche[2]).

---

[1]) Eine Flugschrift in 4°, betitelt: „Advertissement An gesambte Hohe Herren Alliirte, Dass man sich wegen der Frantzösischen Friedens-Declaration circa praeliminaria genugsam praecautioniren möge, ehe man zu den Friedens-Tractaten selbst schreite," ohne gedruckte, nur mit roter Tinte geschriebener Jahreszahl 1684, gehört nicht in dieses Jahr, eher in das Jahr 1697, vor den Ryswyker Frieden. In der Schrift wird von dem Armistitium zu Regensburg als von einem längstvergangenen Faktum geredet und ebenso von der Reichskriegserklärung nach 1679: diese kann aber keine andere sein als die von 1689. Der Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 102, unter der Jahreszahl 1684.

[2]) In 4°: „Der ..... Strassburgische Staats-Simplicius Bestehend in XII. ausserlesenen ..... Reyse-Relationen Was nemblich der Autor ..... Vor remarquable Staats-Constellationes Wegen restituirung der importantesten Reichs-Stadt Strassburg, observiret. Nebst einem aussführlich-herrlichen Prognostico Politico. Gedruckt im Jahr 1684." Das „Prognosticon Politicum" findet sich auch einzeln als Flugschrift vor. Ausführlich besprochen bei Rathgeber, Zur Gesch. der Strassb.

Im Vorbericht, den der Verleger an das Publikum richtet, wird auseinandergesetzt, weshalb der Verfasser für seine Schrift den Titel „Simplicius“ gewählt hat. Die simplicianischen Schriften seien schon seit vielen Jahren — die erste Ausgabe des Grimmelshausen'schen Romans „Simplicissimus“ war 1669 erschienen — bei Hoch und Nieder wertgehalten worden, aber es sei unter solchem Namen noch keine Schrift vorhanden, bei der die Wichtigkeit des Stoffes, die Strassburgische Restitutionssache, mit der Anmut der Behandlung so gleichen Schritt halte wie hier. Diejenigen aber, denen der Titel vielleicht missfalle, sollen daran denken, „quod interdum sub Simpliciana Toga, lateat prudentia quaedam Politica“.

In dieser Weise macht der Verleger für seinen Auftraggeber Reclame. Am Schlusse des Vorberichtes wird von der Absicht des Autors gesprochen, auch eine Reise nach Italien zu unternehmen und in Rom die Meinung des Papstes über die Wegnahme Strassburgs zu erforschen. Der Verfasser ist aber, wie es scheint, nicht nach Rom gegangen, denn die versprochene Relation „Loco appendicis“ fehlt. Es ist ganz interessant, vom Verleger zu hören, was der hl. Vater als der beste Freund des Allerchristlichsten Königs über die Restitution der freien Reichsstadt wohl befinden wird. Innocenz XI. wird kaum in die Rückgabe an das Reich willigen, denn durch die Einverleibung der Stadt mit dem Staate des „erstgeborenen Sohnes der Kirche“ wurde das Münster dem katholischen Gottesdienste wiedergegeben und sonst erhielten bald die Katholiken den Vorzug bei der Besetzung der öffentlichen Ämter[1]). Doch man weiss noch gar nichts Sicheres, meint der Verleger, „gestaltsam man sich, More Romano, in der lieben Stadt Rom zuweilen in dergleichen Suspecten-Fällen lieber ein Geistlich Aeuglein ausschlagen lässet, damit dem andern nur beyde Politische Augen mögen staar-mässig gemachet und geblendet werden. . . . . Also dass das alte Peters-Netz, über diesen Strassburgischen Fischzug, auch leicht gantz und gar zerreissen und zergehen möchte“. Diese Hoffnung war zwar etwas kühn, allein vielleicht lag für die Strassburger protestantische Bevölkerung, die damals viele Bekehrungs-

---

Kapitulation von 1681, S. 58 ff. R. meint, die Schrift sei heute äusserst selten geworden. Das ist ein Irrtum; allein auf der Münchner Staatsbibliothek befinden sich zwei vollständige Exemplare und noch ein Exemplar des „Prognosticon Politicum“. Der Titel bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 103.

[1]) Vgl. Reisseissen's Chronik S. 158.

versuche von Seiten der Katholiken über sich ergehen lassen musste, ein gewisser Trost darin. Uns muss es auffallen, dass weder an dieser Stelle, im Vorbericht, noch sonst in der ganzen Schrift der Name des Bischofs Franz Egon von Fürstenberg erwähnt wird.

Es folgen ausführliche Berichte über die Erlebnisse unsers Reisenden. In der Einleitung — an deren Spitze übrigens die oft wiederkehrende Anrede „Durchlautigster Fürst, gnädigster Herr" etc. prangt — erzählt er, dass er schon fast 75 Jahre „dieses verworrene und mit vielen gefährlichen Schlingen belegte Theatrum Mundi mit einem einzigen Paar noch ungeflickten, und nie weder vom Unter- noch Ober-Schuster in Integrum jemahls restituirten, Schuhen" durchwandert und dabei viel gelernt habe. Besonders habe er sich angelegen sein lassen, „den Politischen Welt-Bauren hinter die Künste, wie man redet, einiger massen zu kommen, und in ihren Practicantischen geheimen Staats-Wetter-Calender, ihnen auff hohen und zuweilen gefährlichen Steltzen über die Schultern zu gucken".

Simplicius begiebt sich zunächst nach Schweden. Nach einer ergötzlichen Schilderung, wie es ihm in verschiedenen Gasthäusern Stockholms ergangen, kommt er auf seinen Zweck zu sprechen. In einem Gasthof fragt ihn ein vornehmer Reisender an der Mittagstafel, „was doch der Ends Remarquables passirte, und wie doch die Teutschen den Neu-Frantzöschen Strassburgischen Brill so gedultig annehmen könten, und ob sich die sonst grossmächtige Teutschen ihnen endlich gar einen Ring von selbigem König wolten in die Nasen legen, und sich nach eigener Frantzösischer Gefälligkeit auss der alten Freyheit in eine unleydbare und ewige Servitude und Sclaverey setzen lassen?" Die Deutschen müssten diesen Schandfleck wieder abwischen, allein schon wegen ihrer „von undencklichen Jahren her erlangten reputation". Doch

„Der Frantzmann hat allein den Glauben in den Händen,
Wo die nichts fühlen, da thut sich sein Credo enden!",

während man von den Deutschen sagen könne:

„Die Teutschen haben nie den Glauben in der Hand,
Denn sie eh glauben nicht, biss fort ihr Statt u. Land."

Der Reisende interviewt — wenn man hier so sagen darf — den vornehmen Herrn über die Aufhebung des schwedisch-französischen Bündnisses. Er vernimmt, die Schweden seien nicht so unklug, mehr für der Franzosen als für ihren eigenen Nutzen

zu fechten. Auch sähen sie wohl ein, dass der Franzose, wenn er Deutschlands Meister werden sollte, sich nicht scheuen würde, sowohl ihnen als anderen Nachbarn Gesetze vorzuschreiben. Daher sei das Verhältnis zwischen beiden Kronen „etwas schlecht" geworden und habe sich gelockert. Diese Nachrichten sind natürlich für Simplicius höchst erfreulich und er sammelt sie, wie er sagt, begieriger in seinen „Kropff, als eine heisshungerige Ganss den Habern". Dann geht es weiter nach Kopenhagen.

Die Dänen sind von den Franzosen schon so eingenommen, dass „die gemeine Dähnische Leute das Frantzösische so angenehmlich radbrechen, und wie die Gänse bey ihrem Haber-Convivio herschnattern konten". Der Verfasser ist bei seiner Ankunft in Kopenhagen von einem „durchtriebenen und wol-abgerichteten Dinten-Genossen" scharf examiniert worden, woher er komme; doch er machte seinen „Peiniger" bei einem Glase Rheinwein bald zutraulich, und der dänische Journalist meint zuletzt: „O unser König wird sich schon in diesen vielen Gefährlichkeiten, unterworffenen Sache[1]) (sc. Frankreichs Staatsabsichten), wohl höchst-vernünfftig zu praecautioniren und vorzusehen wissen. Das Principal-Absehen möchte, so viel er (der Journalist) von höchst-vertrauter Hand habe, wohl seyn, dass sich Franckreich durch dieses Schreck-Mittel wider seine Feinde nur bloss defendiren und conserviren, und ihm die so theur-geschätzte Stadt Strassburg, von denen, so unablässig die Restitution urgirenden Teutschen nicht möge wieder abgezwungen und abgedrungen werden." Das war für unsern Peregrinus weniger angenehm zu hören als die Mitteilungen des Schweden.

Er richtet nun seinen Kurs nach Holland. In Amsterdam besucht der Wanderer die Börse und forscht dort nach den Gesinnungen der Bewohner; „aber da waren aller Gedancken in den Ost-Indianischen Pfeffer- und Silber-Säcken, da achteten sie so wenig mehr was der König von Franckreich im Schilde führte oder wie es denen ihnen so getreulich assistirten Teutschen jetzo ergehen mögte". Hier war also nichts zu machen. Im Haag, wohin dann die Reise geht, hört Simplicius aus glaubhaftem Munde, dass man vielleicht auf die Seite Spaniens oder gar des Reiches treten werde, „falls kein erwündschter Friede zu hoffen", doch habe man

[1]) Die Allianz zwischen Frankreich, Dänemark und Brandenburg, die sich hauptsächlich gegen Schweden richtete, war am 30. April 1683 geschlossen worden. Vgl. Erdmannsdörffer I, S. 674, und oben S. 102.

vorläufig zu viel mit inneren Wirren zu thun und brauche deshalb notwendig Ruhe von aussen.

Betrübt geht er nach England. In London wird der Reisende wegen seines Glaubens, Wandels, Herkommens und seiner Verrichtung am Orte scharf befragt, sein ganzes Gepäck wird durchsucht und er selbst wird sogar verhaftet, alles um deswillen, weil er bei einem Wirte abgestiegen war, der „einen sehr verdächtigen Päbstler vorhin beherberget“ hatte. Es wird aber zum Glück nichts Verdächtiges gefunden und man entlässt ihn unter vielen Entschuldigungen aus der Haft. Durch Erzählung verschiedener Reiseschwänke gewinnt er einige der „Inquisitoren“ für sich und diese verschaffen ihm eine Audienz bei einem Lord, der in grossem Ansehen bei Hofe steht. Es hat wohl etwas Unwahrscheinliches, wenn ein Mann, der eben erst aus der Haft entlassen, in der er gesessen, weil man ihn für einen Verschwörer hielt, von seinen Wächtern sozusagen gleich zum Minister geführt wird, um mit diesem über Staatsgeheimnisse zu reden; allein der Verfasser will die ernste Materie, die Strassburgische Restitutionssache, in „überaussergötzlicher“ Weise, wie er sagt, behandeln. Darum erzählt er uns von seinem Umherirren in den Herbergen Stockholms, von den Unannehmlichkeiten in Kopenhagen und nun gar von seiner Festnehmung in London. Er kommt also zum Lord H . . und unterhält sich mit diesem über die Machtentfaltung Frankreichs. Er vernimmt, die Engländer wünschten zwar keine weitere Ausbreitung des französisches Gebietes, jedoch seien ziemlich viele Interessen vorhanden, die die beiden Kronen mit einander verbänden, aber man wolle in England wenigstens die Rolle des Vermittlers spielen bis zu einem dauernden Frieden. Hier wirft Simplicius ein: „Aber die Teutschen werden Strassburg nimmermehr Ehren, Reputation und des Weltkündigen Interesse halber fahren lassen können, und Franckreich wil es in Ewigkeit nicht wieder geben: So würde ja daher ein ewig wehrender Krieg notwendig entstehen“, und es werde doch nicht angehen, dass der König von England als Mitgaranteur des Römischen Reiches auf die Seite Frankreichs trete. Da erwidert ihm der englische Politiker: „Man wolte hoffen die Teutsche Potentaten würden sich wegen der Strassburgischen Sache gütlich und zugänglich finden lassen, Franckreich hätte dessfals ja fast von den meisten Höfen und Reichs-Ständen schon gute Versicherung, und habe Ihrem Könige in Ver-

trauen eröffnet, dass es wol zur Güte damit kommen solte? Es wären ja wol eher grössere Dinge de simplici et plano in Teutschland geschlichtet worden, warumb man dann über diese eintzige Stadt nun so viel Wesens machte: Bevorab da Franckreich von mächtigen und grossen Fundamenten rühmte, auch wüste man wie weit sich dess Guaranteurs Pflicht, der Welt-Praxi nach erstreckte. Also dass offt bey der billigsten Guaranty-Hoffnung viele Unschuldige verderben und vergehen müsten. Und wie er nicht ein Wörtlein dabey erwehnte, dass er allenfalls auch hoffte, Franckreich würde sich wol-bequemen müssen", da dachte unser Patriot schmerzbewegt an sein armes und verlassenes Vaterland: „Ey so hole der Hencker das Restitutions-Werck, und dein unter Handen habendes Politisches Prognosticon, welches, wo es auff die nicht Restituirungs-Seite fällt und ausschlägt mir nicht einen Pfifferling bey meinen so sehnlich auff die Wieder-einraumung hoffenden Landsleuten [1]) und einigen hohen Häuptern einträgt" [2]). In höchstem Grade missmutig verlässt der Verfasser England und verfügt sich nach Paris, um dort die verborgensten Pläne grosser Herren „aus den euserlichen Adspecten zuergrübeln".

In Paris muss sich Simplicius erst an die Sitten und Gebräuche des Landes gewöhnen. Das fällt ihm bei seinem hohen Alter zwar schwer, aber er eignet sich das fremde Wesen bald so gut an, dass, wie er sagt, „einige geschleyerte Frantzösische Gänse den Halss nach mir aus Fenstern und Thüren zu stecken, und mir zu sonderbahrer Behäglichkeit und Contentement nachzuschnattern, und meine zimlich-repoutirliche Herberge durch ihre Serviteurs- und Torinnen zubemercken begunten". Das ist sehr deutlich gesprochen.

[1]) Der Autor meint hier mit seinen Landsleuten die Strassburger Bürger. „Die Stimmung der Strassburger Bürgerschaft war bei der Strassburger Kapitulation eine resignierte und nüchterne; das Volk beugte sich ungern unter das französische Joch; die Regimentspersonen und Rathsherren liessen sich durch die Staatsraison bewegen; alle Einsichtigen sahen die Annexion, oder wie man damals sagte, die Reunion als eine unabweisbare Nothwendigkeit an und erblickten in derselben das geringere Übel." Rathgeber a. a. O., S. 63. Demgemäss gehört der „Strassburgische Staats-Simplicius" mit seinen „so sehnlich auff die Wieder-einraumung hoffenden Landsleuten" offenbar nicht zu den „Einsichtigen".

[2]) Aus dieser und einer folgenden Bemerkung des Verfassers geht hervor, dass er sich schon öfters mit „Staats-Vor-Verkündigungen" befasst hat, die später glücklich eingetroffen sind. Er hat dadurch bei seinen Mitbürgern und „einigen hohen Häuptern" sich Gunst erworben und auch, wie es scheint, Gratifikationen empfangen. Deshalb ist ihm der Gedanke auch so schmerzlich, dass er mit seinem jetzigen Prognostikon über die Restitution Strassburgs nicht reüssieren sollte.

Überhaupt zeichnet sich der ganze französische Reisebericht durch seine derben Ausdrücke vor den übrigen aus, ein Beweis dafür, dass dem Wanderer als einem guten Deutschen das französische Wesen aus tiefstem Herzensgrunde verhasst war.

Er begiebt sich nun an den königlichen Hof und bemerkt dort allerlei Vorbereitungen zum Kriege, die ihm jedoch nicht ernstgemeint vorkommen. Bei Gelegenheit eines Besuches bei einem Staatsminister spricht er sich dahin aus, dass die französisch gesinnten Fürsten in Deutschland es recht gern sehen würden, wenn Ludwig XIV. den Kaiserthron bestiege. Die Einnahme von Strassburg bedeute seine erste Stufe. Der Minister entgegnete: „Was sagen aber eure Teutsche Fürsten nunmehro dazu. Es schiene dass einige wider den Stachel zu ihrer höchstgefährlichen Selb-Verwundung, leckten, da sie doch wusten, quod ex Inferno Gallico nulla redemptio“ [1]). Der König habe jetzt seine Absicht erreicht, und mit weiteren Plänen gegen das Reich gehe er nicht um. Er wolle nur den Deutschen den langersehnten Frieden geben. Da dachte Simplicius:

„Der Anfang offt nach Honig schmeckt,
Doch in dem End nur Galle steckt.
Und redt zuerst wol süss der Mund,
Doch bitter ist dess Hertzens-Grund.“

Und er erwiderte, dass sich die meisten deutschen Fürsten wegen Strassburg wenig graue Haare hätten wachsen lassen. Manche hätten sich gar noch gerühmt, dass sie die Wegnahme durchgesetzt hätten, weil man über kurz oder lang die Stadt doch hätte abgeben müssen. „Darinn stecke zu jetziger Zeit das gröste stück der wahren Politique und Staats-Weissheit, was dieser eintzigen Stadt Verlust eben dem Teutschen Reich so sehr schaden könne?“ [2]) Man würde ja nun dadurch mit Franckreich einen ewigen Frieden (welcher ja höher als alle Teutsche subtile Vernunfft und vier Strassburg zu schätzen) bekommen?“ Geld thue dann noch das Übrige.

„Es sey den Teutschen offt ein übergross profit,
Ein Reichs-Stadt zu verliehren, und ihrer gehen quit,

[1]) Hier werden Verse eingeflochten, welche die letzten Worte des Ministers illustrieren sollen.

[2]) Rathgeber a. a. O. S. 60 ist der Meinung, es sei dies noch Rede des Ministers, während Simplicius ironisch diese Worte spricht.

Ohn eingem Widerspruch und Contradiction
Davor von Franckreich Sie bekommen Danck und Lohn.
(Aber das Echo und der Nachklang, dacht ich, wird heissen:
Spott und Hohn.)"

Das Letzte dachte er nur, sagte es aber nicht, sondern fuhr in seiner ironischen Rede fort. Nach einigen Jahren werde kein deutscher Fürst mehr an die verlorene Stadt denken, wenn nur der König, wo nötig, „seine Universal-Monarchiam befestigende, allmächtige, Goldmaximen" walten lasse. Alle Opposition wird dann schwinden, denn „unsere Teutschen befleissen sich keiner Tugend mehr, als der Oblivions-Tugend". Sie werden geduldig ertragen, was nicht zu ändern ist.

Doch dem Minister schien der Besitz Strassburgs noch nicht sicher zu sein. Als aber am folgenden Tage die Zeitungen meldeten, zu Regensburg und Frankfurt verlange man nach dem Universalfrieden, verlor der gute Simplicius die Hoffnung auf eine Wiedergewinnung Strassburgs und in seiner Aufregung darüber wurde er krank. In diesem Zustande wird ihm eines Nachts eine entsetzliche Erscheinung, „dergleichen erstaunende Vision der berühmte Philander von Sittewaldt wohl nie gehabt". Er deutet das Traumbild — acht grosse übereinander sitzende Hähne, die durch einige Stossvögel zerstreut werden — dahin, dass Frankreich über den Raub endlich doch zu Fall kommen werde. So wird er wieder gesund und besseren Mutes tritt er die Reise nach Deutschland an. Zunächst wendet er sich nach Wien.

Mit Genugthuung bemerkt er, dass dort die antifranzösischen Gesinnungen vorherrschen. Aber unglücklicher Weise ist mit dem Velle nicht das Posse verbunden. Ausserdem rückt die Türkengefahr wieder näher, so dass „von der Strassburgischen Reoccupirung altum silentium zu werden begunte". Nichtsdestoweniger hat man nach Regensburg und Frankfurt die Weisung ergehen lassen, „Franckreich nichts zu so grossem Nachtheil gütlich einzuraumen". Der Kaiser sucht die französischgesinnten deutschen Fürsten wieder auf seine Seite zu bringen. Simplicius hört, dass die Strassburgische Sache in Regensburg zum Austrag gebracht werden soll, weshalb er sich dorthin begiebt.

Am Sitze des Reichstags giebt es für den Wanderer viel zu verwundern. Es will ihm gar nicht recht einleuchten, dass man den französischen Gesandten Geheimnisse anvertraut, damit diese aus-

geplaudert würden. Der Sekretär eines deutschen Reichsstandes erklärt ihm den Vorgang. Derselbe meint, das Profanieren von Dingen, die geheim gehalten werden sollten, sei eine alte deutsche Gewohnheit, um damit zu zeigen, dass man sich vor keinem Feinde fürchte. Es sei oft auch von grossem politischen Wert, Geheimnisse zu verraten, „dann so wusten die Widriggesinnete offt am wenigsten, wie sie daran wären, würden gemeiniglich sicher, und glaubten wol gar das contrarium".

Simplicius erwidert, das sei ja ganz schön, allein die Deutschen offenbarten zu viel und besonders dann, wenn sie gut bezahlt würden. So sei es dahin gekommen, „dass die Frantzosen allein, nunmehro den Haupt-Schlüssel zu der Teutschen ihrer Garrulität und taciturnität haben, und sie also nach eigener Gefälligkeit bald gantz stumm, dann bald beredtsamer, als einen abgerichteten Indianischen Psittacum machen können. Und dieses alles vermag wo nicht omni- doch auri-Potentia Gallica, wunderbar, auszurichten".

Eben erst hat Simplicius getadelt, dass die deutschen Diplomaten gegen klingende Münze ihre Verschwiegenheit aufgäben und Staatsgeheimnisse verrieten: jetzt versucht er selbst, etwas Vertrauliches dem Sekretär zu entlocken, indem er ihm „aureos montes" verspricht, „ob ich gleich", wie er sagt, „vix plumbeos zu praestiren hatte". Der Sekretär äussert sich sehr vorsichtig dahin, Deutschland sei nicht mehr im Stande, den französischen Waffen und dem französischen Golde, der „gelben Universal-Materi", zu widerstehen. „Und wo dieses sein (sc. des französischen Königs) Remedium bey einigen unverfänglich würde, so hätte er noch ein weit stärckeres das hiesse: Contra vim Gallicae mortis, non crescit gramen in Germanicis Hortis! i. e.

Vor'n Frantzschen Tod kein Kraut nicht ist,
In Teutschlands-Garten; wer du bist,
Mein Teutscher Christ: gedencke nur,
Man ziehe dich schon auff die Schnur,
Der neuen Todes-Unionen,
Wobey man keines Stands wird schonen.

Und schiene demnach, die Sache wäre wol schon so gut als geschlossen, man müsse in Teutschland temporisiren lernen!"

Unser Reisender ist mit dem „Temporisiren" gar nicht einverstanden, da könne man ja nach und nach ganz Deutschland

verlieren. Der Sekretär entgegnet, man solle froh sein, einen Erbfeind vom Halse zu haben, denn die Türken machten Anstalten zum Kriege. Wenn wir jetzt zwei Feinde haben, im Westen und im Osten, so verlieren wir vielleicht „noch mehrere Strassburge"; um dies zu verhüten, sei ja die Frankfurter Conferenz zusammengekommen. „Es hiesse ihre Stadt Regensburg, nicht als ob die Reichs-Abschiede da gleichsam plötzlich aussregneten, sondern vielmehr weil da viel ohn Ausfluss einregnete", und den langsamen Gang der Verhandlungen illustriert der Sekretär mit folgenden Versen:

„Es regnen zwar bey uns wol ein viel schwere Sachen,
In einer Tages Stund, doch wans geht ans aussmachen,
Da werden viele Jahr vergeblich consumirt,
Dass man fast Oleum et operam verliehrt
Weil jeder Stand für sich wil machen ein Conclusum,
Ist das im Teutschen Reich nicht ein Chaos Confusum?"

Dann müsse man auch noch die Entscheidungen von Berlin, Münster und Lüneburg abwarten. Brandenburg werde bestimmt für den Frieden eintreten.

Das waren keine erfreulichen Observationes, die unser Politikus in Regensburg gemacht hatte; er reist nun weiter nach Berlin. Seinen Bericht über den dortigen Aufenthalt beginnt er mit einer Lobrede auf Friedrich Wilhelm. Er hält ausserordentlich viel von diesem „tapfferen und Grossmüthigsten Churfürsten". Bei ihm, dem „löblichen und sans flatterie, unvergleichlichen Herrn" scheine die Tapferkeit „aus Nase und Augen" hervor. Der Berliner Hof hänge zwar, nach dem Gerede im Reich, „zimblich voll Frantzösischer Geigen", jedoch die Fiedelbogen, deren nur wenige vorhanden, schienen aus gutem deutschem Holz geschnitzt zu sein, wenn auch der Kurfürst in Lebensweise und Kleidung französischen Mustern folge. Der Verfasser ist zwar, wie wir sehen, einigermassen, doch nicht genügend über die brandenburgisch-französischen Abmachungen unterrichtet, oder er versucht das, was er wahrgenommen, optimistisch darzustellen. Doch hören wir weiter.

Er lernt einen Minister kennen und spricht mit diesem über die Strassburgische Sache, erhält aber keine befriedigende Antwort. Der Minister meint, man könne doch um der einzigen, wenn auch sehr wichtigen Stadt willen mit Frankreich keinen Krieg anfangen, da erst die Wunden, die der letzte Krieg geschlagen, geheilt werden müssten. Es sei nicht die geringste

Aussicht für einen guten Ausgang vorhanden, wenn man jetzt losbreche. „Man habe nicht wieder Franckreich ernstlich fechten wollen, da man es hätte thun können und sollen. Nunmehro fehle das können, und wolle doch jeder in ein höchstgefährliches Kriegs-Feuer par force rennen". Der Kurfürst wolle gern mit Gut und Blut Kaiser und Reich wider die Franzosen unterstützen, aber er müsse auch bedenken, welche Schwierigkeiten für ihn daraus erwüchsen, wenn die Franzosen ihm wieder einen Feind wie die Schweden ins Land schickten und Kaiser und Reich ihn beim Friedenschluss, wie unlängst, im Stiche liessen. Man dürfe jetzt nicht mehr leichtsinnig einen Krieg beginnen, sondern man müsse schauen, sich mit den Franzosen zu vertragen, besonders da die Türkengefahr gross sei und näher rücke. „Die Türcken-Gefahr aber sey schon vor der Thür, und zehnmal considerabler als die Frantzösische, und da man durch die Strassburgische, ohndem nicht simpliciter so gar fest gestelte, und allerliquideste Obligation, nur einen Strich machen wolte, könte man diesen, auch an sich mächtigen Feind, so gewündscht vom Halse, und dem Türcken mit gesammter Hand desto mächtiger in die Flancken, wie man rede, gehen." Man müsse sich jetzt vor dem Staatsruin verwahren und vorsichtig sein.

Simplicius ist über diese „sehr speciöse, und Vernunft- ähnliche Vorbringungen" sehr erstaunt und weiss zuerst nichts zu erwidern. Endlich entgegnet er, dass, wenn man Strassburg, „die Teutsche Reichs-Thüre", fahren lasse, Frankreich mehr und mehr „Teutschland endlich das lang zubereitete Joch gar über die sonst freye Hörner, zu ewig-währender ihrer Bereu- und zu später Beseuffzung, werffe". Wenn alle Deutschen einig seien, könnten sie Türken und Franzosen und noch mehr Feinde „jagen auss Schuen und Hosen". Der Minister antwortet kurz und abweisend, der Kurfürst werde sich, wenn es nötig sei, mehr als einen Mann der That als der Worte erweisen.

Aus diesen letzten Worten fühlt Simplicius noch einen gewissen Trost heraus, obgleich er öfters den Mut hat sinken lassen, „absonderlich da Franckreich vermuthlich tausenderley ersinnliche Offerten an diesem vermögsamen hohen Ort ohnzweiffentlich unablässig zuthun bemühet, und occupiret wäre!" Doch der Kurfürst wird, so hofft er, den gallischen Liebeswerbungen „Germanica Virtute ac Fortitudine Brandenburgica" widerstehen. Also nur

„vermuthlich“ hat Frankreich die Hand zu einem Bunde mit Brandenburg geboten! Der Verfasser ist, wie aus späteren Mitteilungen hervorgeht, im Jahre 1682 in Berlin gewesen, wenn nicht vielleicht die ganze europäische Rundreise eine Fiktion ist. Was aber war am 22. Januar dieses Jahres geschehen? Der Kurfürst hatte mit Ludwig XIV. einen Vertrag geschlossen, der den Franzosen den Besitz Strassburgs garantierte[1]). Von diesen Abmachungen hat der Autor sicherlich nichts gewusst, sonst hätte er doch vielleicht einen andern Ton in Berlin angeschlagen und nicht versucht, alles, was er dort gesehen und gehört, in günstigstem Lichte darzustellen. Der 22. Januar 1682 musste alle seine Hoffnungen, die er auf Brandenburg gesetzt hatte, vernichten.

Er verlässt Berlin und gelangt über Braunschweig, Lüneburg, Münster — dort macht unser Reisender Beobachtungen, die er seinen Lesern mit vielem Humor erzählt —, über Köln und Mainz, wo er wenig Gutes hören muss, endlich nach Frankfurt, an den Ort der Reunionskonferenz. Als er hinkommt, sind die Verhandlungen schon beendet; die französischen Gesandten waren mit dem Friedensvorschlag des Regensburger Reichstages ganz einverstanden, weil derselbe sie im Besitze aller Reunionen liess. Allein einige deutsche Herren hatten am Schlusse der Konferenz einen zweiten, verbesserten Vorschlag herausgegeben. Beide Vorschläge stimmten darin überein, den Frieden mit Frankreich auf alle mögliche Weise zu erhalten. Während aber der Reichstag den Franzosen Strassburg und noch andere Plätze preisgeben wollte, ging der Frankfurter Rat dahin, Frankreich nur das einzuräumen, was es auf Grund des westfälischen und nimwegischen Friedens beanspruchen konnte und durfte. „Dahero man nimmermehr, ohne Hinwegwerffung aller Alt-Teutschen Ehr, Reputation und Respect einen solchen unerhörten Frieden eingehen und placidiren könne, da pro omni Lege, Justitia et Pacificationum clarissima norma, allein gelten und attendiret werden solle, die mit lauter Schreck- und keinen Rechts-Waffen aussgerüstete Imperiosa Voluntas Gallica.“ Man möge doch auch auf französischer Seite erst einmal den Frieden halten. Doch davon wollten die Franzosen nichts

[1]) Vgl. von Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge von 1601—1700. Geh. Defensiv-Alliance vom 22. Januar 1682, Anhang VII, S. 715. Artikel 3 (S. 716): Strassburg ist ausdrücklich in diesem Artikel genannt als Platz, den sich der König von Frankreich vorbehalten will.

hören und hatten ihre Ohren, wie Simplicius betrübt sagt, „fester als fest verstopffet". So weit die Erfahrungen des Wanderers in Frankfurt.

Zum Schlusse bringt er ein Gedicht, in dem die Deutschen aufgefordert werden, ihr Recht mit den Waffen in der Hand, mit Hilfe von Schwertern und Kanonen zu suchen.

Anderthalb Jahre, vielleicht die letzten Monate des Jahres 1681, das ganze Jahr 1682 und die ersten Monate des Jahres 1683, hat der Verfasser, wie er schreibt, gebraucht, diese diplomatischen Zwecken gewidmete Reise durch Europa zu machen und seine Beobachtungen aufzuzeichnen. Bald nach seiner Rückkehr nach Strassburg änderte sich die Lage: die Türken werden geschlagen, Wien wird befreit, die österreichischen Waffen drängen die Osmanen weit nach Ungarn zurück. Neben diesen Erfolgen aber erlitten die Deutschen im Westen verschiedene Schlappen: nach dem Verlust von Luxemburg, der die Spanier betraf, musste das Reich sich die Schleifung der Festungswerke von Trier durch die Franzosen gefallen lassen. Und dann kam der Tag von Regensburg, der 15. August 1684, an dem das Reich sein ehemals so stolzes Bollwerk am Oberrhein, sein Strassburg verlor, zwar noch nicht endgültig, aber für die nächsten zwanzig Jahre. Die Abfassung des „Strassburgischen Staats-Prognosticon" nun, dessen Erscheinen am Ende der Reiseberichte versprochen wird, fällt in die Zeit nach dem 15. August 1684.

Simplicius stellt seinen Mitbürgern ein „Aussführlich- Und Wohl-Elaborirtes, Mit viel-ausserlesenen, anmuthigen Realien angefülletes, Prognosticon Politicum, Ob Rex Galliae die Weltberühmte Stadt Strassburg dem H. R. Reich endlich restituiren, und, ohne Krieg und Blutvergiessen, wiedergeben werde?" Der Verfasser giebt zwanzig für Frankreich günstige Konjunkturen und Konstellationen am politischen Firmament an, denen er später „Oppositiones" entgegenstellt. Man habe zwar, heisst es darin, in Regensburg zur Occupation Strassburgs Ja und Amen gesagt, aber man müsse jetzt darauf bedacht sein, es zu weiteren Überfällen von französischer Seite nicht kommen zu lassen. Dazu sei ein festes Zusammenhalten aller Reichsstände notwendig. Man könne jetzt auch um so besserer Hoffnung den Franzosen entgegentreten, weil die deutschen Waffen im Osten bereits gesiegt hätten. Im letzten Abschnitt seiner Ausführungen, im „Conclusum und Schluss dieses Politischen Prognostici" endlich kommt Simplicius darauf hinaus, dass die Deutschen den Franzosen

die Stadt Strassburg, den „Reichs Haupt-Hauss-Schlüssel", mit Gottes Beistand wieder abringen müssten, da Ludwig XIV. — der für den Autor übrigens noch immer der „Allerpreisswürdigste König" ist — höchstwahrscheinlich auf gütliche Auseinandersetzungen sich nicht einlassen werde.

So in Hauptzügen der Inhalt eines Schriftstückes, das wir getrost als das wichtigste und interessanteste, auch als das an Witz, Humor und Satire reichste unter den heute noch auf Strassburgs Fall vorhandenen Flugblättern bezeichnen dürfen. Mit seinem Prognostikon allerdings hatte der Verfasser kein Glück: Strassburg, das Ludwig XIV. vorläufig überlassen wurde, kam im Jahre 1697 definitiv an Frankreich, das durch das ganze 18. Jahrhundert und noch siebzig Jahre des 19. seines unrechtmässigen Besitzes sich ungestört erfreuen durfte, bis erst am 28. September 1870 der neue deutsche Aar die alte deutsche Reichsstadt, allerdings nicht „ohne Krieg und Blutvergiessen", unter seine Fittiche nahm. So behielt unser alter „Strassburgischer Staats-Simplicius" doch Recht: Strassburg musste mit Waffengewalt wieder deutsch werden, weil es anders nicht möglich war.

C. Schlusswort.

Wir sind mit unserer Betrachtung zu Ende. Auf absolute Vollständigkeit kann das hier zusammengetragene Material natürlich keinen Anspruch erheben, doch glauben wir die überaus reichhaltige Sammlung der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München genügend verwertet zu haben. Auf anderen Bibliotheken[1]) würde sich wohl noch manches Neue, manches hier unberücksichtigt Gebliebene auffinden lassen: wenn wir aber das alles aufnehmen wollten, müsste die Arbeit den Rahmen der Dissertation verlassen und sich zu einem dicken Bande umgestalten[2]).

[1]) Es sind von dem Verfasser die Bibliotheken von Mainz, Frankfurt und Strassburg nach Flugschriften auf Strassburg durchforscht worden, allein die Ausbeute war nur eine sehr geringe und kaum nennenswerte. Auf der Frankfurter Stadtbibliothek waren die dort vorhandenen Flugschriften des 17. Jahrhunderts im August 1894 noch nicht einmal geordnet.

[2]) Die oft (Strobel V, S. 133 Anm., Zwiedineck, deutsche Geschichte I, S. 465, öffentl. Mein., S. 100) erwähnte Flugschrift: „Von wem und durch wen

Wir haben die Entwickelung der öffentlichen Meinung in Deutschland über den Fall Strassburgs verfolgt von dem Tage des Übergangs der Stadt an Frankreich bis zu dem Punkte, wo Ludwig XIV. der Besitz sanktioniert wurde. Von da an beginnt eine neue Folge der Schriften über Strassburg, dessen Verlust das deutsche Volk nimmer verschmerzen konnte. Bald darauf, im Jahre 1688, begann der Krieg um die Pfalz, und die in dem unglücklichen Lande verübten französischen Schandthaten mussten naturgemäss die Erinnerung an die Unbill erwecken, die das Reich schon früher von Frankreich erlitten hatte[1]). Es war die Zeit der Hochflut der nationalen Kampflitteratur gegen Frankreich. Auch der Friede von Ryswyk konnte die deutschen Gemüter nicht beruhigen, denn Strassburg blieb französisch[2]). Gerade ein geborener Strassburger hat sich zehn Jahre nach dem Friedensschluss, beinahe ein Vierteljahrhundert nach dem Tage von Regensburg, scharf über die „Reunion" des Elsasses und die verlorene Freiheit seiner Vaterstadt geäussert.

der Keyser und das Reich verrathen. Hamburg, Zum Schilde der Warheit, durch Peter de Touche Buchhändlern. Im Jahr 1681". gehört nicht hierher, da sie bereits am 13. Februar 1680 abschliesst, wie das Datum am Schluss besagt.

[1]) Aus dem Jahre 1689 stammt eine Flugschrift mit dem Titel; „Frantzösischer Vielfrass" u. s. w. (bei Zwiedineck, öffentl. Mein., S. 73 ausführlich besprochen, Titel S. 113), welche die Ländergier der Franzosen und ihre Greuelthaten in den letzten Kriegen schildert. Zum Schlusse wird die Hoffnung ausgesprochen, dass Gott die „meineydige und unChristliche Frantzosen (welche in diesem Krieg der Türcken Barbarische Proceduren weit übertreffen) wenn ihr Maass voll, so hoffentlich bald seyn wird, dermassen züchtigen und abstraffen" werde, „dass sie hinfüro ein immerwährendes Denckzeichen hieran haben, und also die einmal geschworne Pacta und Verträg, nach Inhalt aller Rechten, und wie es rechtschaffenen Christen geziemet und zustehet, ohne alle Arglist oder Betrug, auffrichtig und heiliglich zu beobachten, zu observiren, und handzuhaben, gehalten seyn mögen." Das schrieb der Verfasser noch vor der zweiten Zerstörung Heidelbergs, was muss er erst nachher empfunden haben!

[2]) Dass es so gekommen war, bedauert der Verfasser eines Poems, betitelt: „Letzter Reichs-Abschied Von der Mutter Dem Römischen Reich, An die enterbte Tochter Nun Frantzös. Stadt Strassburg", nebst „Antwortt der Statt Strassburg an das Römische Reich aus dem Abschiedt. Pater et Mater derelinquerunt me Dominus autem assumpsit me. Psalm 16", im Jahre 1697. Er lässt das Reich, die Mutter, von der Stadt Strassburg, der Tochter, mit höhnischen Worten Abschied nehmen, während darauf die Stadt Strassburg zerknirscht um Verzeihung für ihren Fehltritt bittet und ihre Schwestern, die anderen Reichsstädte, ermahnt, der Mutter treu zu bleiben. An jeder hat sie übrigens etwas zu tadeln. Ganz am Ende ist ausserdem die Rede von dem Übertritt Friedrich Augusts von Sachsen zur katholischen Kirche:

„nicht wegen des Pollnischen Thron ut dicitis sorores
Sondern wegen himlischen Cron abjuravit errores."

Deutsche und lateinische Verse wechseln kreuzweise mit einander ab. (Gedruckt

Allerdings lebte er nicht mehr dort, sondern hatte in Wetzlar ein neues Heim gefunden. Wir meinen Friedrich Schrag, ehedem, bis 1698, Professor juris in Strassburg und dann Assessor am Reichskammergericht. Die Titel seiner hier in Betracht kommenden Schriften lauten: „Nullitas iniquitasque reunionis Alsaticae, sive revisio actorum praeparatoria, etc. Sine loco, 1707" und „Libertas Argentoratensium, stylo Rysvicensi non expuncta, sive jura libertatis etc. Anno 1707." „Beide Schriften sind ohne Namen des Verfassers und Druckort veröffentlicht worden[1])."

Was war es nun, das die Gemüter der Deutschen nach 1681 in beständiger Erregung hielt? Furcht und Hoffnung, wenn wir so sagen dürfen. Furcht davor, dass Ludwig XIV. das „Sacrum Romanum Imperium" an sich reissen, entweder sich selbst zum Kaiser krönen oder seinen Sohn, den Dauphin, mit dem Diadem Karl's des Grossen schmücken werde. Die Besorgnis vor einer Neugestaltung der europäischen Verhältnisse in diesem Sinne, wozu die Einnahme von Strassburg die erste Handhabe zu bieten schien, kehrt in der deutschen publizistischen Litteratur der Jahre 1681

vorhanden auf der Strassburger Universitäts- und Landesbibliothek und auf der dortigen Stadtbibliothek, handschriftlich auf der Münch. Staatsbibliothek. Cod. germ. 4815. 4°, 12 Bl.)

[1]) Siehe Reisseissen's Chronik, herausg. durch Rud. Reuss, Nachträge S. 199 und 200. Das waren die Gedanken eines in der Ferne weilenden Strassburgers, der Ammeister Reisseissen hatte dagegen mehr die materiellen Vorteile im Auge, welche der Stadt durch den Übergang an Frankreich erwachsen sollten, wenn er in seiner Chronik zum Jahre 1681 bemerkt (S. 103): „Es verbleibet alles im alten stand, und verhoffe ich wir werden ahne statt der libertaet widerumb den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, bekommen", und Johann Schilter sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Chronik Jacob Twinger's von Königshofen im Jahre 1698: „Weil nunmehro das Heil. Röm. Reich Teutscher Nation die Strassburgische Lilien der Grossmächtigsten Lilien-Krone erblich einverleibt, So wolle die Göttliche Allgütigkeit Ihrer Königlichen Majestät Aller-Christ-Fürstlichste führende Gedancken über dieser wol-löblichen Stadt mehrers Auffnehmen und Flor häuffig segnen und erwünschten Success verleihen, dass gleichwie diese Stadt und gantze Provintz die nunmehro überwundenen schweren Kriegs-Jahre über, mitten zwischen denen wütenden Kriegs-Flammen unter Ihro Königl. Majestät Schutz-Flügeln unbeschädiget in Ruhe gesessen, Also auch ferner in denen durch GOttes Gnade wieder herbey gebrachten Friedens-Jahren, so wol der hochlöbliche Magistrat und wol-löbliche Universität, als auch die gemeine Bürgerschafft und gantze löbliche uhralte Stadt Strassburg in rechtschaffener Gottseligkeit, und Erbarkeit, mit vollem Glantz und Flor in re literaria und Commerciis wiederum hervor brechen, auch die vorigen Rechte und Freyheiten durch höchst-ruhmwürdigste Königliche Gnade übersteigen möge." Wie aus diesen beiden Zeugnissen hervorgeht, fanden sich die Strassburger, die daheim geblieben waren, ganz gut mit der Neugestaltung der Dinge ab; sie mussten es wohl auch,

bis 1684 sehr oft wieder; daneben aber auch die Hoffnung, dass ein solches Unglück nicht hereinbrechen, das Reich sich aufraffen und der Kaiser oder auch der jetzt grollend beiseite stehende Brandenburger an die Spitze der Armee treten möge, um Türken und Franzosen durch einen siegreichen Feldzug zu beweisen, dass das Reich noch immer stark genug sei, sich seiner Feinde zu erwehren und ihnen die Beute wieder abzujagen.

Die Furcht war unbegründet, denn infolge der Siege über die Türken sassen die Habsburger wieder fest auf dem Kaiserthron, und die Hoffnung fand — wenigstens bezüglich der Franzosen — vorläufig keine Erfüllung. Erst 1689 wurde wieder ein Reichskrieg gegen die Franzosen beschlossen.

Nun noch Einiges über die Stufe, auf der die behandelten Schriften gemäss der politischen Einsicht ihrer Verfasser und nach ihrer Form stehen. Von beiden Gesichtspunkten aus betrachtet, ist sehr gering der Wert der grossen Schweidnitzer Satire, des „Prodigium et elogium perfidiae ac ignaviae Strasburgensis", mit ihrem Gejammer über den Verlust, mit ihren haltlosen Anklagen gegen die Bürgerschaft Strassburgs, mit ihren geschmacklosen Wortspielen, mit ihrer Weitschweifigkeit und gezierter Unbeholfenheit im Ausdruck und mit ihren vielen klassischen Citaten, die doch nur zur Verherrlichung des Autors dienen sollen. Ihr reihen sich würdig — oder vielmehr unwürdig — verschiedene Gedichte und Epigramme an. Höher stehen die Erzeugnisse der eigentlichen Journalistik, z. B. die Schriften, die der Abschliessung der Waldeckischen Allianz ihr Dasein verdanken. Damals, im Jahre 1682, wurde besonders von Wien aus Stimmung für den Krieg gegen Frankreich gemacht, nnd die kaiserlich gesinnte Presse — wenn wir von einer solchen reden dürfen — aufgefordert, den Schlachtruf nach Kräften zu unterstützen, was sie auch, so gut es ging, that. Dann kam das Jahr 1683 mit seinen grossen Ereignissen, während dessen sich die Journalisten mit den Vorgängen im Westen und im Osten zu befassen hatten. Einzelnes aus diesem Jahre ist sehr gelungen, so die politisch-ökonomische Auseinandersetzung von der Grösse Frankreichs und der Ohnmacht Deutschlands, und der Versuch, den zögernden schwäbischen Kreis für den Krieg zu erwärmen. Brandenburg hielt sich während dieser verhängnisvollen Jahre immer abseits und beantwortete die Kriegsforderungen Österreichs mit heftigen Protesten, in denen darauf hingewiesen war,

dass unter den jetzigen Umständen nur der Friede für Deutschland gedeihlich sein könnte. Zum wenigsten aber war der Kurfürst verpflichtet, als Reichsstand, und noch dazu als der mächtigste nach dem Kaiser, diesem wider die Türken zu helfen. Es wurde bei ihm angeklopft, aber vergebens, und der „polnische Edelmann Stanislaus Lysimachus“ hatte mit seinen Hinweisen auf die eifrige Bethätigung der Liebe zum Vaterland bei Friedrich Wilhelm kein Glück. Das Jahr 1683 verfliesst unter glücklichen Auspicien: neue Hoffnung belebt die Gemüter. So naht das Jahr 1684. Wien und Strassburg werden in zwei kunstvoll ausgearbeiteten Schreiben einander gegenübergestellt. Die übrigen Schriften dieses Jahres erheben sich mit wenigen Ausnahmen nicht über das Durchschnittsniveau. Hatte aber einmal ein Buch oder ein Artikel, in deutscher oder in fremder Sprache geschrieben, Anklang beim Publikum gefunden und sich Absatz verschafft, so war gleich ein Heer von Abschreibern oder Übersetzern bereit, das Erzeugnis der Litteratur auch für sich auszubeuten. Der vielleicht schon volltönende Titel des Originals wurde durch einen wo möglich noch mehr versprechenden ersetzt, und so wanderte das Plagiat oder die Übersetzung als neue Zeitung in die Welt. Das konnte um so leichter geschehen, da man dem Abschreiber oder Übersetzer nichts anhaben konnte, denn ein Gesetz gegen unbefugten Nachdruck gab es vor zweihundert Jahren noch nicht, ebensowenig wie es möglich war, sich das Recht der Übersetzung vorzubehalten.

Natürlich hatte Hornick, der neben Leibniz bei weitem die bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Flugschriftenlitteratur des ausgehenden 17. Jahrhunderts aufzuweisen hatte, unter diesen misslichen Verhältnissen ebenfalls viel zu leiden, besonders da er in seinen frankopolitischen Traktaten den Franzosen de Cassan, Aubery und Maimbourg eine in staatsrechtlicher und historischer Hinsicht vollendete Abfertigung hatte zuteil werden lassen, die viel gelesen wurde. Seine Apologie der Waldeckischen Allianz ist eine zwar nicht immer streng bei der Sache bleibende, doch recht klare Darlegung des Zweckes, den der Laxenburger Bund verfolgte, und eine treffende Zurückweisung der brandenburgischen Angriffe. Dass Friedrich Wilhelm nicht gerade übermässig zart von Hornick behandelt wurde, hatte er sich selbst zuzuschreiben: durch seine „Churbrandenburgische Declaration“ hatte er die Österreicher aufs tiefste verletzt.

So weit reden die deutschen Publizisten über den Fall Strassburgs dem Charakter des betrübenden Ereignisses gemäss, wenn sie nicht in Jammer über den „Verrat“ der Stadt ausbrechen, in trockenem und sachlichem Tone. Nun ist damit oft eine gewisse Langeweile verbunden; dass diese nicht überhand nahm, dafür sorgte der „Strassburgische Staats-Simplicius“ mit seinen lustig geschriebenen Reiserelationen, die manche Perle nicht nur echten Humors und schneidender Satire — man denke nur an die Auslegung des Städtenamens „Regensburg“ —, sondern auch kraftvollen Ernstes und wahrer Empfindung bergen. Für ihn war Strassburg noch nicht verloren, er glaubte es bald wieder mit dem Vaterland vereinigt zu sehen. Den Deutschen seiner Zeit galt sein

„Kurtzer, Doch viel in sich begreiffender, Reims-weiss gestellter, Schluss- und Auffmunterungs-Wunsch an das allerliebste Teutschland.

So steht dann Teutsche Helden endlich einst vor einen Mann,
Und rettet Strassburg, auch was sonst Franckreich hat weggerafft;
Dann weil AUGUSTUS, euer Haupt, so tapffer geht voran,
Und euch die Bahn zur Freyheits-Rettung wie ein Vatter macht:
So folget nach wie Fürsten-Leut' und weicht nicht Franckreichs Spott',
Dem Spott, so er, vorlängsten, euch hat ins Gesicht gesagt.
Dann weil euer Recht ist Sonnen-klar wird euch beystehen GOtt.
Geht nur dem Hahnen-Trotz entgegen frisch und unverzagt;
Als welcher nur alleine sucht, im Bomben-Loch sein Recht,
Und in der Unionen-Höhl; allwo das Recht obscur:
Daher der Aussgang, seiner Seits, auch dörfft seyn krum und schlecht,
Und der auss B.Mol süsse Thon wol gehn auss auff B.Dur.
Drumb steht ihr Teutsche Ritters-Leut nur feste auff der Hut,
Und schützt mit Macht und Einigkeit den liebsten Neben-Stand:
Dann weil euer Leben mit drang' hängt, so wagt doch Guth und Bluth:
So wird errettet werden bald, das schönste Elsass-Land.
Nun grüne unverwelckt, und stets, Jungfrau GERMANIA,
Und lass durch Franckreichs List und Tück dein grünen nicht vergeh'n,
Weil du vom germinirn den Ruhm und Nahmen führst beynah;
Sonst dörffestu, zuletzt, gantz welck, ja wohl gar grünloss, steh'n,

am ENDE“.

Beilagen.

I.

(Münchner Staatsbibl. L. eleg. m. 253/7. Ein Rarum). Mit farbigen Strassb. und franz. Emblemen geziert.

(Vgl. oben S. 14.)

Metamorphosis Strassburgica, Orbi Parabola Miranda, Hosti Ridenda, Civitati Deploranda.

Argentina Lilio-cupletata.

Argentum vivum sympathice ut allicit aurum:
Argent-auratum petiit sic Lilia trina.

M.DC.LXXXII.

Lilien-bereichtes Strassburg.

Gleich wie Queck-Silber an sich ziehet
Das Gold; so Strassburg d'Statt,
Mit einer Lili nicht begnüget,
Drey wollt Sie, wie Sies' hat.

Lilia trina Tibi num credis ferre decorem?
Falleris, aeternum sunt peripsema tuum.
Perdita cum jaceant belli tormenta superba,
Aurum, Libertas, Relligioque simul.

(Es folgen Narrenkappe und Wappenschilder.)

Strassburg, ein Spott der gantzen Welt,
Ein Gilg vmb Drey hat geben,
Was noch mehr? d'Freyheit, G'schütz vnd Gelt,
D'Religion darneben.

(Hier stehen Sonnen, Monde, Lilien und Kronen.)

Nam:

Aquila fit gallina, . . . Opulentia fit ruina:
Domina fit ancilla, . . Catena fit armilla:
Restis fit monile, . . . Stramen fit cubile.

Urbs

Famosa fit infamis, . Repleta fit inanis:
Franciae fit amabilis . Imperio detestabilis:
Liberrima fit capta, . Virgo pudica rapta.
Armata fit inermis . Ut senex vir imberbis,
Invicta cito vincitur, . Circumvallata proditur.
Munita superatur, . Pugnaxque debellatur.

Et fortis subjugatur
Argentina.
Ex te Germanorum gravitas extruditur,
Gallorum levitas intruditur.
Honestas et modestia, fiunt petulantia:
Synceritasque Fraudulentia.
O Cives plus-quam miseri, Cur Patri Vestro Caesari
Fuistis tam ingrati?
Clamatis nunc, o Superi! Ad quid sumus nati?
Lassantur nostri humeri, Oneribus gravati:
Heu! quam Allemannis imperant,
Pro nunc Effaeminati!
Hos imposuisti super capita nostra. Psal. 65.
Subdita quam subito, quae modo Domna fuit!
Casu improviso, quae valuere ruunt.
Ah! altum Argentina premis quem corde dolorem.
Cum
Argentina, Aurifodina, sis ecce Popina:
Sed
perditio tua ex te.
Quia
SI VOLVIsses, IMperatorIs te CVstoDIa
proteXIsset.
ArgentIna o MIsera sI pVgnaVIsses LIbera
haVD esses tV CaptIVa.
Tu Argentina
Alias importunata, Semperque fortunata,
Quod faciem tuam Dominus implevit ignominia,
Salubri contumelia,
Est hoc praeclarum omen, Ut quaeras suum nomen.
Recht machts dich an GOtt zuglauben,
Den du niemal ghabt vor Augen.
Unum adhuc pronuntio, et summe tecum doleo,
Fer tu cum patientia, adversum contingentia,
Quod tibi exprobretur, abhinc ad multa tempora
Hoc carmen audietur.
O ArgentIna, non esses In rVIna, tanto sI a FranCIa,
non fVIsset DeXtera MVnere repLeta. Ps. 25.
Sic auro, quo vult, mortalia pectora vertit
LUDOVICUS Magnus, Decimus Quartus,
Galliae ac Navarrae REX,
Arte non Marte.
Strasburga
Timendum posthaec tibi, quod et laesa Primi
LEOPOLDI semper AUGUSTI Majestas
Decretet in te isthaec et similia,
Per indicta Francofurti Comitia.
Excludantur ab Imperio, qui probati
sunt argento. Psal. 67.
Strasburga

Amica mea, sic cras alloquenda, ut scias quae-
nam postea, sint tibi facienda.
Interim:
Quam longae manus Regum sint, simul et avarae,
Experimento capito Regis nunc Navarrae.
Ora, ut non diutina, clamitet in mora, miser
tuus incola, amaritudo amarissima!
sed dicat cum laetitia,
Factus est Deus in auxilium spei nostrae. Psal. 89.
Argentina.
En tormenta tua bellica, toti mundo cognita,
Gallinarum Regis sunt nunc in manu posita.
Sanandi tua vulnera, monstra mi remedia.
At brevi vociferabere:
Deus noster
Omnes fluctus tuos induxisti super
nos. Psal. 87.
Haec porro tibi insinuo, etiamsi Regio
munimine sis septa:
Dubitatur merito, an sic sis permansura,
Nec affirmaris certo in omnibus secura;
Eloquentur tempora, quae tibi eventura.
Nam
Tantum aevi longinqua valet mutare vetustas.
So vil vermag die Zeit, die Zeit so alles wendet,
Dass sich ein jedes Ding mit ihrem Vmblauff endet.
Morosas autem inter horas haec, flendo,
Gallice cantas:
Helà Strasbourg infortuné pour ta Franchise,
Ton Estat, â present, est per Blieu malheureux.
Rede nur Teutsch, vnd frag dich selbsten:
Freye Fraw Strassburg genannt,
Wer hat dich gsetzt in Bettel-Stand.
Nunquid?
Optares nunc, ut dicere cum Propheta posses:
Cessavit exactor, quievit tributum.
Faelix quem faciunt aliena pericula cautum.
Hättest wohl betracht, g'nommen Beyspihl vnd Hut,
Wie mans Collmar g'macht, geraubet ihres Gut.
Simulque
FortIssIMa e CasaLI Vrbe Inertes eDVXIT HI-
spanos argento et aVro. Psal. 104.
Caeterum
Has inter aerumnas, miseriasque tuas, aceto plenas,
hoc notatu dignum, tibique saluberrimum:
Illà felix (fidei scil.) necessitas, quae te in melius cogit,
ac malo abstrahens ab orco custodit.
Est autem
Quod Argentina, malorum sentina,
fidei rejectae, invita aggregaris.

Propterea
Gaudet et exultat Cor Justorum.
Chari Strasburgenſes, vestri ubi ſunt jam enſes?
Hos ipsi immunes vestra fovistis in urbe,
Qui miseris vobis ſubdita colla premunt.
Valete ſi valeatis.
Argentina
In posterum non alia, nec aptior, haecque noviſsima,
De Te cantabitur cantilena.
NIsI
VIsItastI nos et perfVDIstI nos fILIosqVe nostros ConfVsIone seMpIterna. Pſal. 88.
QVae tIbI eheV MIsera et InfaeLIX ArgentIna DICta ſVnto.

(Hier steht eine Lilie.)

Aquila Anathomizata.
Aquila, quid novi? cur Lilia pectore defers?
Argentina, vides, insignia, perfida mutat.

(Hier der doppelköpfige Adler mit Kaiserkrone und einem Lilienschild.)

Verkehrter Adler.
Sag Adler was tragst an der Brust?
Bist dann dem Reich entronnen?
Nein! Strassburg (ob schon mit Verlust)
Hat mich verg'stalt unb'sonnen.
Adîeu.

II.

(Münchner Staatsbibl. Cod. germ. 1310, f. 146a, herausg. Allgemeine Zeitung 1871, Nr. 10, Beilage, und „Gegenwart" 1872, II. Nr. 40 durch M. G. Thomas.)

Strassburger Vatter Unser.

(Vgl. oben S. 83.)

Ach wie schwer seindt ietzt die Zeiten
Da Verbotten würd Vnss Teütschen
Vmb Frantzosen Lumppen Golt
Zue-rueffen, viuat Leopold

Vatter Vnser.

Lass Unss gemaine nit entgelten
Nicht Vnthreu schelmen schelten
Da im Hertzen wür erkhennen
Vnd dich Vnsrn Vatter nennen

Der du bist.

Dass wür besen mehr als fromen
glaubt, vnd thraut, sein wür khomen
in so gross Ellendt Vnd noth
Das sey Clagt dem höchsten Gott.

in dem Himel.

Doch bey allen Vnsrn Clagen
khünden wür ietzt wider sagen
Das Das schöne Edle Münster
so Von Lutter ware fünster

Geheilliget werde.

Gott woll Vnss sein Genadt Verleichen
Das wür derffen ohne scheuchen
Dich Leopold wider Herrn nennen
Vnd mit mundt Vnd hertz bekhennen

Dein Nam.

Ach Gott thue Dich erbarmen
Vnd erlöss Doch Vns armen
auss Des Frantzosen Dienstbarkheit
Vnd des Adlers Müldtigkheit

Zuekhome Vnss.

Wür wüntschen allesamb ainhöllig
Das es mecht Gott sein geföhlig
Vnd wür khündten, wie Vorhin
khomen widerumb in

Dein Reich.

Gwiss wolten wür threu Verbleiben
Vnd nit lassen Von Dür treiben
auch befleissen ieder Zeit
Das nach aller möglichkheit

Dein will gescheche.

Der Veryebten Missethatt
so begangen Vnser Rath
Vmb Frantzosens guett Vnd gelt
seindt wür Vnschuldig Vor der welt

wie im Himel.

Freylich bildt ihm der Frantzos ein
khein mensch khan ihm mehr gleich sein.
Denn alles nach seinem willen glingt
Vnd nach begehren hinauss bringt

Also auf Erden.

O Herr stürtz disen hochen mueth
Rechne das Vnschuldig Vergossne bluet
Thue Vnns der grosen bütt gewehren
Den Khäyser Zu dem rechten Herrn

Gib Vnss heunt.

Gib ins Khäyssers handt, Der Statt Rebellen
Das ers mög nach Verdiensten quellen
Vnd wür im friden khünden geniessen
so wür derzeit entrathen müessen

Vnser täglichs brodt.

O Leopold du Fromer Fürst
gleich wie den hürsch nach wasser dürst
also Verlangt Vnss Deine genad
Verzeich Vnss die missethatt

Vnd Vergibe Vnss.

Dan Gott weiss, das disses alles hat
Der Gott Vergessne halbe Rath
Vnd wür daruom khein wortt gewist
Daher es nit gewessen ist
Vnsser schuldt.

Jedoch bey Vnuerschuldten sachen
Das gantze Reich Vnss thuett ausslachen
will khainer nit, auss ihnen all
sich geben in so Vnglikh fahl
Als wür.

Wahr ist das sprichwordt in der welt
alles Verkhaufft man Umb das gelt
Ehr, Threu, Vnd gueten nam̄en darbey
Die haben wür ietzt alle Drey
Vergeben.

Hetten wir gläubt Augſpurgs Witz
Prösp khnallen lassen Vnsser gschitz
Das gelt in Thurn nit so gsparth
Und nit gewessen also hart
Vnsern schuldigen.

Ach ihr Verfluchte Obrigkheit
hatt ihr getrauet nit so weith
Dem hanen Zue der Antworth geben
bhalts gelt, lass Vnss beim Adler leben
Vnd führe Vnss nit in Versuechung.
Zum Khäyser wür die hendt aufrekhen
in diser Noth lass Vnss nit stökhen
Vergib Vnss die Veryhebte schmach
gedenkh nit, der Verdienten Rach
sonder erlösse Vnss.

Dan ohne hilff ist alles zu spatt
Zufinden wissen wür kheinen Rath
auck alle Vnssere pundts gesöllen
Vnss nit mehr khinden Vnd helffen wöllen
Von dem ybel.

Erhalt O Herr des khäyssers waffen
her auf an Vnss die Sündt Zu straffen
fihre ab Von Vnss Frantzosens macht
Vnd gib Vnss in dess Khäysers wacht.
Amen.

Schikh Vnserm khäyser mit Frankhreich
Und dem Türckhen fridt Zugleich
Thue auch Vnsern armen Vnderthonen
Mit hunger Vnd dem Sterb Verschonen.
Das werde wahr
in disem 1683 Jahr.

III.

(Münchner Staatsbibl. Cod. lat. 10816, f. 159.)

Abgebildete Tapfferkeit der Vesten Stadt Strassburgk, gegen den Frantzöischen Helden Monclas.

1. Pfuy Strassburgk schäme dich,
Soll nun dein Zeüghauss strahlen
Pfui Dich wie liederlich
Ist Deine Ehr gefallen.
Hier liegt sie in dem Koth,
Ist das nicht Schand und Spott.

2. Es muss die gantze Welt
Von Deinem Zeüghauss wissen,
Wie ist es ietzt bestellt,
Mit Koth und Dreck beschmissen,
Drümb hast Du ietzt davon
Nichts als nur Spott und Hohn.

3. Venetianer Macht
Die ist noch nicht matt worden,
Augspurger grosser Pracht
Steht noch in seinen Orden,
Der Ullmer reiches Geld
Ist auch noch wohl bestellt.

4. Der Nürnberger Witz
lebt gleichsam neü gebohren,
Nur Strassburgk dein Geschütz,
Im Zeüghauss ist Verlohren,
Ist das nicht Schand und Spott,
Pfui schäm dich nur Zu todt.

5. Wo ist die schöne Uhr,
Das Wunder Kunstgemächte,
Ach wann, ach wann doch nur
Des Alten Manns Geschlechte,
Hätt sollen Meister seyn,
So wär die Uhr noch dein.

6. Wo ist Dein Stoltzer Rath,
Und Deine stoltze Zünffte,
Vor welchen man sich hatt
Bey den Zusammen Künften
Entsetzet. Pfui! mann Spott!
Itzt liegt Der Stoltz im Koth.

7. Wo ist Dein Öllenbergk,
Wo Deine Musen Söhne,
Wo ist Dein Orgel Werck
Und dessen Kunstgethöne,
Pfui! Das hat der Frantzoss
Darzu auch Dein Geschoss.

8. Wo ist die Ehre Dein,
Da man dich hat genennet
Die Jungfer an dem Rhein,
Und Dich dafür erkennet.
Du bist mit Deiner Uhr
Jetzt worden eine Huhr.

9. Monclass Der Kluge Held
Hatt Dich mit Lust geblendet,
Und alles wohl bestellt,
Biss er dich hatt geschändet.
Pfui! Schäme Dich doch nur,
Du Schandt und geile Huhr.

10. Was hilft es dich ietzund,
Dass Dir nun die Frantzosen
Geschmieret Deinen Mundt,
Glaub nur der Liebes Kosen!
Ach sieh der Spott und Hohn
Ist Dein Verdienter Lohn.

11. Wer Dich Zuvor gekennt,
und Dich hat hoch gepriesen,
Von Dem wird dir Vergönnt,
Dass mann Dir hatt erwiesen
Itzt solchen grossen Spott.
Bey Deiner Jungfer Todt.

12. Was gilts es werden sich
Die andern an Dir stossen,
Und nicht so liederlich
Die Lender die Frantzosen
Aufnehmen in Der Thür,
Der Schadt bleibt Dir und mir.

13. Es wird im gantzen Reich
Kein solcher Narr mehr leben,
Wer sich Strassburgern gleich
Dem Frantzmann wird ergeben,
Ein iede Dahm wird hier
Beschützen ihre Zier.

14. Nur Strassburgk wird allein
Die stoltze Reichs Huhr bleiben,
So lang die Welt wird seyn,
Wird mann Von Strassburg schreiben,
Die Dahm am Rhein ist todt,
Ist Das nicht Schand und Spott.

IV.

(Münchner Staatsbibl. Cod. germ. 1310, f. 143; mit Abweichungen Cod. lat. 10816, f. 160.)

Dass Nagl Neue Piquetspüll.

FranckhReich.

Pik: Repik: Vnndt Capot, Wem die gefallen nicht
Dem Schmeiss ich noch darzue die Kartten in das gsicht.

Hollandt.

Diss neüe bösse spüll ist loss dardurch erreget,
Weil wür die alte Kartt Zu Zeitlich hingeleget.

Chur Brandtenburg.

Was Traülich ich gesagt, findt sich iezt in der Tatt,
Wer fridt an mich gemacht, der schaff ihm auch nun Rath.

Spannien.

Weil mir das Glickh in allem war Zuwider,
Muess Wider meinen Wüllen die Kartten legen nider.

Die Schweitz.

Da noch Stundt auf dem spüll Burgundt in selben Tagen
Da Wär es Zeit gewesst, ein Trumpf mit dran zu wagen.

Khayser.

Ich Wage doch noch eins, der höchste sey mein schildt,
In dem es dises mahl die Cron Vndt Scepter gildt.

Hertzog zu Lünenburg.

Der dapfer heldten Muth ist Vnss noch angebohren,
Dass spüll kann wendten sich, gantz ists noch nit Verloren.

Engelandt.

Die Souerenität stekht mir so sehr im Hertzen
sonnst lüess ich Niderlandt so schändtlich nit Verschertzen.

Strassburg.

Guett, Ehr, Hochmuth vndt Pracht, so bey mir war zu Fündten
ist auf einmahl Verspült in Zeit von nur 4 Stundten.

Regenspurg Reichs Tag.

Es ist doch einmahl . . . . . (Fried) Wass soll dan dises Wesen?
Es gehört ia Zeit darzue die Kartten ausszulesen.

Philipsburg.

Vndt meine schantz ist fort, beförchte nur Zuuüll
Man bring mich endtlich auch noch in das Kartten spüll.

Deputirte zu Franckhfort.

Wo man Carthanen nümbt ahn Würffels Staatt vndt Kartten
Da ist nit aner Zeit, da mag der Deüfel khartten.

Speyr Vndt Wormbs.

Für Vnss fangt man fürwar khein eügen spüll nit ahn
Wür müessen eben wol Zue frey gab dran.

Mainz.

Franckhreich das halt mich schon für mehr alss halb sein eügen
seindt meine schwestern fort, so muess ich auch mit geigen.

Gemeine Kathol. Geistl.

Wan das Spüll laufft so fort, so haben liebe Brüeder
all Vnser geistl. Gutt, Wür in gar khürtze Wider.

Chur Pfaltz.

Wendt ich auf dises Spüll Vernunfft Vnd alle Sūne
So sich ich schon Vor auss Das ich doch nüchts gewünne.

Chur Sachsen Vnndt Bayren.

Vnss gehet dises Spüll noch gantz vnndt gar nit an,
Vnss bringt auch kheiner nit alss nur per force dran.

Schweden.

Vnndt Weill ich hab gewackht, leib, leben, landt vndt Cron
Chrüeg ich dess Deüfels Danckh Zue Bürkhenfeldt daruon.

Dennen Markht.

Ich hatte einen gehen den Mars nach Hauss geschickht,
So hatt ein neües Spüll mir solchen pass Verrückht.

Graff Tekeli.

Ich spüll mit frembdem Gelt, Darzu mit frembden Kartten,
Brings Vnglickh oder Glickh das muess ich noch erwartten.

Türckh.

Es ist bey disem Spüll für mich Wass Zueriagen
Drumb Wüll Zu rechter Zeit, annoch nit, contra sagen.

Der Churfürsten Gelehrte vndt Camer Räth.

Wür die wür yberall den Staatt regieren wollen,
Hetten auch allerdings wüssen vndt Verstehen sollen
Wie mechtig seye Colligere
paecuniam in tempore.
Wass Strassburg für pulfuer Verschossen,
Vndt Die Frantzosen für bluett Vergossen,
Das ist Zu fündten am bladt dahündten
vertat.

(Wenn man aber umwendet, so ist nichts mehr zu finden.)

Nachtrag.

Im vergangenen Jahre ist das zweite Stück des zweiten Teiles von Knuttel's Katalog der Pamphletensammlung der königlichen Bibliothek im Haag erschienen unter dem Titel: Catalogus van de Pamfletten-Verzameling berustende in de koninklijke Bibliotheek bewerkt, met aanteekeningen en een register der schrijvers voorzien, door Dr. W. P. C. Knuttel onder-bibliothecaris der koninklijke bibliotheek. Tweede Deel. Tweede Stuk. 1668—1688. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff 1895.

Für den Zeitraum von 1681 bis 1684 führt Knuttel folgende Stücke an, die in der vorliegenden Arbeit besprochen bezw. erwähnt worden sind:

11808 Teutscher Friedens-Rath In Etlichen, theils iüngst-verwichenen, theils annoch lauffenden Monath verhandelten Reichs-Actis vorgestellet. 1682. (Vgl. oben S. 68, Anm. 1.)

11809 Teutschen Friedens-Raths Continuatio I.

11810 L'Empereur et l'Empire trahis, Et par qui et comment. Cologne, Pierre Marteau 1682; (eine französische Übersetzung der S. 147, Anm. 2 genannten Broschüre).

11858 Entretien d'un François avec un Hollandois, Sur les affaires presentes. Cologne, Jacques le Jeune 1683 =

11950 Samenspraeck. Van een gebooren Fransman, En een oprecht Hollander, Over de tegenwoordige toestant der saken, voornamelijck ten opsichte van Vranckrjick en Spanjen. Amersfoort, Paulus Vredebest, Anno 1684. (Vgl. oben S. 126 und 127.)

11859 Entretien Dans le Royaume des Tenebres, Sur les affaires du Temps, entre Mahomet et Mr Colbert, Cy-devant Ministre de France. Cologne, Daniel Hartmann. 1683 =

11947 Samenspraak, Gehouden in 't Rijk der Duysternisse over de toestant van den tegenwoordigen tijt, Tusschen Mahometh En de Heer Colbert, Gewesen Dienaar van Staat in Vranckrijk. In Lageduynen by Simon Regtuyt, 1684. (Vgl. oben S. 128, Anm. 2.)

11863 Gründliche Anzeige Warum die Krohn Franckreich in so mächtigem Flor, das Römische Reich auf dem Falle, und die vereinigte Niederlande auf dem Verlust Durch einen übel getroffenen Frieden stehen, entdecket durch Polidorum Warmund. Freiburg .... 1683. (Vielleicht =)

11949 Vrankrijk Zonder Paalen. Hoe 't tot deze opperste Magt gekomen, en wie er de schuld af is. Anno 1684. (Vgl. oben S. 89 ff.)

11902 Curieuse Abbildung Von gantz Europa, Sambt vorgeschlagener enger Einschliessung Der Monarchie von Franckreich etc. Entworffen und zu sonderbahrem Nachdencken an Tag gegeben von C. B. L. Im Jahre 1684 = Discours Eines Engeländers, den Nachdenklichen Zustand Gegenwärtiger Zeiten in dem gantz erregten Europa betreffend. Aus der Englischen in die Frantzösische und von dieser in die Teutsche Sprache übergetragen. Anno 1682. (Vgl. oben S. 82, Anm. 2.)

11950a Mars Christianissimus autore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roy tres-chrestien contre Les Chrestiens. Cologne, David le Bon, 1684 (Vgl. oben S. 81, Anm. 1.)

Naturgemäss nehmen die Denkschriften des ausserordentlichen französischen Gesandten im Haag, des Grafen d'Avaux (vgl. oben S. 70, Anm. 3) und die Entgegnungen darauf einen breiten Raum in der Sammlung ein

Übrigens unterscheidet Knuttel zwischen „documenten" oder „staatsstukken" und „blaauwboekjes". Von den letzteren hat schon Leibniz zu berichten gewusst. (Vgl. oben S. 80, Anm. 2.)

Wir lernen aus dieser vergleichenden Zusammenstellung, welche Verbreitung damals interessante Flugschriften fanden, und wie verschieden oft die Übersetzungen waren, die sie sich gefallen lassen mussten.

An dieser Stelle möchte ich noch auf des Benediktiners Simon Rettenbacher, eines „deutschen Horaz", lyrische Gedichte hinweisen, unter denen einige patriotischen Inhalts hervorragen, besonders eine Ode mit der Überschrift: Germania invicta, si conjuncta, in welcher der Rheinstrom klagend seine Stimme erhebt, dass seine vordem freien Ufer jetzt in Fesseln geschlagen und einem fremden Volke unterthan geworden sind. Dagegen preist die Donau die Helden, die sie von den Türken befreit haben, und sie ruft dem Rheine zu, seine Ketten zu zersprengen. Das Gedicht scheint direkt unter dem Eindruck, den die Entsetzung Wiens hervorrief, entstanden zu sein. Man wird beim Lesen der Ode unwillkürlich an die patriotischen Ergüsse des schlesischen Edelmanns erinnert, der den Rhein von seiner alten Freiheit erzählen und Alldeutschlend auffordern lässt, seine Ufer von den Feinden zu säubern; auch Hornicks begeisterte Worte vom Rheinstrom am Schlusse des Berichtes von Lothringen haben viel Ähnlichkeit mit den Versen seines geistlichen Zeitgenossen und Mitstreiters für die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche. Die Poesien Rettenbachers sind unter folgendem Titel erschienen: P. Simon Rettenbachers lyrische Gedichte. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von P. Tassilo Lehner O. S. B., Professor am Gymnasium zu Kremsmünster. Wien, Norbertus-Druckerei 1893. (Unsere Ode auf p. 367.) Die Rezension von Bernhard Münz (Wien) findet sich im Februarheft 1896 der Zeitschrift „Nord und Süd", S. 262 ff., die metrische Verdeutschung unserer Ode von Professor Edward Samhaber in Linz S. 264 und 265.

Vita.

Karl Hölscher, geboren am 19. März 1872 zu Kreuznach als Sohn des Kaufmanns Karl Hölscher, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und seit Ostern 1889 das Grossh. Ludwig-Georgs-Gymnasium zu Darmstadt. Als im Herbst 1890 dort das Grossh. Neue Gymnasium errichtet wurde, siedelten die drei obersten Osterklassen aus der alten Anstalt in die neue über, und hier bestand er am 9. März 1892 unter Direktor Nodnagel das Abiturientenexamen. Mit Beginn des Sommersemesters 1892 ging er nach Heidelberg, um sich hier dem Studium der Geschichte zu widmen. Er wohnte den Vorlesungen Kuno Fischers, Neumanns, Winkelmanns, Erdmannsdörffers und Heycks bei und nahm Teil an den historischen Übungen Erdmannsdörffers. Im Frühjahr 1893 begab er sich nach München und hörte hier bei Knöpfler, von Amira, von Riehl, Friedrich, Breymann, Paul, Heigel, Grauert, Muncker, von Rockinger, Simonsfeld und Chroust. Er besuchte das historische Seminar unter Heigels und Grauerts Leitung, beteiligte sich an den litterargeschichtlichen Übungen Munckers und an den historischen bei Simonsfeld und Fester. Er bestand am 13. März 1896 das examen rigorosum aus Geschichte als Hauptfach, Litteraturgeschichte und historischen Hilfswissenschaften als Nebenfächern unter dem Dekan Friedrich, den Examinatoren Heigel, Grauert, Paul und Simonsfeld und promovierte darauf am 6. Mai 1896.

Allen seinen Lehrern sagt er an dieser Stelle noch einmal seinen innigsten und wärmsten Dank.

Berichtigungen.

Seite 7, Anm. 2, Zeile 3 v. o. lies *Schwidnicii* statt Schweidnicii.
„ 11, Zeile 4 v. u. lies *Streitkräfte* statt Streikräfte.
„ 13, Anm. 1, Zeile 2 lies *Laxenburger* statt Laxemburger.
„ 14, Zeile 12 v. o. lies *liesse* statt liese.
„ 16, „ 2 „ u. „ *massen* statt wessen.
„ 37, „ 10 „ u. „ *Austriacae* statt Austriaeae.
„ 40, „ 4 „ o. „ *grossen Irrtum* statt gossen Irrtrum.
„ 44, Anm. 2, Zeile 2 v. u. lies *cette qualité* statt certe qualité.
„ 57, Zeile 8 v. o. lies *aut* statt auf.
„ 57, „ 7 „ u. „ *Alliierten* statt Aliierten.
„ 74, Anm. 1, Zeile 2 v. o. lies *Kayserl.* statt Kasyerl.
„ 79, „ 1, „ 8 „ „ „ *So 1682* statt So als 1682.
„ 80, Zeile 12 v. o. lies *politisches* statt polititisches.
„ 105, „ 18 „ „ „ *hervorgerufen* statt herorgerufen.
„ 113, „ 17 „ „ „ *Allerchristlichsten* statt Allerchristlichen.
„ 133, „ 16 „ „ „ *ihrem* statt ihren.
„ 138, „ 3 „ u. „ *zulänglich* statt zugänglich.
„ 142, „ 5 „ o. „ *politischem* statt politischen.
„ 150, „ 20 „ „ „ *gezierten* statt gezierter.